Verlag von DUNCKER & HUMBLOT in Leipzig.

Max Duncker,

Aus der Zeit Friedrichs des Grossen und Friedrich Wilhelms III. Abhandlungen zur preussischen Geschichte. gr. 8. 1876. 12 M.; geb. 13 M. 40 Pf.

Inhalt: Eine Flugschrift des Kronprinzen Friedrich. — Die Schlacht von Kollin. — Die Besitzergreifung von Westpreussen. — Preussen während der französischen Occupation. — Eine Milliarde Kriegsentschädigung, welche Preussen Frankreich gezahlt hat. — Die Mission des Obersten von Knesebeck nach Petersburg.

Julius Eckardt,

Russische und baltische Charakterbilder aus Geschichte und Literatur. *Zweite* Auflage der »Baltischen Culturstudien«. 34 Bogen. gr. 8. 1876. 10 Mark.

Inhalt: Philipp Wigel, der deutsche Nationalrusse. — Die altgläubigen Sectirer in Russland, Oesterreich und der Türkei. — P. M. Leontjew und die russische Presse. — Die „neue Formel der Civilisation". — Jwan Turgénjew und seine Zeitgenossen. — Ernst Gideon von Loudon. — Eine livländische Spukgeschichte. — Albert Hollander. — Ferdinand Walter.

Bilder aus der Petersburger Gesellschaft. Vierte Auflage. 8. Preis 6 M. 40 Pf.

Inhalt: Die Grossfürstin Helene. — Graf Peter Schuwaloff. — Die Gräfin Antoinette Bludoff. — Die Gräfen Adlerberg. — Die Brüder Miljutin. — Fürst Gortschakoff. — Graf Protassoff. — P. A. Walujeff. — General Ignatjeff. — Unsere Unterrichtsminister. — Journalisten und Schriftsteller.

Neue Bilder aus der Petersburger Gesellschaft. Zweite Auflage. 8. Preis 2 Thlr.

Inhalt: Die Nationalitäten. — Kaiserliche Brüder und Söhne. — Fürst Bismarck in St. Petersburg. — Literatur und Literaten unter Kaiser Nicolaus I. — Puschkin und Dantés. — Das höhere Beamtenthum. — Wassily Ostroff und die Akademie der Wissenschaften.

Karl Emil Franzos,

Aus Halb-Asien. Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrussland und Rumänien. Zwei Bände. 1876. 10 Mark; geb. 12 Mark.

Inhalt:

I. BAND. „Aus Halbasien" (Einleitung). — Der Aufstand von Wolowce. — Jüdische Polen. — Schiller in Barnow. — Von Wien nach Czernowitz. — Zwischen Dniester und Bistrizza. — Ein Culturfest. (Das Jubiläum der Bukowina; die Gründung der Universität Czernowitz.) — Rumänische Frauen. — Jancu der Richter. — Gouvernanten und Gespielen. — Todte Seelen. — Ein jüdisches Volksgericht. — Der schwarze Abraham. — Nur ein Ei.

II. BAND. Kossuth-Jagden. — Auch ein Hochverräther. — Der lateinische Kanonier. — Der Schnapsgraf. — Am Altare. — Wladislaw und Wladislawa. — Im Hafen von Odessa. — Die Leute vom „wahren Glauben". — Der Richter von Biala. — Nikolaj Pawloff.

267 D

Verlag von DUNCKER & HUMBLOT in Leipzig.

Wilhelm von Giesebrecht,

Deutsche Reden. 2 Mark 40 Pf.

Inhalt: Die Entwickelung der modernen deutschen Geschichtswissenschaft. — Der erste deutsche Missionär in Preussen. — Ueber einige ältere Darstellungen der deutschen Kaiserzeit. — Die Entwickelung des deutschen Volksbewusstseins. — Der Einfluss der deutschen Hochschulen auf die nationale Entwickelung.

Leopold von Ranke,

Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Fünfte Auflage. Sechs Bände. gr. 8. 30 M.; geb. 36 M.

Leopold von Ranke,

Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten. Sechste Auflage. 3 Bände. gr. 8. Preis 16 M.; geb. 20 M.

Julian Schmidt,

Bilder aus dem geistigen Leben unsrer Zeit. Preis 8 M.

Inhalt: Die neue Generation. — Der Einfluss des preussischen Staats auf die deutsche Literatur. — Studien über die romantische Schule. — Walter Scott. — Sainte Beuve und die französische Romantik. — Edward Bulwer. — George Eliot. — Paul Heyse. — Iwan Turgénjew. — Erkmann-Chatrian.

Julian Schmidt,

Bilder aus dem geistigen Leben unsrer Zeit. Neue Folge. Preis 8 M.

Inhalt: Dickens. — F. Caballero und Alt-Spanien. — Lamartine. — Pariser moralische Velleitäten. — Heine. — Berliner Plaudereien. — Der Krieg gegen Frankreich.

Julian Schmidt,

Neue Bilder aus dem geistigen Leben unsrer Zeit. Preis 8 M.

Inhalt: Fragmente über Shakespeare. — G. Gervinus. — Wilibald Alexis. — Herman Grimm. — Friedr. Spielhagen. — Fritz Reuter. — Die Philosophie und das Katheder.

Julian Schmidt,

Characterbilder aus der zeitgenössischen Literatur. gr. 8. Preis 8 M.

Inhalt: D. F. Strauss. — B. Auerbach. — O. Ludwig. — M. Jokai. — Turgénjew u. Pisemski. — Studien über den englischen Roman. — P. Heyse. — K. Rosenkranz. — M. Haupt. — Hoffmann von Fallersleben. — F. Halm. — F. Grillparzer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

MILTON

UND SEINE ZEIT.

ERSTER THEIL.

1608—1649.

49 a

MILTON

UND SEINE ZEIT.

Von

ALFRED STERN,

ausserord. Professor der Geschichte a. d. Universität Bern.

ERSTER THEIL.

1608—1649.

Erstes Buch. Vor dem Ausbruch der Revolution.

LEIPZIG.

VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT.

1877.

Engraved by Edw.d Radclyffe.

MILTON, ÆTAT. 21.

MILTON

UND SEINE ZEIT.

Von

ALFRED STERN.

Erstes Buch.

Vor dem Ausbruch der Revolution.

1608—1639.

Mit einem Portrait des einundzwanzigjährigen Milton.

LEIPZIG.
VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT.
1877.

Biogr. 785 da/1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Das Recht der Uebersetzung wie alle andern Rechte vorbehalten von der

Verlagsbuchhandlung.

G

Vorwort.

Als ich anfieng, mich mit den Werken John Milton's bekannt zu machen, lag mir der Gedanke fern, mich an seiner Biographie zu versuchen. Erst das genauere Studium vorzüglich seiner prosaischen Schriften liess mich diesen Plan ernstlich in's Auge fassen. Auch schien mir seine Ausführung durch frühere deutsche Leistungen, welche demselben Gegenstande gewidmet sind, nicht überflüssig gemacht worden zu sein. Wir besitzen geistvolle Essays, wie die von Treitschke und Pauli, eine gute Besprechung der prosaischen Hauptwerke Milton's von G. Weber, auf welche neuerdings eine Uebersetzung derselben von Bernhardi gefolgt ist, eine fein ausgearbeitete biographische Skizze von Liebert u. a. m. Indessen an einer umfassenden Lebens-Beschreibung Milton's, welche sein Werden und Schaffen im Zusammenhang mit der Geschichte seiner Zeit zu schildern versuchte, hat es uns bisjetzt gefehlt.

In der That wird es immer gewagt erscheinen, ein ausgeführtes Bild von einer der schriftstellerischen Grössen einer fremden Nation zu zeichnen, selbst wenn ihm nicht so manche unserer Anschauung ungewohnte Züge beizumischen wären, wie es in diesem Falle nöthig ist. Dazu kommt, dass der grösste geistige Vertreter des Puritanismus in England selbst kürzlich einen Biographen gefunden hat, mit dem es kaum möglich erscheint zu wetteifern, weil sein Fleiss und seine

Genauigkeit einem jeden, der nach ihm dasselbe Feld betritt, nur wenig übrig zu lassen drohen. Als ich mich anschickte, Hand an's Werk zu legen, fand ich den 1859 erschienenen ersten Band des Lebens Milton's von David Masson bereits vor. Während ich mit der Ausarbeitung beschäftigt war, wurden zwei weitere Bände desselben Werkes veröffentlicht, und in diesen hat der Verfasser die Darstellung beinahe bis zu dem Punkt geführt, welcher dem ersten Theile meiner Arbeit als Ziel gesteckt war. Nur eine der wichtigsten politischen Schriften Milton's kommt hier noch zur Behandlung, die dort für die Fortsetzung aufgespart geblieben ist. Fast jede Seite des ersten Theiles meines Buches wird Zeugnis dafür ablegen, was es den Forschungen Masson's verdankt. Nicht minder ist mir die musterhafte Ausgabe der poetischen Werke Milton's, welche dieselbe Hand besorgt hat, von grösstem Nutzen gewesen. Endlich haben die mannichfachen mündlichen wie schriftlichen Belehrungen und sonstige Zeichen der Theilnahme, mit denen H. Masson meinen Studien zu Hilfe kam, mich zum herzlichsten Danke gegen ihn verpflichtet.

Ermuthigt durch den Zuspruch von dieser Seite, nahm ich keinen Anstand, an dem einmal gefassten Plane festzuhalten. Denn immerhin war dem Biographen Milton's, der zunächst für deutsche Leser schrieb, eine andere Aufgabe gestellt als demjenigen, welcher ein englisches Publikum im Auge hatte. Hier mochten die einundzwanzighundert Seiten, welche den ersten vierzig Jahren des Dichters gewidmet sind, nicht als zu viel erscheinen, dort wird es fast als ein Wagnis gelten, der Schilderung desselben Zeitabschnittes soviel Raum gewährt zu haben, als es geschehn ist. Im einen Fall war die wörtliche Mittheilung von Aktenstücken und Namens-Listen von Interesse, im anderen war es geboten sich mit kurzen Auszügen und Andeutungen zu begnügen. Beim englischen Leser liess sich die Bekanntschaft mit den wichtigsten Milton'schen Werken entweder voraussetzen oder durch den einfachen Abdruck charakteristischer Stellen am leichtesten vermitteln, für unsre Zwecke war es nothwendig, die schriftstellerischen Erzeugnisse des Dichters wie des Politikers Milton genau zu analy-

siren, um die Möglichkeit ihrer Kritik und ihrer Vergleichung mit entsprechenden Erscheinungen seiner Zeit zu gewähren. Mit diesen Erwägungen verband sich die Hoffnung, die bisherigen Darstellungen hie und da berichtigen oder ergänzen zu können.

Ein längerer Aufenthalt in England, der für die Ausführung meines Planes unerlässlich war, erwies sich in jeder Beziehung als lohnend. Dank der Gefälligkeit, mit welcher man mir in Cambridge wie in Oxford begegnete, war es mir im Sommer 1871 möglich, an dem einen Ort in der Bibliothek des Trinity-College den kostbaren Ms. Band der Milton'schen Gedichte einzusehn, an dem anderen in der Bodleiana namentlich die Biographie Milton's von Aubrey nach der Handschrift mit den gemachten Abdrücken zu vergleichen, sowie die Mss. Aubrey's und Wood's für andere Zwecke zu verwerthen. In London konnte ich aus den Registern von Stationers' Hall eine Reihe von Auszügen machen, die nicht allein für die genaue Zeitbestimmung des Erscheinens einzelner Druckwerke, und darunter vieler der Milton'schen, von Wichtigkeit sind, sondern durch die es auch möglich sein wird zu beweisen, dass Milton selbst, der Verfasser der Areopagitica, eine Zeit lang die Rolle des Censors gespielt hat. In der erzbischöflichen Bibliothek von Lambeth war ein interessanter Sammelband Milton'scher Schriften zu prüfen. Die Benutzung des Public Record-Office, durch Sir Thomas Duffus Hardy bereitwillig gestattet und durch das Entgegenkommen der Herren H. C. und W. D. Hamilton erleichtert, erwies sich, von anderem abgesehn, für die Entstehungs-Geschichte und Kritik der Milton'schen Staatsbriefe von besonderem Werthe. In erster Linie waren aber die Schätze auszubeuten, welche die Bibliothek des britischen Museums in sich birgt. Fühle ich mich dem Institut als solchem zum Ausdruck der Dankbarkeit verpflichtet, so vorzüglich gegenüber H. E. Maunde Thompson, der mit einem unermüdlichen Eifer meine Nachforschungen an Ort und Stelle unterstützt und meine späteren Anfragen beantwortet hat. Die reiche Sammlung der „King's Tracts" bot Mittel

der Aufklärung jener ganzen bewegten Epoche, der Milton angehört, wie sie an keiner Stelle sonst zu finden sein werden. Mehrere Mss. traten hie und da zur Ergänzung des Bildes hinzu. Waren die meisten von ihnen nicht unbekannt, so ist eines, Sloane-Ms. 649, so viel ich sehe, bisher noch nicht gebührend beachtet worden. Es ist von Interesse zur Beurtheilung der Wirksamkeit Samuel Hartlib's, dessen Anregung man Milton's Schrift über die Erziehung verdankt. Eben diesem Ideenkreise gehört grossen Theils die anziehende Korrespondenz zwischen Hartlib und Comenius an, die sich handschriftlich im böhmischen Museum zu Prag befindet. Von Gindely bereits benutzt, wurde mir diese Quelle durch die Güte meines Freundes, des H. Dr. Goll in Prag, vollständig zugänglich gemacht. Auf eine andere Persönlichkeit, die sich den Bestrebungen jener Zeitgenossen Milton's anschliesst, John Durie, sowie auf die auswärtige Politik des Protektorats werden aus den Materialien des züricher Staats-Archivs einige Streiflichter fallen. Direkteren Bezug auf Milton selbst haben die Auszüge aus den Protokollen der florentiner Akademie der Svogliati, welche bisher der Aufmerksamkeit entgangen sind. Auf Anregung des H. Dr. K. Hillebrand durch H. Dr. B. Mangold kopirt, kamen sie mir leider zu spät zu, als dass sie an gehöriger Stelle hätten eingerückt werden können. Sie finden sich daher unter den Anhängen des zweiten Buches als Nachtrag.

Wenn trotz aller Bemühungen der Gewinn an neuem Material ein bescheidener blieb, so wurde es möglich von einigen literarischen Erscheinungen der jüngsten Zeit nicht geringen Nutzen zu ziehn. Die Sammlung der Calendars of State-Papers, im rüstigen Fortschreiten begriffen, dient mehr als alles sonst der Erkenntnis der allgemeinen Geschichte. Die vorzüglichen Editionen älterer englischer Dichter durch A. B. Grosart sind für literar-historische Zwecke um so willkommener, je schwieriger es auf dem Festlande nicht selten ist, sich die Original-Ausgaben zu verschaffen. Von Milton's Commonplace-Book (herausgegeben von A. J. Horwood, Camden-Society 1876), das eine unmittelbare Bedeutung für

die Biographie des Dichters besitzt, hat mich die Gefälligkeit H. S. Rawson Gardiner's noch die Druckbogen einsehen lassen, wie ich denn diesem Gelehrten überhaupt für das Interesse, das er meiner Arbeit gezeigt hat, vielen Dank schulde.

Zum grössten Theile am Sitze einer Hochschule geschrieben, deren Mangel an literarischen Hilfsmitteln sich leider nur allzu oft fühlbar macht, hätte sie mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, wenn ihr nicht die Liberalität der Universitäts-Bibliothek meiner Vaterstadt Göttingen zu Gute gekommen wäre. Auch so indess war Vollständigkeit in Beschaffung des Materials nicht immer zu erreichen, und ich werde nicht selten genöthigt sein, mit Rücksicht hierauf, um die Nachsicht des Lesers zu bitten. Gegen einen anderen naheliegenden Vorwurf hoffe ich durch die Natur meiner Aufgabe selbst geschützt zu sein. Man wird vielleicht finden, dass die allgemeinen Ereignisse mit unbilliger Ausführlichkeit besprochen werden, dass unter ihnen die kirchenpolitischen eine ungebührliche Stelle einnehmen, und dass der Faden der Biographie in dem bunten Gewebe anscheinend abseits liegender Thatsachen mitunter verloren gehe. Man wolle indessen bedenken, dass sich mehrere der hervorragendsten Schriften Milton's gar nicht würdigen lassen ohne genaueste Kenntnis der Ereignisse, die sie behandeln, dass die Frage über das Verhältnis von Kirche und Staat für jene ganze Zeit und für Milton besonders eine der grössten, wenn nicht die grösste von allen gewesen ist, und dass die Vielseitigkeit seines Helden auch den Biographen nöthigt, ihm auf die verschiedensten Gebiete zu folgen. Auch müssen manche Fäden schon zeitig angeknüpft werden, deren Wiederaufnahme erst bei der Schilderung der späteren Lebensjahre des Dichters möglich sein wird. Mein Bestreben war, mir die Worte eines unserer ersten Historiker als Norm dienen zu lassen: „Freiheit und Nothwendigkeit in ihren Verhältnissen, — Collisionen und Wechselwirkungen zu zeigen, ist das untrennbare Geschäft aller Geschichtschreibung, und die Biographie,

ein Theil derselben, kann unmöglich ein anderes Gesetz haben als jene“.

Das Bild, welches diesem Theile vorgesetzt worden ist, mit Benutzung der von Macmillan & Co. überlassenen Platte, ist dasjenige des einundzwanzigjährigen Milton (s. B. I. S. 120).

Der zweite Theil dieser Biographie, welcher sie abzuschliessen bestimmt ist, wird das dritte und vierte Buch „Unter der Republik und dem Protektorat“, „Unter der Restauration“ enthalten. Da mir ein reiches Material vorliegt, und die Ausarbeitung begonnen hat, hoffe ich ihn dem ersten baldigst nachfolgen lassen zu können.

Göttingen, 16. September 1876.

Alfred Stern.

Erstes Buch.

Vor dem Ausbruch der Revolution 1608—1639.

Inhalts-Verzeichnis.

Einleitung . . . . . S. 3—13.

Erstes Kapitel.

Elternhaus und Erziehung . . . . . S. 14—47.

Abstammung 14, 15. Der Vater 16, 17. Die Mutter. Geburt Milton's 18. Geschwister. Das elterliche Haus 19, 20. John Lane, Humphrey Lownes 21, 22. — Das alte London 23—27. — Thomas Young 27—30. Verhältnis zu Young. Die Paul's-Schule 30. Der ältere Gill 31. Alex. Gill, der Sohn 32. Karl Diodati und seine Familie 33. Unterricht in der Paul's-Schule 34—36. Häuslicher Fleiss und Lektüre 36—38. Du Bartas, Sylvester 38. Paraphrase der Psalmen 114, 136. 39. Elegie an Young 40, 41. Der jüngere Gill, poetischer Mentor 42. — Verheiratung von Milton's Schwester mit E. Phillips 43. Europa und England 44—47.

Zweites Kapitel.

Die Lehrjahre auf der Universität Cambridge . . S. 48—122.

Die englischen Universitäten. Colleges 48, 49. Tutoren. Unterschiede der College-Genossen 50. Terms. Quadriennium und Triennium 51. Baccalaureus. Magister artium 52. Doctor. Beamte. Aufnahme Milton's in das Christ-College 53. Christ-College. Bainbrigge. Meade 54, 55. Chappell. Gell. Tovey. Power 56, 57. Chappell, Milton's Tutor 57. Cambridger Celebritäten 58. Leben im College. Studentische Sitten 59. Puritanismus und Formenzwang 60. Regierungsantritt Karls I. Die Pest 60, 61. Milton's Ode auf den Tod der kleinen Phillips 62. Gedichte auf Andrews, Felton, Gostlin, Ridding 63. Gedichte auf die Pulververschwörung 63, 64. Protestantische Befürchtungen 65. Briefwechsel mit Dio-

dati 66. Erste Elegie 67. Siebente Elegie 68. Briefwechsel mit Young und Gill 69, 70. John Cleveland 70. Die Brüder King 71. Gedicht: „Naturam non pati senium“ 72. — Allgemeine Universitätsereignisse 73. Buckingham und die cambridger Kanzlerwahl 74—76. Buckingham's Politik 77. Buckingham's Besuch in Cambridge. Der König in Cambridge 78. Scheitern der Expedition nach Rochelle. Petition of Right 79. Ermordung Buckingham's. Process Gill's 80. — Bestrafung Milton's in Cambridge 81—83. Tovey, Milton's Tutor. Milton Baccalaureus 84. — Elegie auf den Frühling. Elegie an Diodati 85. Ode auf den Morgen von Christi Geburt 86. Oden auf die Beschneidung und Passion 87. Komödie in Cambridge 87. Holland und Chateauneuf in Cambridge. Stubbe's Fraus honesta 88. Die Pest in Cambridge 89, 90. Gedichte auf Hobson. Epitaph der Marquise von Winchester 90, 91. Christoph Milton im Christ-College. Das Königspaar in Cambridge 92. Selbstmord des Vicekanzlers Butts. Milton Magister artium 93. „At a solemn musick“ 94. — Rückblick auf den Studiengang 94—96. Milton's rhetorische Essays. Erste College-Rede 97, 98. Ferien-Rede 1628 im College. Verhältnis zu den Kommilitonen 99—102. Prolusio 102—104. Maske der aristotelischen Prädikamente 104, 105. Dritte College-Rede. Universitäts-Rede „Non dantur“ etc 106. Univ.-Rede über die Harmonie der Sphären 107. Univ.-Rede gegen die Scholastik 108, 109. Rede zum Lobe der Wissenschaft 110, 111. Aufklärung und Naturwissenschaft 112. Rückblick auf die rhetorischen Essays 113. Milton's Idealismus 114. Einfluss des Ramus 115. Einfluss Plato's 115. Gedicht über „die platonische Idee“ etc. 116, 117. Einfluss Bacon's 118, 119. Lebensweise und äussere Erscheinung 120. Milton's Urtheil über das Universitätsleben 121. Schluss der Universitätszeit 122.

Drittes Kapitel.

Kirche und Staat . . . . . S. 123—161.

Lebenspläne. Brief und Sonett 123—125. Der geistliche Beruf 126. — Aussichten für den Puritaner 127. Das göttliche Recht des Bisthums 128, 129. Hochkirchenthum und Absolutismus 130—132. Laud 133, 134. Parlamentarisches Interregnum 134. Auswärtige Politik 135. Innere Politik 136 ff. Sternkammer. Provinzialbehörden 137. Finanzielle Auflagen 138. Das kirchliche Regiment. Stärkung des Puritanismus 138—140. Die Sabbathfeier 140, 141. Arminianismus und Calvinismus 142, 143. Formenzwang 144. Furcht vor Rekatholisirung 145, 146. Lage der Katholiken 147, 148. Kirchliche Visitation und Jurisdiktion. Hohe Kommission 148, 149. Process Leighton 150. Ver-

folgung der Puritaner 151. Lecturers 152. Auswanderung 153. Die Kirche in Schottland 154. Die Kirche in Irland 155. Der Hof 156, 157. Die puritanische Partei. — Milton giebt die geistliche Laufbahn auf 158—161.

Viertes Kapitel.

Blick auf die gleichzeitige poetische Literatur England's . . . . . S. 162—199.

Einleitung 162, 163. Das Drama. Ben Jonson 164. Chapman. Marston. Dekker. Munday. Heywood. Massinger. Webster. Ford. May. Cartwright. Randolph 165, 166. Shirley. Davenant 166, 167. Theater 168. Epos und Lyrik. Spenser 169, 170. Fairfax. Drayton. Drummond 171. Giles und Phineas Fletcher 172, 173. W. Browne 173—175. Reaktion gegen die Spenserianer 176. Wissenschaft und Poesie 177, 178. Davies. Stirling. Brooke. John Donne 179, 180. Cleveland. Cowley 181. Carew 182, 183. Herbert. Crashaw. Quarles 184, 185. Veränderter Charakter der Lyrik. Suckling. Herrick. Habington. Lovelace. Waller 186—188. — Poesie und Hofpartei 189. Angriffe auf den Puritanismus 190. Theater und Puritanismus. Prynne: „Histriomastix“ 191, 192. Poesie und Puritanismus 193. Wither 194—198. Schlussbetrachtung 199.

Fünftes Kapitel.

Die Lehrjahre in Horton . . . . . S. 200—261.

Milton in Horton. Studien 200—202. Besuche von London. Die Brüder Lawes 203. Theater 204, 205. Die Gills und Ben Jonson 206. Landleben. Sonett an die Nachtigall 207. Mailied 208. L'Allegro und Il Penseroso 208—212. — Die Gräfin v. Derby 212, 213. Milton's Arcades 214—216. — Die Familie Bridgewater. Maskenspiele 216—220. Aufführung des Comus. Inhalt 220—228. Quellen. Erycius Puteanus: Comus 229, 230. Ben Jonson: Pleasure reconciled to Virtue 231. Peele: The Old Wive's Tale 231, 232. Fletcher: The faithful shepherdess 232, 233. Stil des Comus 234—236. Kritik des Comus 237, 238. Leitende Idee 239. — Griechische Uebersetzung des 114. Psalmes 239. Tod von Milton's Mutter 239. Veröffentlichung des Comus 240. Briefwechsel mit Diodati 240, 241. Lycidas 241, 242. Puritanische Tendenz 242. — Höhepunkt des Laud'schen Systems 243. Processe gegen Prynne, Burton, Bastwick 244. Gelderpressungen. Schiffsgeld 245. Wentworth in Irland 246—248. Die neuen Kanones und das neue Liturgiebuch für Schottland 249, 250. Unruhen in Edinburg. Covenant 250, 251. — Milton und Shakespeare. Gedicht auf Shakespeare 252, 253.

Milton und Spenser 254. Milton über Dichter und Dichtkunst 255—258. Sehnsucht nach Italien 259. Verheiratung von Christoph Milton 259. Sir Henry Wotton 259—261.

Sechstes Kapitel.

Die Wanderjahre . . . . . S. 262—296.

Reiseplan 262. Paris. Hugo Grotius 263, 264. Genua. Pisa 264, 265. Florenz 265. Akademieen 266—268. Gaddi. Coltellini. Dati. Buommattei. Chimentelli. Francini. Frescobaldi. Malatesti 269—273 Brief an Buommattei 274, 275. Galilei 275—280. Rom 280, 281. F. Barberini. Holstenius. Leonora Baroni. Doni. Salsillus. Selvaggi 282—287. Neapel. Manso 287—289. Gedicht für Manso 289—291. Rückweg nach Rom und Florenz 291. Bologna. Ferrara. Italienische Gedichte 292, 293. Venedig 293. Genf. G. Diodati 294, 295. Heimkehr 296.

Anmerkungen und Anhänge . . . . . S. 297—348.

Anmerkungen.

Anhang I.

Die älteste Biographie Milton's . . . . . S. 335—344.

Anhang II.

Die Genealogie von Milton's Mutter . . . . S. 345—348.

Erstes Buch.

Vor dem Ausbruch der Revolution.

1608—1639.

Einleitung.

Das Andenken des englischen Dichters und Denkers, dessen Leben zu schildern ich mir vorgesetzt habe, ist mit allem, was sein Vaterland und mit vielem, was Europa zu seiner Zeit in Bewegung setzte, auf's engste verknüpft. In gebundener und ungebundener Rede, im Thun und Leiden hat er an mächtigen Ereignissen lebhaften Antheil genommen. Durch innere Neigung dazu gedrängt, sich vom Geräusch der Welt in die stille Werkstatt des Künstlers und Gelehrten zurückzuziehn, hat er sich doch nicht enthalten können, in den Kämpfen des Tages seine Stimme zu erheben, bald zum Schlachtruf, bald zur Klage, mit den Worten schneidigen Hohnes und mit dem Pathos heiligen Zornes, in ruhiger wissenschaftlicher Darlegung und im Sturme dichterischer Begeisterung. Es giebt wenig bedeutende Fragen, die, damals aufgeworfen, in seiner Brust nicht ein Echo, aus seinem Munde nicht eine Antwort gefunden hätten, und man hat wohl Recht gehabt, in seinen Aeusserungen, welche das Drama eines halben Jahrhunderts begleiten und die sich nicht selten zur Höhe allgemeiner Gültigkeit erheben, gleichsam die Stimme des antiken Chores zu erkennen. Obwohl sein Leben an äusseren Wechselfällen nicht eben reich ist, nöthigt es den Darsteller dennoch, die grossen geschichtlichen Vorgänge in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehn. Es kann nicht genügend verstanden werden, wenn nicht der historische Hintergrund, von dem es sich abhebt, einigermassen erhellt wird. Und so ist

es unerlässlich, wenigstens mit ein Paar flüchtigen Zügen an einige Seiten des kirchlichen und politischen Zustandes der Nation, welcher Milton geschenkt wurde, zu erinnern.

An jeder anderen Stelle, wo die Reformation Eingang gefunden hatte, war der Bruch mit den Ueberlieferungen des Mittelalters entschiedener gewesen als in England. Unter Heinrich VIII. führte sie sich ein mit der vollständigen Trennung von Rom und der Klöster-Aufhebung, aber nachdem sie die Gewissen von der Despotie des Pabstes befreit hatte, fand sie ein neues oberstes und einziges Haupt der Kirche im König. Unter Eduard VI. setzte sie sich fort durch die energischen Aenderungen im Dogma und Kultus, aber die Reaktion, welche unter der katholischen Maria eintrat, stellte die ganze vorangegangene Entwickelung wieder in Frage. Erst nachdem diese Feuerprobe überstanden war, wurden durch die grossen Gesetze Elisabeth's die festen Grundlagen der anglikanischen Staatskirche gelegt, wie sie sich nach den Schwankungen der verflossenen Jahre in der Folgezeit ausbildete. Indem die Wiederaufnahme der Suprematie dem Königthum auf inner-kirchlichem Gebiet eine unbeschränkte Herrschaft gab, und indem die Begründung der Uniformität alle Glieder der Nation ohne Duldung von Abweichungen dem Rahmen der einen Staatskirche einfügte, war allerdings ein Zustand geschaffen, der selbst in den engsten Kreisen eine öffentliche Fortsetzung der alten Kirche unmöglich zu machen drohte. Auch waren die dogmatischen und rituellen Satzungen, wie in den reformirten Gebieten des Festlandes, nicht mehr äusserlich aufgezwungene Formeln, sondern der Ausdruck lebensvoller Ueberzeugung grosser Volksmassen. England war reformirt, und dennoch hatte seine Reformation, inmitten der gefährlichsten Gegensätze durchgeführt und von einem sehr stark ausgeprägten fürstlichen Willen geleitet, von den mittelalterlichen Formen vieles bewahrt. Vor allem nach der Seite der Verfassung boten sich wesentliche Unterschiede von den Bildungen dar, welche auf deutschem, schweizer und schottischem Boden in's Leben getreten waren. Hier hatte sich durchweg die Veränderung im Kampf mit dem

Bisthum vollzogen, in England wurde das Bisthum, das in der Geschichte seiner Reformation eine so grosse Rolle gespielt hatte, als solches erhalten. Der Anspruch der ununterbrochenen apostolischen Succession, an dem dieses Bisthum festhielt, begründete seine hierarchische Stellung. Als Inhaber des durch ihre Handauflegung wirkenden Mysteriums bewahrten Erzbischöfe und Bischöfe das Recht der Ordination. Ihnen verblieb, in Unterordnung unter die königliche Gewalt, kirchliche Verwaltung und geistliche Jurisdiktion für ein nicht geringes Gebiet von Civil- und Strafrecht. Sie besassen als Mitglieder des Oberhauses Antheil an der Legislative. Ihre Einkünfte vom Kirchengut gewährten ihnen und den mit ihnen zusammenhängenden geistlichen Instituten bedeutende materielle Macht. An sich abhängig vom Monarchen, als oberstem Leiter der Kirche, nahmen sie selbst eine durchaus aristokratische Stellung über der Pfarr-Geistlichkeit ein, deren Verhältnisse gleichfalls vielfach von denen anderer protestantischer Länder abwichen. Zum grösseren Theile in der Hand weltlicher Patronatsherren, denen die Präsentation des Rectors oblag, zum kleineren, mit Bisthümern, Kathedralkirchen, Colleges u. s. w. verknüpft oder im Besitz einzelner Laien, durch blosse Vikare für das Seelsorgeamt versehen, waren die geistlichen Stellen ebensowenig erwählte Organe der Gemeinde, für deren Dienst sie bestimmt waren, wie ausserordentlich ungleichmässig dotirt. Während der persönlich wirksame Rector im vollen Genuss der Ländereien und Zehnten seiner Pfründe stand, sah sich der Vikar auf einen Theil derselben beschränkt und oft nur nothdürftig besoldet. Hülfsgeistliche, ohne Ausstattung mit Kirchengut, auf Gehalt und Gebühren angewiesen, traten hinzu. Das ganze System enthielt die doppelten Gefahren der Pfründenhäufung in einer Hand und der mangelhaften Besetzung der geistlichen Stellen, der Entfremdung von der Gemeinde und der Abhängigkeit von den Verleihern.

Mit dieser Bewahrung kirchlicher Verfassungsformen, welche die Reformation an vielen anderen Stellen guten Theils über den Haufen geworfen hatte, verband sich die Neigung

auch auf sonstigen Gebieten des religiösen Lebens das Alte wenn nicht zu erhalten, so doch möglichst wenig zu verändern. Im Dogmatischen blieb allerdings, trotz einiger Abweichungen von den Bestimmungen aus der Zeit Eduard's, die Neuerung gründlich genug, aber im Rituellen erinnerte noch vieles an die Erscheinung der alten Kirche, deren Anhänger man durch Schonung von Aeusserlichkeiten eher zu versöhnen hoffen mochte. Die durch das allgemeine Gebetbuch vorgeschriebene Liturgie mit ihren mechanischen Responsorien, die wiederholte Kniebeugung, der Gebrauch des Ringes bei der Trauung, die Bezeichnung der Täuflinge mit dem Symbol des Kreuzes, die künstlerische Ausschmückung des Gottesdienstes durch die Fülle musikalischer Zuthaten, die Auszeichnung des Priesters durch den üblichen Ornat: Alles dies war mehr oder weniger nicht ohne Absicht katholischem Muster entlehnt.

Der Widerstand gegen einzelne dieser Reminiscenzen an die mittelalterlichen Formen, das Bestreben der Kirche ihre ursprüngliche Reinheit und Einfachheit zu verleihen, gieng bis auf die Zeiten Eduard's VI. zurück. In der anfänglichen Weigerung des zum Bischofsitz von Gloucester berufenen Hooper, das „aaronische Priestergewand", das Symbol „der Gemeinschaft mit dem Antichrist", anzulegen, ist der erste Keim des Puritanismus zu erkennen, der sich in den Jahren des Exils durch innige Berührung mit den Häuptern der calvinistischen Reform kräftigte und unter Elisabeth den Kampf mit der Staatskirche aufnahm. Die ganze Regierungszeit der grossen Königin war mit den bitteren Streitigkeiten und Verfolgungen erfüllt, zu denen die puritanischen Bestrebungen den Anlass gaben. Nach dem Ceremonial wurde schon die Verfassung der Kirche Gegenstand der Kritik und des Angriffs. Das Parlament, mit puritanischen Sympathieen erfüllt, forderte das Recht der Initiative auch für die innere kirchliche Gesetzgebung. Hie und da wurde in vereinzelter Kühnheit die Suprematie selbst und damit das rechtlich bestehende Verhältnis von Kirche und Staat bestritten. — Schon damals bildeten sich innerhalb des englischen Puritanismus, dem das

unnachsichtliche Gebot, sich den Satzungen der Staatskirche zu fügen, entgegentrat, die Anfänge von zwei Richtungen aus, deren Gegensatz für spätere Zeiten die grösste Bedeutung erlangte. Es war nicht unnatürlich, dass mehr als einer der puritanischen Bekämpfer der bestehenden Kirchenformen seine Blicke nach der Kirche von Genf lenkte, welche in dem benachbarten nördlichen Königreich als nachahmungswerthes Muster betrachtet wurde.

In der That nahm das System des Presbyterianismus, wie es sich in Schottland unter schweren Kämpfen durchzusetzen wusste, nicht nur in den äusseren Formen des Gottesdienstes die ganze Strenge und Nüchternheit des calvinistischen Princips an, sondern auch der Verfassung der Kirche wurde, nicht ohne bemerkenswerthe Eigenthümlichkeiten in der Ausprägung, der Stempel desselben Geistes aufgedrückt. Auch diese Kirche war dazu bestimmt, unduldsam gegen jede Abweichung, alle Glieder der Nation zu umfassen, aber sie kannte keinen geistlichen Supremat der Staatsmacht. Die scharfe Sonderung der kirchlichen und bürgerlichen Gewalten bildete ihren obersten Grundsatz, und doch verlangte sie ein Zusammenwirken beider zu demselben Zweck. Wie sie selbst eine Unterwerfung der Obrigkeit unter ihre Disciplin forderte, so schärfte sie ihr die Verpflichtung ein, ihr für die Wahrung des reinen Glaubens, die Ausübung ihrer Jurisdiktion Schutz und Unterstützung zu leihen. Im Gegensatz zur anglikanischen Kirche gab sie sich eine demokratische Grundlage, indem sie einer Erhaltung des Bisthums in jeder Gestalt widerstrebte, die Stelle des Geistlichen wenigstens nicht gegen den Willen der Gemeinde besetzt wissen wollte und vor allem den Begriff des Kirchenamtes nicht auf das des Minister, als Verkündigers des göttlichen Wortes, beschränkte. Als ebenbürtige Genossen, kraft göttlichen Rechtes, traten ihm erwählte Aelteste aus der Gemeinde zur Seite. Im Ortskirchenrath, im Presbyterium, das einer grösseren Zahl von Gemeinden in einem Bezirk entsprach, in der Provinzial-Synode, endlich in der höchsten Instanz, der General Assembly, fand das Institut der Aeltesten seine Stelle und diente vorzüglich der

Mitwirkung bei der Erhaltung strenger moralischer Zucht und geistlicher Jurisdiktion. Noch ehe diese Form der schottischen Kirche sich gänzlich ausgebildet und die volle staatliche Anerkennung erhalten hatte, war in England hie und da das leidenschaftliche Verlangen aufgetaucht, über den Trümmern der anglikanischen Staatskirche eine presbyteriale Nationalkirche aufzubauen. Ohne dass man auf eine Synodal-Verbindung bedacht war, wirkten die Nonkonformisten an vielen Stellen auf die Errichtung von Presbyterien hin, und die wissenschaftlichen Vorkämpfer dieser Partei suchten ihr Ideal kirchlicher Verfassung als einzig schriftgemäss und absolut bindend nachzuweisen. Indessen war gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts von Robert Browne, nicht ohne Einwirkung holländischer Emigranten, eine geistige Bewegung ausgegangen, die sich gleicher Weise gegen Anglikanismus wie Presbyterianismus richtete. Die Brownisten strebten nicht darnach, die eine kirchliche Form, welche alle Glieder der Nation zwangsweise in sich schliessen sollte, durch eine andere zu ersetzen. Sie forderten das Recht der Separation, das Recht der Verbindung einzelner zu freien Gemeinden, die weder die Autorität von Bischöfen noch die von Presbyterien oder Synoden über sich zu dulden hätten. Aus diesem Grundsatz unbedingter Freiwilligkeit liessen sich für die Ausbildung von Verfassung und Gottesdienst der einzelnen Kongregation weitere Folgerungen ziehen, durch welche die Verwaltung der Gemeinde-Angelegenheiten der Mehrheit zugewiesen und die bindende Vorschrift ritueller Formen verworfen ward. So wenig Browne selbst sich der Vertheidigung eines grossen und zukunftreichen Principes durchaus würdig zeigte, so bedeutend war der Erfolg seiner Lehre. Aber gegen sie, durch welche die Staatskirche als „Reich des Antichrists“ gebrandmarkt wurde, schien es nöthig, noch schärfere Mittel anzuwenden, als gegen die übrige Macht des Puritanismus. Dasselbe Geschlecht, welches die Ausübung von Messe und Ohrenbeichte mit dem Tode bestraft sah, sah auch Mitglieder brownistischer Konventikel der Hand des Henkers überliefert. Die Qualen grausamer Haft lichteten ihre Reihen, und schon wurden ein-

zelne zu dem Entschluss gedrängt, den theuren Boden der Heimat zu verlassen.

Wenn der englische Puritanismus nach Elisabeth's Tode seine Hoffnungen auf einen König gesetzt hatte, der in Schottland gross geworden war, so sah er sich bald auf's bitterste enttäuscht. Jakob hasste das kirchliche System seiner Heimat und hatte die entschiedensten Versuche gemacht, in ihr auf's neue die Anfänge eines Episkopates zu begründen. Die grosse Petition puritanisch gesinnter Geistlicher, die ihm auf englischem Boden entgegentrat, das Manifest der Partei, welches die Frage der Verfassung unberührt liess, aber Ceremonieen und Entweihung des Sabbath, die Schäden des Patronats und die Missbräuche der geistlichen Gerichtsbarkeit gleichzeitig angriff, hatte keine weiteren Folgen als eine ergebnislose Konferenz, welche den König entschlossen zeigte, die bestehenden Formen aufrecht zu halten. Die hundertein-undvierzig Canones des Jahres 1604 mit ihren Strafandrohungen beugten den Klerus fester als je unter das Joch der Konformität, und der Puritanismus hatte eine neue Periode des Duldens durchzumachen. —

Man weiss, wie viel die Begründung der anglikanischen Kirche dazu beigetragen hat, dem englischen Königthum des sechzehnten Jahrhunderts seine mächtige Stellung zu geben. Unzweifelhaft waren die Schwächung des grossen kriegerischen Adels und die Gewalt socialer Bedürfnisse nothwendige Voraussetzungen für die Erhebung jener „neuen Monarchie“ gewesen, unter deren Schutz Gentry, Freisassen und Bürger theilweise eine höhere politische Stufe erklimmen konnten, die arbeitenden Klassen in Stadt und Land eine gewisse Fürsorge fanden, Handel, Schiffahrt und Gewerbe einen grossartigen Aufschwung nahmen und glückliche Versuche einer Ausbreitung der wiedergeborenen Bildung gemacht wurden. Auch konnte, mit Ausnahme der katholischen Maria, die Persönlichkeit der Herrscher aus dem Tudor-Geschlecht bei allen Flecken, die ihrem Charakter anhaften mochten, so sehr als der Ausdruck echt englischer, nationaler Gefühle gelten, dass ihnen schon um deswillen eine ausserordentliche Aus-

dehnung der königlichen Prärogative verziehen ward. Vor allem der glänzende Zauber, der die heroische Gestalt Elisabeth's umgab, das volle Bewusstsein, mit ihr und unter ihr in der vordersten Reihe eines Weltkampfes zu stehn, der frische Hauch urwüchsiger Kraft, der unter ihrem Scepter das öffentliche und geistige Leben durchdrang: Alles, was ihr Andenken in den Herzen des Volkes heiligte, wirkte zusammen, ihr eine thatsächliche Gewalt zu geben, die sehr geeignet war, den Besitzer zum Missbrauch zu verführen. Aber die stärkste Aufforderung, das Wesen der Verfassung zu Gunsten einer unbeschränkten Monarchie zu verändern, lag in dem einseitigen Zuwachs an Macht, den die Krone mit dem kirchlichen Supremat erhalten hatte. Inmitten eines Staatswesens, welches durch Parlament, Gerichtsverfassung und gewisse Grundrechte den königlichen Willen für die weltliche Seite der Regierung band, gab es einen reinen Beamtenstaat, durch welchen auf kirchlichem Gebiet alle Unterthanen in absoluter Weise beherrscht werden sollten. Der Oberkirchenrath („High Court of Commission") mit seinen ausserordentlichen Gewalten, die ihn der Inquisition annäherten, wurde durch geistliche und weltliche Beamte nach widerruflichem Willen des Monarchen besetzt. Die beiden Häuser der geistlichen Konvokation, jene periodische Vereinigung der Prälaten mit den Vorstehern und Vertretern der Kapitel sowie denen der Pfarrgeistlichkeit, beibehalten schon zum Zwecke der Besteuerung, waren ohne die frühere Selbstständigkeit gefügige Werkzeuge in der Hand des neuen Herren. Sein Recht, sie zu berufen und ihren Beschlüssen zuzustimmen, erhielt dadurch, dass der gesammte Klerus sich in eine Art abhängiger Bureaukratie hatte verwandeln müssen, erst volle Bedeutung. Selbst die Wahl von Erzbischöfen und Bischöfen hieng thatsächlich vom Gutdünken des Monarchen ab. An der Spitze dieser streng gegliederten Hierarchie von Kirchenbeamten war er auch zu allen übrigen Unterthanen, die dem Laienstande angehörten, in ein neues Verhältnis getreten. Ein grosser Theil in den verschiedensten Lebensstellungen war, wie der Klerus, verpflichtet, den Supremats-Eid zu leisten. Allen drohte die

Gefahr eines geistlichen Ausnahmegerichtes. Und von selbst mussten die Zustände des königlichen Kirchenregimentes auf die gesammte Staatsverwaltung zurückwirken. Ein „Dualismus des kirchlichen und weltlichen Staates“ war vorhanden, der einer neuen, für die englische Verfassung gefährlichen Theorie das Leben geben konnte. „Das Königthum hatte die unabweisbare Tendenz erhalten, den Staat zu einer Verwaltungsordnung nach dem Muster der Kirche umzubilden, die Tendenz zum Absolutismus.“ (1) — Es begegnete in dieser Tendenz der Strömung, welche gleichzeitig die grossen Staatswesen des Festlandes ergriffen hatte, und deren Gewalt ein Glied der innigen Gemeinschaft romanisch-germanischer Völker sich nicht so leicht entziehen konnte.

Aber wenn es an anderen Stellen gelang, die ständische Verfassung zu vernichten oder der Vernichtung nahe zu bringen, so ruhte sie jenseits des Kanals auf festeren Grundlagen, die wohl erschüttert, aber nicht zertrümmert werden konnten. Der Geist der Selbstverwaltung, der in diesem Lande gross geworden war, die Summe der Gemeinde-Institutionen, in denen er sich ausdrückte, waren die unbezwingbaren Bollwerke, an welchen das Streben nach absoluter Herrschaft sich brechen musste, und hinter welchen der alten Verfassung des Reiches eine letzte Zuflucht gewahrt blieb. Inzwischen hatten eben unter den Tudors viele Ursachen dazu beigetragen, einen Zustand vorzubereiten, in dem ein anderes Element dieser Verfassung, das Haus der Gemeinen, sich mit einem höheren Bewusstsein seiner Macht durchdringen konnte. Die Stellung der weltlichen und geistlichen Pairs war durch die Rosenkriege und durch die Reformation zu ihren Ungunsten verändert worden. Auch wurde die Selbstständigkeit des Oberhauses zunächst in der Folge durch die massenhafte Erhebung in die Pairie noch mehr geschwächt. Das Unterhaus dagegen erhielt erhöhte Bedeutung, indem nach dem Ruin der grossen kriegerischen Baronie, beim allmählichen Emporrücken der Gesellschaftsklassen, ein neuer politisch berechtigter Mittelstand in Grafschaften und Städten entstand, der sich neben den höheren Klassen durch Ausbildung des Kirch-

spiels zu grösserer Thätigkeit im öffentlichen Leben aufgerufen sah, über die reichen Quellen landwirtschaftlicher und bürgerlicher Arbeit gebot und an den fortgeschrittenen Ideen einer gleichmässigen Bildung Theil nahm. Ein höheres Selbstvertrauen dieses Mittelstandes war nicht zu verkennen. Es musste nach und nach auch in der Persönlichkeit seiner Vertreter zum Vorschein kommen, die aus den Reihen der reichen, juristisch und politisch geschulten, städtischen und ländlichen Gentry emporstiegen. Weit entfernt davon, etwas von den alten parlamentarischen Rechten opfern zu wollen, erhielt das Haus der Gemeinen die stille Tendenz, sie in ausgedehnterem Sinne zu deuten.

Unter Elisabeth waren zahlreiche Anzeichen einer Spannung im Staatswesen zu bemerken, aber ein Bruch wurde jedes Mal vermieden. Wenn die Königin die tieferen Gründe der langsam wirkenden Veränderung nicht erkannte, so liess sie ein glücklicher Takt diese Veränderung wenigstens empfinden. Sie trug Sorge, den Kampf mit einer Versammlung nicht zum äussersten zuzuspitzen, in welcher, der willkürlichen Schaffung neuer Wahlflecken und der willkürlichen Einwirkung auf die Wahlen zum Trotz, ein wachsender Geist der Unabhängigkeit sich Ausdruck verschaffte. In wichtigen Fragen, wie in der Frage der Monopolien, gab sie mit grossartiger Offenheit nach. Der Grundsatz des Rechtes der Steuerbewilligung wurde nicht geläugnet. Der Grundsatz des Rechtes, an der Gesetzgebung Theil zu nehmen, wurde nur für das kirchliche Gebiet bedeutend eingeschränkt. Niemals wurde eine Theorie verfochten, welche das Parlament als ein überflüssiges Glied am Staatskörper bezeichnet hätte, und dieses selbst behauptete schrittweise sein Recht, über seine inneren Angelegenheiten das höchste Tribunal zu sein. Aber auch von dieser Seite wurde gegen eine Fürstin in einzigartiger Stellung eine wohlbedachte Nachgiebigkeit geübt. Man erschöpfte sich in demüthigen Aeusserungen und wagte nicht immer das freie Wort zu schützen. Man duldete Verordnungen, auch wenn sie nicht durch die Noth des Augenblicks zu entschuldigen waren, und Zwangsanlehen, auch wenn ihre

Eintreibung die persönliche Freiheit gefährdete. Man verzieh der Verwaltung, in einzelnen Fällen das gemeine Recht zu durchbrechen, und es gab eine ganze Klasse der Bevölkerung, in deren grausamer Verfolgung die Regierung der protestantischen Masse, deren Fanatismus aus religiösem Hass und patriotischem Argwohn zusammengesetzt war, noch nicht genug that.

Auf diese Weise war ein System geschaffen, das wenn nicht immer die Vortheile, so doch die thatsächlichen Folgen „willkürlicher und konstitutioneller Regierung“ mit einander verband (1). Es konnte seiner Natur nach nur von kurzer Dauer sein. Indem das fremde Geschlecht der Stuarts das heimische der Tudors ablöste, wurde die Spannung der kirchlichen und politischen Verhältnisse vergrössert, und der Riss zwischen den einzelnen Bestandtheilen dieses Staatswesens herbeigeführt. Sobald es der religiösen Opposition des Puritanismus gelang, sich mit den Ideen politischer Opposition voller zu durchdringen, mussten die parlamentarischen Ansprüche eine doppelte Wucht erhalten. Sobald das fremde Königsgeschlecht, verführt durch die theologischen Anschauungen eines ergebenen Klerus, begann, die Grundsätze des Kirchenregiments auf die Staatsverwaltung zu übertragen, musste sich der Absolutismus zu einer einheitlichen Theorie abschliessen. Ein feindlicher Zusammenstoss der beiden gesteigerten Gegensätze wurde unvermeidlich.

Den Jahren, in denen er sich vorbereitete, gehört Milton's Jugend an. Der Mann fand seine Stelle in der stürmischen Zeit des Kampfes, da neue Gebilde in Kirche und Staat zu dauerndem Bestande sich durchzuringen suchten. Nachdem diese Versuche gescheitert, die früheren Gewalten wiedergekehrt waren, sah der alternde, blinde Dichter mit geistigem Auge zurück auf die zertrümmerten Ideale wie auf ein verlorenes Paradies.

Erstes Kapitel.

Elternhaus und Erziehung.

Was uns Milton selbst über seinen Stamm mittheilt, beschränkt sich auf die wenigen Worte: „Londini sum natus, genere honesto.“ Es ist möglich, wenn auch nicht eben wahrscheinlich, dass er hiemit doch mehr habe andeuten wollen, als dass er einem ehrbaren bürgerlichen Hause entsprossen sei. Alte Familien-Tradition vom Vater auf den Sohn vererbt, mochte auf einen vornehmen Ursprung zurückweisen. Ein ehrwürdiges Geschlecht, die „Miltons von Milton“, sollte vor Menschen-Gedenken in Oxfordshire gesessen und in den Kriegen der weissen und rothen Rose seinen Besitz und damit seinen Glanz eingebüsst haben. Der Dichter selbst, wie wohl schon des Dichters Vater, bediente sich eines Wappens, das ohne Zweifel den alten Insignien des Geschlechtes entsprechen sollte. Indess alle Nachforschungen, diese Miltons von Milton zu entdecken, sind vergeblich gewesen. Auch die von E. Phillips, dem Neffen Milton's, erwähnten Familien-Denkmale haben sich weder in der Kirche von Milton bei Abingdon noch in jener des Dorfes Great-Milton in Oxfordshire auffinden lassen (1).

Allerdings kann man den Namen Milton in den Annalen englischer Geschichte bis in's vierzehnte Jahrhundert hinauf in mehreren Familien nachweisen. Seitdem erscheint er in verschiedenen Grafschaften, wie er auch vielfach zur Bezeich-

nung einer Ortschaft, eines Dorfes oder Weilers auftritt. Immerhin ist es möglich, dass zwischen dem Familien-Namen und der topographischen Bezeichnung ein Zusammenhang stattfindet der Art, dass jener die Herkunft aus einem „middletown“ („mid-town, milltown“) ausdrücken sollte(1). Auch in Oxfordshire tauchen lange vor der Geburt des Dichters Familien seines Namens auf, vor allem in einer Gruppe von Dörfern in geringer Entfernung östlich von Oxford, am Rande des königlichen Forstes von Shotover gelegen: Beckley, Elsfield, Stanton St. John's. In dem zuletzt genannten lebte um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ein „Henri Mylton“, dieser ohne Zweifel des Dichters Urgrossvater, von dem uns freilich nichts überliefert ist als sein Testament. Selbst diese spärliche Quelle genügt, uns über die nächsten Angehörigen des Erblassers in Kenntnis zu setzen. Eine Tochter, Isabelle, erhält ein halbes Malter Gerste und ein Rind, welches Richard, der Sohn, bis zum vierten Jahre aufziehen soll. Ein gewisser Rowland Mylton und Alice Mylton werden gleichfalls mit je einem halben Malter Gerste bedacht. Die Ehefrau Agnes soll zwei Pferde, zwei Kühe und das gesammte Hausgerät empfangen. Was uns mehr interessirt als diese einfachen Verfügungen, die einen Einblick in den ländlichen Haushalt des Testators gewähren, ist die Thatsache, dass er sich durch seine Ausdrucksweise, die Erwähnung „unserer l. Frau St. Maria und der Gemeinschaft der Heiligen“ unstreitig als Katholiken kennzeichnet. Auch sein Weib Agnes ist, den Worten ihres Testamentes zu Folge, nicht lange nach ihm, als gläubiges Glied der Kirche gestorben, welche im Zeitalter Elisabeth's die verfolgte war(2).

Richard Milton blieb dem väterlichen Glauben treu. Sein Name findet sich zwei Mal in den s. g. Recusant-Rolls, den Verzeichnissen, in welchen Jahr für Jahr die Geldbussen eingetragen wurden, die wegen Versäumnisses des anglikanischen Gottesdienstes in der Pfarrkirche zu zahlen waren. Das eine Mal (13. Juli 1601) wird er für den Zeitraum von drei Monaten mit sechzig £., sodann, da sein Widerstand nicht gebrochen wurde, noch ein Mal mit derselben bedeutenden aber gesetz-

lichen Strafsumme belastet. Es ist bemerkenswerth, dass kein anderer Milton in Oxfordshire als Anhänger des alten Glaubens genannt wird, wiewohl es feststeht, dass gerade in der Umgegend von Stanton St. John's das Werk gewaltsamer Bekehrung durchaus nicht überall erfolgreich war(1).

Die Standesbezeichnung des Richard Milton drückt sich durch ein dem Namen beigesetztes „yeoman“ aus; dass er irgend ein Forstamt im Walde von Shotover verwaltet habe, ist urkundlich nicht überliefert. Günstige Vermögens-Umstände, durch einen Steuer-Eintrag in den Subsidy-Rolls von 1577 genugsam bezeugt, mögen den Freisassen in den Stand gesetzt haben, seinem Sohne John eine Erziehung zu geben, welche diesen später dazu befähigte, einen einträglichen Lebensberuf zu ergreifen. Die Pfarre Stanton St. John's war nur ein Paar englische Meilen von Oxford entfernt, so dass der Knabe unschwer in der alten Universitäts-Stadt den Jugend-Unterricht empfangen konnte. Daraus mag sich die Sage gebildet haben, die in die erste Biographie seines Sohnes, des Dichters, übergegangen ist, der Vater desselben sei im College von Christ-Church zu Oxford gebildet worden, eine Nachricht, die durch Nachforschungen in diesem College keine Bestätigung erhalten hat.

So ist auch jene bekannte Erzählung mehr sagenhaft als geschichtlich, welche die Uebersiedelung des älteren John Milton nach London berichtet. Sein Vater, der eifrige Katholik, der in standhafter Anhänglichkeit an den alten Glauben eine zweimalige schwere Strafe ertrug, entdeckte, so lautet die Erzählung, dass sein Sohn der verhassten Lehre des Protestantismus zuneige. In seiner Kammer fand er die Bibel in englischer Uebersetzung, das unverkennbare Zeichen der Ketzerei. Im Zorn verstiess, enterbte er den Jüngling, welcher nun, um sein Glück zu suchen, die ländliche Heimat verliess und sich der Hauptstadt des Reiches zuwandte. Hier, in London, fand er bei einem erprobten Freunde Rath und Hülfe. Dieser Freund, ein Notar von Ruf, ermöglichte ihm, so heisst es, die üblichen sieben Lehrjahre, welche zur Vorbereitung auf das Notariat erfordert wurden, zu überspringen und durch eben

diesen Beruf sein Leben zu fristen und einen glücklichen Haushalt zu gründen (1).

Eine erst kürzlich gemachte Entdeckung hat uns belehrt, dass diese etwas romantische Ueberlieferung nicht ganz mit der Wahrheit übereinstimmt. In den Verzeichnissen der londoner Scriveners' Company fand sich nämlich ein Eintrag des Inhalts, dass am 27. Februar 1599 (1600) John Milton, Sohn des Richard Milton von Stanton, vormals Lehrling bei dem londoner Bürger und Notar James Colbron, als Meister in die Innung aufgenommen worden sei (2).

Aus diesem Eintrag geht hervor, dass der ältere John Milton in der That eine Lehrzeit durchgemacht hat. Da diese nach der Regel sieben Jahre dauerte, James Colbron aber, wie Nachforschungen ergeben haben, selbst erst am ersten April 1595 das Meisterrecht erlangte, so hat man zu vermuthen, dass John Milton schon vorher einige Jahre einem andern Meister gedient hat. Wenn es ferner richtig ist, was mir noch nicht hinlänglich bewiesen scheint, dass der „Scrivener" in damaliger Zeit nicht über einundzwanzig oder zweiundzwanzig Jahre alt sein durfte, um sein Amt antreten zu können (3), so hätte der Streit mit dem Vater, die Entfernung aus dem elterlichen Hause, der Uebertritt zum Protestantismus vor dem vierzehnten Lebensjahre des Sohnes stattfinden müssen.

Möglich immerhin, dass dieser schon in so früher Jugend den Kampf durchzufechten hatte und mit dem Kampfe jene ernste, puritanische Lebensanschauung sich zu eigen machte, die er der Seele seines grossen Sohnes einpflanzte. Möglich auch, dass der Verstossene in der Schreibstube eines älteren Bekannten für einige Jahre als Lehrling Aufnahme fand, bis er in die Aufsicht James Colbron's übergieng. Soviel scheint sicher, dass der eifrige junge Mann, nachdem er selbstständig geworden war, durch Klugheit, Fleiss und Rechtschaffenheit in kurzer Frist zum wohlhabenden Bürger wurde. Schon im Jahre 1600 oder um diese Zeit konnte er sich einen eignen Hausstand gründen (4), über das Alter seines Weibes Sarah wissen wir aber nichts und über ihren Familien-Namen sind

wir bis heute so im Unklaren, dass wir nicht mit Sicherheit entscheiden können, ob sie eine geborene Bradshaw, Haughton oder Caston gewesen ist (s. d. Anhang).

Bei zunehmendem Wohlstand erlangte der rührige Geschäftsmann den Besitz mehrerer Häuser, deren zwei in Bread-street, recht im Herzen der City gelegen, mit Namen genannt werden. Das eine, das Haus „zur Rose", mag ihm in den ersten Jahren seiner Geschäftsthätigkeit als Bureau gedient haben, in dem andern, dem Hause „zum fliegenden Adler" („Spread-Eagle") finden wir ihn seit 1603 eingerichtet(1). Es spricht manches dafür, dass das Haus seinen Namen erst von seinem neuen Besitzer erhalten und nicht etwa, dass dieser erst den schon vorhandenen Namen des Hauses zur Bildung eines Phantasie-Wappens benutzt hat. Nicht ohne Grund würde jenes Sinnbild gewählt worden sein, als es galt nach der Sitte der Zeit, das Haus mit einer Devise auszuzeichnen, welche, über der Thür befestigt, in jenen Tagen unsere praktisch-prosaische Numerirung ersetzte. Nicht nur, dass das Wappen der Scriveners' Company diesem Hausschilde einigermassen entsprach(2), sondern eben dieses Sinnbild scheint mit geringer Veränderung für das Wappen der ritterlichen Ahnen, jener „Miltons von Milton" gegolten zu haben. Ein Doppeladler mit ausgespreizten Fittichen und Krallen zierte des Dichters Petschaft, eben dieses Siegel findet sich auf keinem geringeren Dokument als auf dem Vertrag über die Veröffentlichung des „verlorenen Paradieses" zwischen dem Autor und dem Buchhändler Simmons(3).

In diesem Hause zum „fliegenden Adler" wurde dem Notar Milton am neunten December 1608 um halb sieben Morgens ein Sohn geboren, welcher am 20. desselben Monats in der Taufe den Namen des Vaters, John, empfieng(4). Eine Schwester, Anna, war vermuthlich um einige Jahre älter, ein Bruder, Christoph, kam erst im December 1615 zur Welt. Zwischen diesen beiden wuchs der Knabe auf; von drei weiteren Geschwistern war eines schon 1601 gleich nach der Geburt weggerafft worden, die beiden anderen nachgeborenen starben im zartesten Alter. Wahrscheinlich gehörte auch die Grossmutter

mütterlicher Seits, Ellen, Wittwe des Paul Jefferys oder Jeffray, vermuthlich ihres zweiten Gatten, bis zu ihrem Tode (Febr. 1610—1) der kleinen Familie an(1).

Es war, das sind wir anzunehmen berechtigt, ein Haus, geschmückt mit allen Tugenden soliden Bürgerthums, das Haus zum „Spread-Eagle“, in welchem der junge John Milton gross ward. Die Mutter, schon mit dem dreissigsten Jahre so schwachsichtig, dass sie die Brille nicht entbehren konnte, durch rechtschaffenen, wohlthätigen Sinn in der Nachbarschaft bekannt(2), der Vater, frühe in der Schule des Lebens gereift, schon zeitig am Tage in den mannichfaltigen Geschäften unermüdlich thätig, die sich an seinen einträglichen Beruf knüpften. Dazu ohne Zweifel über dem ganzen Hauswesen ein Hauch puritanischer Frömmigkeit ausgebreitet, die dem Dichter für sein Leben als Regel vorschrieb, den Tag mit dem Lesen der Bibel zu beginnen, und welche ihn gewiss jeden Sonntag den Weg zu der nahen Allerheiligen-Kirche einschlagen liess, deren Kanzel Richard Stocke, der Freund des hervorragenden puritanischen Pfarrers von Rotherhithe, Thomas Gataker's, zweiunddreissig Jahre lang in würdigem Eifer innehatte(3).

Aber es wäre weit gefehlt, wenn man annehmen wollte, das ernste religiöse Element sei das einzige gewesen, welches das Leben des miltonschen Hauses beeinflusste. In seinen Räumen ward auch das Schöne gepflegt um des Schönen willen, vielleicht auch da, wo der rigorose Puritanismus es als Zeichen weltlicher Lust über die Schwelle gebannt haben würde. Der Vater Milton war von früher Jugend an auf musikalischem Gebiet mehr als ein Dilettant. In einer allgemeinen Biographie älterer englischer Komponisten wird sein Name nicht vergessen(4). Die Sammlung von Madrigals „The Triumphes of Oriana“, zum Ruhme der jungfräulichen Königin Oriana-Elisabeth vom Jahre 1601, enthält neben den Gaben der bekanntesten Tondichter der Zeit auch einen Beitrag des älteren Milton. Von den Melodieen zu den „Teares and Lamentations of a Sorrowful Soule“, die William Leighton 1614 veröffentlichte, gehören drei der Feder des kunstsinnigen Notars von Bread-street an und in der ravenscroftschen Zusammenstellung

geistlicher Melodieen von 1621 erscheinen zwei, dem Text der Psalmen 5. 27. 55. 66. 102. 138 angepasst, unter Milton's Namen, Melodieen, welche in der Kirche wie in der Familie, zu Glockenspiel und als Ammenliedchen ihre Volksthümlichkeit lange bewahrt haben sollen (1). Von anderen künstlerischen Leistungen des alten Milton hören wir, ohne dass es möglich wäre ihr Dasein nachzuweisen. So soll er für den Landgrafen von Hessen einen Gesang gesetzt und zur Belohnung von dem Fürsten eine goldene Medaille erhalten haben. Ein „In Nomine", dem König von Polen überreicht, brachte ihm gleichfalls neben dem Ruhm eine goldene Denkmünze und Ehrenkette ein, falls nicht etwa die eine Nachricht mit der andern verwechselt worden ist (2). In späteren Jahren stellte der Sohn dem Talent des Vaters das beste Zeugnis in folgenden Worten aus: „Du selbst, durch die Gabe der Musen beglückt, verstehst es tausend Töne zu richtigem Takt zu vereinigen und die Singstimme in tausend Melodieen zu variiren, mit Recht magst du Erbe von Arion's Namen sein" (3). An den Segnungen einer so ausgesprochenen Anlage musste die ganze Familie Theil nehmen.

Wenn des Tages Arbeit vorbei war, so erklang das friedliche Haus in Bread-street von Gesang und Spiel, und es waren nicht nur die pathetischen Worte des Psalmisten, welche dem Gedächtnis des Kindes für immer eingeprägt wurden, sondern seine Phantasie hatte sich auch mit Oriana und mit den „erröthenden Rosen" und den Nymphen Diana's zu beschäftigen. Soviel ist gewiss, dass Milton, von dem Vater unterrichtet und selbst mit einer guten Stimme begabt, damals jene Neigung für die Musik gewann, die ihn sein Leben lang nicht verlassen hat, ihm die Nacht der Blindheit freundlicher machte und ihn selbst unter den Anfällen schmerzhafter Krankheit Trost im Liede finden liess. In seiner Schrift über die Erziehung der Jugend wies er „den feierlichen und göttlichen Harmonieen der Musik" eine hohe Stelle an und pries die „religiösen, kriegerischen und geselligen Lieder, welche, wofern weise Männer und Propheten nicht gänzlich irren, eine grosse Macht in sich tragen, Charaktere und Sitten zu mildern und

zu veredeln“ (1). An zahlreichen Stellen seiner Gedichte finden sich die verständnisvollsten Hindeutungen auf das Reich der Töne (2), und schon der musikalische Wohllaut seiner Verse erlaubt den Schluss, dass des Dichters Ohr ein feingebildetes war.

Von poetischem Talent oder überhaupt literarischer Begabung scheint weder die Mutter noch der Vater etwas auf den Sohn zu vererben gehabt zu haben. Ueber die Eigenschaften der ersten sind wir leider gar nicht weiter unterrichtet, dem Vater aber hat der Dichter selbst, wenn man anders seine Worte so auffassen darf, die Domäne der Poesie gleichsam abgesprochen. Während er, wie schon erwähnt, seine musikalische Begabung rühmt, fügt er hinzu: „Indem sich Phoebus uns beiden mittheilen wollte, hat er diese Gaben mir verliehen, jene dir, dem Vater, und jeder von uns beiden nennt einen Theil des Gottes sein eigen“ (3). Und in der That das einzige Erzeugnis der poetischen Laune des alten Milton lässt nicht bedauern, dass es das einzige ist. Es ist ein Sonett, so platt, prosaisch und geschmacklos, wie nur je eins in englischer Sprache geschrieben worden, gerichtet an John Lane, und einer Abschrift von dessen Epos Guy, Earl of Warwick, in der guten Absicht freundschaftlicher Schmeichelei vorgesetzt (4). Glücklicher Weise ist auch dieses Epos der Veröffentlichung entgangen, obschon es nach der S. 132 stehenden Licenz zu schliessen (Jul. 13. 1617 John Taverner as in the original) unzweifelhaft dafür bestimmt war. Man urtheilt nicht zu hart, wenn man versichert, dass der Ton des ganzen Werkes dem schwunghaften Anfang von Strophe 67 Canto IV entspricht, welcher lautet:

„As when one standes in Sussex Winchelsy
And sendes his sowtheast eye glance o'er the brine“.

Auch die sonstigen bekannten Ueberreste von John Lane's Muse „Triton's Triumph to the Twelfe Months, husbanded and moralized“, der kühne Versuch Chaucer's unvollendete Erzählung des Squire fortzusetzen, sind der bescheidenen Sphäre handschriftlichen Daseins nie entrückt worden (5). Wenn Edward Phillips dieses Schicksal beklagt und die Ansicht aus-

spricht, die Veröffentlichung seiner Werke würde Lane einen Namen gewonnen haben, „nicht viel geringer als der Drayton's, wenn nicht ihm gleich und anderen Spenser Zunächststehenden“ (1), so darf man diesen Mangel an Kritik wohl auf Rechnung der Familien-Tradition setzen, die Lane als Hausfreund von Phillips Grossvater, als Vertrauten des alten Milton bezeichnete. In der That zeigen sowohl dessen holperige Verse zum Preise Lane's, sowie eine gelegentliche rühmende Erwähnung der „süssen Melodieen Milton's“ (2) durch den Dichter des Guy Warwick, dass sich beide Männer sehr nahe standen. Mag auch Lane selbst dem jungen John Milton bei dem Verkehr in dessen väterlichen Hause wenig poetische Anregung gegeben haben, so war er doch immerhin der „feine, alte gentleman aus dem Zeitalter der Königin Elisabeth“, der belesene Kenner Chaucer's, Spenser's, Sidney's und der ganzen vergangenen Epoche der Literatur, endlich wahrscheinlich überhaupt der erste Schriftsteller, mit dem der Knabe in Berührung kam.

Wer sonst von Freunden und Nachbarn dem miltonschen Hause nahe stand, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Allerdings ist es nicht unwahrscheinlich, dass Humphrey Lownes, der Drucker und Buchhändler, welcher in Bread-street-hill unter dem Zeichen des Sternes ansässig war, zu den Bekannten des gebildeten Notars gehörte (3), einige der kaufmännischen Nachbarn mögen mit ihm in Verbindung gestanden, Lehrlinge, Schreiber und Diener, deren vier, Peter Jones, William Bolde, Thomas Bower, John Hutton uns gelegentlich genannt worden sind (4), werden sein Haus belebt haben.

Verlorene Mühe wäre es heute dieses Haus zu suchen. Wo sich gegenwärtig das unermüdliche Leben des Tages in Cheapside drängt und treibt, und die ewig wechselnde Menschen-Welle auch die engeren Nebenstrassen überfluthet, stehn wir wohl auf demselben Boden, der den Dichter getragen hat, aber die Formen der Gebäude, die Giebel und Erker, die Mauern und Thürme, welche seinem Auge die ersten Eindrücke

der Aussenwelt gaben, sind verschwunden. Der grosse Brand von 1666, der hier im Herzen der City am heftigsten wüthete, hat alles vernichtet. Noch im Jahre 1754 erscheint auf der Karte von London ein „Black-Spread-Eagle-Court“, der erste Hof zur Linken auf Bread-street, von Cheapside aus gerechnet. Auch die Bezeichnung dieses Hofes, die letzte sichtbare Erinnerung an das Geburtshaus John Milton's, hat modernen Zahlen und Firmen Platz gemacht. Doch dürfen wir annehmen, dass die Lage der Strasse, wie sie nach dem Brande wieder aufgerichtet wurde, im ganzen jener vom Anfang des siebzehnten Jahrhunderts entsprach. Auch damals erstreckte sich Bread-street, so genannt, „weil in alter Zeit hier Brot verkauft wurde“, von Cheapside aus in südlicher Richtung dem Flusse zu. Wenn der Knabe über die Schwelle des väterlichen Hauses trat, das gleichsam unter dem Schutze der Bow-Kirche und ihrer berühmten Glocken stand, so fand er sich auf der durch zahlreiche Schenken, Gasthäuser und Schauläden reicher Kaufherren buntbelebten Strasse(1). Und gerne mögen wir gedenken, dass unter ihren lärmenden Tavernen eine war, deren Schild nicht gewöhnliche Spiessbürger und Zecher über die Schwelle lockte: Die historische Schenke zur „Seejungfrau“, in der sich die erlauchte Tafelrunde der Shakespeare, Ben Jonson, Beaumont und Fletcher zum Spiele unübertroffenen Witzes und geistvollen Gesprächs bei Sekt und Taback versammelte. Wo sich Bread-street mit Watheling-street kreuzte, fiel der Blick des Knaben zur Linken auf die bekannte Allerheiligen-Kirche, Watheling-street selbst zeigte ihm die Gewölbe der reichen Tuchhändler und Verkäufer von Wollen-Stoffen aller Art, deren Sitz vorzüglich hier war. Weiter auf Bread-street musste er an der Halle der „Einsalzer“ vorbei, bis er an die Pfarrkirche St. Mildred the Virgin gelangte. Vor allem aber mochte seine Einbildungskraft durch jenes grosse Gebäude mit seinen alten Schwibbogen bei der Einmündung von Basing-lane in Bread-street erregt werden, jene s. g. „Gerrards-Hall“, an die sich wundersame Märchen von dem Riesen Gerrard und seiner langen Stange anknüpften. In Knightrider-street empfieng ihn der Lärm des Fischmarktes,

und hieran schloss sich nach Süden zu das Wirrsal enger, winkliger Gässchen, welche bergab dem Flusse und seinem vielbewegten Leben zu leiteten.

Ein Gang nach Norden vom väterlichen Hause aus führte nach Cheapside, dem geräuschvollen Durchgangspunkt des grössten Verkehrs, in dessen Nähe sich die stattlichsten Gebäude unter allen Privat-Häusern der Stadt befanden, wo sich die gellenden Stimmen von Käufer und Verkäufer mischten, Sammt und Seide, Linnen und Garn, fremdes Gewürz und Geflügel zur Schau lagen, Harfenspiel, Pfeifen, Gesang ertönte, und über das Treiben der Strasse emporragend die ehrwürdigen Monumente des reichverzierten Stein-Schaftes (Standard in Cheap), des alten „Kreuzes von Cheapside“ und der Bau der Wasserkunst das Auge fesselten.

Und überhaupt wäre schwer zu ermessen, welchen Eindruck nicht nur die nächste Umgebung, sondern die ganze mächtige Stadt auf den empfänglichen Sinn des jungen Milton machen musste. Obwohl die Einwohnerzahl des damaligen London, schwerlich voll zweimalhunderttausend, der von Southwark, des kleinsten der Boroughs des heutigen London nicht gleich kam, so war es doch immerhin eine „königliche, schöne, grosse, weütbegriffene und lange Stadt“ (1), der Mittelpunkt des Welthandels, das Stelldichein für die Vertreter aller Nationen und Sprachen Europa's, ja darüber hinaus. Noch war und blieb für lange Zeit London-Bridge die einzige Brücke, welche den Strom überspannte. Auf zwanzig Bogen aus Quaderstein ruhte der Bau, der als ein Wunderwerk betrachtet wurde, auf jeder Seite stand eine Häuser-Reihe, so dass das Ganze mehr einer Strasse ähnlich sah. Von hier aus mochte die kindliche Neugier das Treiben der grossen Wasserstrasse, die Bewegung der ein- und ausladenden Arbeiter auf den Werften, das Bild der vor Anker liegenden Schiffe beobachten. Und wie diese Gesammt-Erscheinung von der thätigen Gegenwart redete, so riefen stattliche Bauwerke in der Nähe und Weite die Erinnerung an die Vergangenheit zurück und dienten dazu, in dem Knaben jenen Sinn für die Geschichte seines Volkes zu wecken, der dem Mann in allen Kämpfen und Bestrebungen

Waffen zur Abwehr wie zum Angriff geliehen hat. Da sah er den Tower, der so enge mit den Geschicken der Stadt, ja des Landes verknüpft war, in seinen Räumen „die schönen tapezeria, umbheng und küssen", in seiner Rüstkammer „vül und mancherley altfrenkhische sachen, insonderheüt ein grausame anzahl pflitschpfeil sampt deren dozu gehörigen bogenn" (1). Die Gildhalle mit ihrer schönen Kapelle liess ihn die Macht und das Ansehen der städtischen Verwaltung ahnen, von den zahlreichen geistlichen Gebäuden musste ihm die alte St. Pauls-Kirche mit ihrem architektonischen Gefolge von Schule und Kreuz die Erinnerung an jene Tage zurückrufen, welche dem puritanischen Sinn als Tage des Triumphes gelten konnten, da die durchgreifende Hand kühner Reform mit den prunkvollen Stätten des alten Glaubens in blinder Zerstörung aufgeräumt hatte. In dem Mittel-Flügel der Kirche, der als Durchgang benutzt wurde, drängte sich wie in einer Börse des Geistes und Witzes zusammen, was London an Grössen unter den Schriftstellern, Höflingen und Kaufleuten besass, und gleich hinter der Kathedrale zogen die ausgelegten Bücher und Bilder, deren Hauptquartier schon damals jene Gasse Paternoster-Row war, die Augen des umher Wandernden auf sich. Von hier aus hatte er einen weiten Weg zu machen, um in die vornehmen Stadt-Theile des Westens zu gelangen, wo ihn das Bankett-Haus von Whitehall, die eben erst vollendete Schöpfung Inigo Jones', Park und Alleen an die Nähe des Hofes mahnten, während die grosse Halle von Westminster und St. Stephen's-Kapelle als redende Zeugen der wichtigsten parlamentarischen Vorgänge in der Geschichte des Landes erschienen. Andere Empfindungen musste in dem jungen Puritaner der Gedanke an die nahe Sternkammer erregen, jenen Raum, dessen Decke mit goldenen Sternen bemalt war, und der dem gefürchteten Staatsgerichtshof den Namen gegeben hatte. Vor allem aber wird er die ehrwürdige Westminster-Abtei und ihre Schätze mit derselben Theilnahme betrachtet haben, wie es wenig Jahrzehnte vorher ein ehrlicher Deutscher, dessen Reiseeindrücke uns aufbewahrt sind, gethan hat: die „epitaphia der Könige", den „Stuhl, geringfügig und

schlecht, auf welchem gemelte König von England gekrönt werden“ (1), und nicht zuletzt das Grabmal Chaucer's, welcher noch damals trotz Shakespeare als grösster Dichter Englands gepriesen wurde, und dicht dabei das Monument Edmund Spenser's, der das Zeitalter beherrschte, und dessen Genius gar bald auch über den jungen Beschauer seine Macht ausdehnte.

Schwerlich durfte er alle Seiten des hauptstädtischen Lebens kennen lernen, das in diesen Strassen, um diese Hallen und Bauwerke pulsirte. Zwar schon der tägliche Anblick des grossartigen Verkehrs und der geschäftigen Menge erschloss ihm die Augen für jene klare Erkenntnis der Vielgestalt menschlicher Antriebe und Thätigkeit, die dem Dichter, dem Schriftsteller unentbehrlich ist. Festliche Anlässe verliehen dem Bilde einen noch grösseren Farbenreichthum. Vor allem die Feierlichkeiten, welche am Tage der Wahl des Lord-Mayors stattfanden, die Procession auf dem Flusse bis Westminster, die dabei zur Schau tretende Entfaltung bunter Kleiderpracht, der Ritt durch die gedrängte Menge zurück zur Guildhall: Alles dies hatte für das Kind des siebzehnten Jahrhunderts nicht weniger „ein gewaltig und stattliches Ansehen“, wie für den weitherverschlagenen Reisenden vom Ende des sechzehnten, der sein Erstaunen über den Anblick von unvergleichlicher Pracht nicht verbirgt.

Dagegen wäre zu bezweiflen, ob die ernste und religiöse Zucht, die in dem Hause von Bread-street herrschte, dem Knaben gestattet hat, an den fröhlichen Maifesten Theil zu nehmen, das grausame Spiel des Bärenzwingers anzuschauen oder die Komödien-Häuser, gerade damals „sonderlich lustig zuzusehn“ (2) zu besuchen. In späterer Zeit war Milton, wie wir bemerken werden, keineswegs Puritaner bis zu dem Grade, dass er sich dem strahlenden Zauber der englischen Bühne dieser Epoche hätte entziehen mögen. Alles in allem waren schon damals in seiner Geburtsstadt die Elemente, welche auf ein jugendliches Gemüth wirken konnten, Geistiges und Materielles, Tugend und Laster, Elend und Macht so gemischt, wie es ein weltkluger Schriftsteller einer etwas späteren Zeit theils

darlegt, theils andeutet, indem er alles Gesagte in die vier Rathschläge zusammenfasst, welche an diesem Ort zu befolgen seien: Gott dienen, fleissig sein, sein Geld zusammenhalten und sich vor schlechter Gesellschaft hüten. (1)

Es wird Zeit sein zu betrachten, in welcher Weise die zweite dieser Vorschriften in der Entwicklung des jungen Milton ihre Stelle fand. Denn immerhin musste Erziehung, Lehre und geistige Schulung seinem Charakter einen mächtigeren Eindruck geben, als durch die blosse örtliche Umgebung, durch den Boden, auf dem er erwuchs, geschehen konnte.

„Von meinen Kinderjahren an, so berichtet der Dichter selbst, wurde ich Dank dem unermüdlichen Eifer und der Sorge meines Vaters, dem Gott es lohnen möge, durch besondere Lehrer sowohl zu Hause wie in der Schule in den Sprachen und einigen Wissenschaften unterrichtet.“ (2) Von den Hauslehrern kennen wir nur einen, allerdings eine nicht unbedeutende Persönlichkeit, die im Laufe der Darstellung noch mehrfach aufzutreten hat. Thomas Young war ein Schotte von Geburt. Sein Vater, William Young, bekleidete das Predigtamt in den vereinigten Pfarren Loncardy und Redgorton in Pertshire und unterzeichnete in dieser Eigenschaft die Protestation von 42 Geistlichen gegen die Einführung des Episkopats in Schottland vom 1. Juli 1606. Der Sohn, geboren 1587, ergriff nicht nur den Beruf des Vaters, sondern erbte auch von diesem die entschieden puritanische Gesinnung. Er erhielt seine Bildung im Gymnasium zu Perth und sodann in der Universität St. Andrews, wo er 1602 im St. Leonard's College immatrikulirt wurde und 1606 den Grad des Magister Artium erlangte. Wo und in welcher Stellung er die nächsten Jahre zugebracht hat, ist nicht gewiss zu sagen. Möglicher Weise hat er seine Studien in Deutschland fortgesetzt, wo sein Name später bekannt wurde, oder er hat als Gehülfe eines puritanischen Predigers vielleicht auch als Privatlehrer sein Leben gefristet. (3)

Dass Milton's Vater diesem Manne die Ausbildung seines

Kindes anvertraute, beweist wohl zur Genüge, dass er, der Sohn des streng katholischen Freisassen von Stanton St. John's, einem so oft beobachteten psychologischen Vorgang gemäss, als er vom väterlichen Glauben abfiel, nun auch das äusserste Extrem, die puritanischen Anschauungen, ergriff. Doch knüpft sich gerade an die Verbindung Young's mit John Milton ein eigenthümlicher Streit darüber, inwieweit dieser ein äusserliches Abzeichen des strengsten Puritanismus eben seinem Lehrer zu danken habe. Aubrey berichtet nämlich von dem Dichter: „Im Jahre 1619 war er zehn Jahr alt, wie auf seinem Bilde . . . Sein Lehrer war damals ein Puritaner, in Essex, welcher sein Haar kurz schnitt."(1) Von einem Lehrer Milton's „in Essex" ist uns nirgend sonst etwas überliefert. Aubrey allein hat, ohne dass wir wüssten woher, diesen verwirrenden Zusatz, von sonstigen Quellen abweichend, während er ohne Zweifel auf Young anspielt. Aber was bedeuten die räthselhaften Worte: „welcher sein Haar kurz schnitt"? Die allgemeine Annahme gieng früher dahin, hiermit solle gesagt werden, Young, der Puritaner, habe sein Haar nach der Sitte der „Rundköpfe" kurz abgeschnitten getragen. Mit Recht haben Spätere an dieser Erklärung, welcher die Form des Zusatzes wenig entspricht und mit der sich das uns erhaltene Bild Young's nicht vereinigen lässt (2), Anstoss genommen. Sie beziehen vielmehr die Worte auf den jungen Milton, dessen üppiger Lockenwuchs der unbarmherzigen Scheere des puritanischen Lehrers zum Opfer gefallen sein soll. Und in der That können sie auf ein Bild des zehnjährigen John Milton, das uns aufbewahrt ist, ebendasselbe, von welchem Aubrey spricht, als ein Beweismittel hindeuten. Wir verdanken es höchst wahrscheinlich dem geschickten Pinsel des Holländers Cornelius Jansen und finden in der Thatsache, dass ein Maler von dieser Bedeutung von dem Notar Milton jenen Auftrag erhielt, einen Beweis dafür, dass dieser schon frühe die geistige Bedeutung des Sohnes erkannt hat. Es ist ein liebliches Kindergesicht, das uns mit ernsten Augen unter einer gewölbten Stirn her anschaut. Mund und Augenbrauen sind von edler Bildung, und das ganze Köpfchen, wie

es in der abstehenden Halskrause von Spitzen und dem eng anliegenden Schnürwamms feststeckt, hat einen eigenthümlichen Reiz durch den Gegensatz von Kindlichkeit und Ernst, die sich in ihm mischen.(1) Das Haar erscheint allerdings kurz geschnitten. Dennoch wird man sich durch jene Erklärung schwer befriedigt fühlen, welche den Thomas Young sein Lehramt in einer so eigenthümlichen Weise antreten und einen so gewaltsamen Eingriff in ein Gebiet machen lässt, das ohne Zweifel der Mutter Milton's eignete. Man weiss, dass der Ausdruck „Rundkopf", ein Spott-Wort der Höflinge, sehr mit Unrecht ohne Unterschied auf alle Gegner ihrer Sache angewandt, einer späteren Zeit angehört. Milton selbst erscheint als junger Mann, nach der Ueberlieferung von Bild und Wort, mit einem Reichthum hellbrauner Locken geschmückt, dessen sich keiner der van Dyck'schen Kavalier-Köpfe zu schämen haben würde. Sollte daher nicht die Annahme erlaubt sein, dass Aubrey, der das Bild des Zehnjährigen kannte, dort die bekannte, verspottete Haartracht sah und um die puritanischen Grundsätze von Milton's Lehrer wusste, in dem Bestreben eines falschen Pragmatismus jenen erläuternden Zusatz anbrachte, von dessen Richtigkeit er überzeugt sein mochte? Wie dem auch sei, im Jahre 1619, vielleicht schon früher, hatte Young die Aufgabe übernommen, John Milton zu unterrichten. Diesem wurde der Lehrer, dessen feiner, etwas ironischer Gesichtsausdruck im Bilde auch für uns etwas Ansprechendes hat, sehr bald zum Freunde, und die Verbindung zwischen beiden dauerte fort, auch nachdem Young um den Anfang 1622 England verliess, um der Nachfolger William Lee's im Amte eines Predigers der englischen Kaufleute zu Hamburg zu werden.(2)

Von den Privatbriefen Milton's sind zwei an seinen alten Lehrer gerichtet, ausserdem widmete er ihm die vierte seiner Elegieen und in späteren Jahren trat er Young auf einem gemeinsamen Kampfplatz noch näher. Durch den etwas schwülstigen und gezierten Stil der Briefe bricht doch unverkennbar das Gefühl inniger Dankbarkeit durch, das Milton mit dem Entfernten verknüpfte: „Ich rufe Gott zum Zeugen

an, dass ich dich wie einen Vater liebe. In der Sehnsucht nach dir glaube ich dich immer anwesend, meine, mit dir zu reden, dich zu erblicken . . . und schmeichle auf diese Weise meinen Kummer durch den leeren Wahn deiner Gegenwart hinweg.“ (Ep. fam. 1.) Zugleich dankt er dem Lehrer für das werthvolle Geschenk einer hebräischen Bibel, die ihren Weg aus dem hamburger Prediger-Hause in das Studirzimmer des jungen londoner Puritaners gefunden hatte. Noch deutlicher zeigt die erwähnte Elegie (1), so vielfach sie sich auch in ovidischer Phraseologie, in schulmässiger Nachahmung bewegt, wie schön das Verhältnis zwischen Schüler und Lehrer, und wie klar sich jener des anregenden Einflusses bewusst war, den dieser auf seine geistige Entwicklung ausgeübt hatte:

> Dir dem Führenden nach betrat ich, ein Neuling, der Musen
> Stätten und des Parnass' alten geheiligten Hain,
> Schlürfte pierische Becher und netzte von Clio begnadet
> Drei Mal den seligen Mund mit dem kastalischen Nass.

Er beklagt den Freund, der, aus der Heimat verbannt, mit seinem Weibe und seinen Kindern auf fremder Erde, von den Schrecken des deutschen Krieges umtobt, sich kümmerlich ernähren müsse, und was auch in diesen Worten künstlich hervorgerufene Uebertreibung sein mag, so scheinen sie doch darauf hinzuweisen, dass Young wegen seiner religiösen Ansichten, die ihn mit dem herrschenden System in Konflikt brachten, genöthigt gewesen war, für einige Jahre sein Vaterland zu verlassen.

Mit den Erziehern der Jugend auch im späteren Leben durch Freundschaft verbunden sein, gewährt edlen Geistern eine glückliche Befriedigung, indem sie zwei Epochen gleichsam zu einer verschmolzen sehen. Milton ward dieses Glück zu Theil und nicht nur mit Beziehung auf Thomas Young. Ausser diesem waren es vorzüglich die Lehrer der St. Pauls-Schule, denen er die jugendliche Bildung zu danken hatte. Unter den zahlreichen Unterrichts-Anstalten des damaligen London nahm die Schule zu St. Paul eine hervorragende Stelle ein. (2) Im Jahre 1512 von John Colet, dem humani-

stischen Freunde und Gesinnungsverwandten des Erasmus, dem Dechanten von St. Paul, förmlich begründet und mit reichen Mitteln ausgestattet, sollte sie ursprünglich dem freien Unterricht von 153 Kindern dienen. Colet übertrug kurz vor seinem Tode die Sorge für die neubegründete Anstalt der Krämer-Zunft, und wenn im Laufe der Zeit auch in den Unterrichts-Gegenständen gewisse Veränderungen eintraten, auch die Zahl der Schüler wohl nicht durch die erste Bestimmung des Gründers beschränkt geblieben sein mag, so behielt die Anstalt im ganzen und grossen doch jenen Charakter, den dieser ihr hatte verleihen wollen, und bei der Schulung der jungen Geister wirkte der Genius William Lily's, des berühmten Grammatikers, durch ein Jahrhundert nach. Ihm war die ehrenvolle Aufgabe geworden, der erste Leiter der Schule zu sein. Sieben gelehrte Männer waren ihm auf diesem Posten gefolgt, bis die Führung des Vorsteher-Amtes im Jahre 1608, dem Geburtsjahre Milton's, dem Alexander Gill zufiel.

Leider sind Gill's schriftstellerische Arbeiten zu schwer zur Einsicht zu erhalten, als dass sich ein erschöpfendes Urtheil über seine Fähigkeiten wagen liesse. Doch gieng die Meinung der Nachwelt dahin, dass er „als ein gelehrter Mann, hervorragender Latinist, Kritiker und Theologe zu schätzen sei, und dabei eine so ausgezeichnete Methode des Unterrichts gehabt habe, dass ihn niemand zu seiner Zeit übertraf. Daher sahen es auch viele bekannte Persönlichkeiten in Staat und Kirche als grösstes Glück an, von ihm erzogen worden zu sein".(1) Bei vielen mochte sich denn doch in das Gedenken an dies Glück eine minder fröhliche Erinnerung mischen. Ein so vortrefflicher Schulmann Alexander Gill auch gewesen sein mag, so scheint er doch in der Strenge der Zucht des Guten etwas zu viel gethan zu haben, und man erinnerte sich noch in späterer Zeit mit leisem Schauder seiner „Peitschanfälle". Ich finde sogar, dass diese pädagogischen Wuthausbrüche in einem der gequälten Schüler das poetische Talent weckten, dessen Frucht, eine höchst cynisch-derbe Ballade, dem Verfasser mehr Ruhm eingebracht haben

soll, als alle Predigten, die er in späteren Jahren der Welt schenkte (1).

Neben dem älteren Gill wirkte sein Sohn, gleichfalls Alexander mit Vornamen, als Unterlehrer. Er war um 1597 geboren, also nur etwa eilf Jahre älter als Milton, hatte seine Bildung im Trinity College zu Oxford gewonnen und schon in jungen Jahren einen gewissen Ruf erlangt. Er galt nämlich für einen der besten lateinischen Dichter seiner Zeit und zeigte sein Talent bei den verschiedensten Anlässen, welche das öffentliche Leben bot. Auch in griechischen Versen hat er sich versucht, dagegen giebt das wenige, was von seiner englischen Poesie erhalten ist, nicht eben einen sehr vortheilhaften Begriff von seiner Begabung. Eine im londoner Staats-Archiv aufgefundene Elegie, „gewidmet dem ewigen Gedächtnis der schönsten und tugendhaftesten Lady, Mistress Penelope Noël, Tochter des Lord Viscount Campden", strotzt von unnatürlichen Uebertreibungen und geschmacklosen Concetti, das erhaltene Fragment eines anderen englischen Gedichtes brachte ihn, wie man sehen wird, in grosse Ungelegenheiten, ja in wirkliche Gefahr, wie ihn überhaupt ein allzu bewegliches Temperament zu einem soliden Halt des Lebens nicht kommen liess. Doch mag er eben durch sein lebhaftes Naturell doppelt anregend auf die Jugend gewirkt haben (2).

Diese beiden Männer, Vater und Sohn Gill, leiteten die Schule von St. Paul, zu der Zeit, da der junge Milton in sie eintrat. Dass sie dem väterlichen Hause in Bread-street so nahe lag, mochte die Wahl besonders empfehlen.

Milton's Eintritt in die Schule muss einige Zeit vor dem Jahre 1622, also zu einer Zeit, da auch Thomas Young noch in England verweilte, geschehen sein. Denn im Anfang dieses Jahres schied Karl Diodati, um die Universität Oxford zu besuchen, aus der St. Pauls-Schule aus, und gerade diesen hatte sich John Milton, so viel man weiss, bei dem Besuche der gleichen Schul-Anstalt zum Freunde gewonnen. In Karl Diodati haben wir den Herzens-Vertrauten des Dichters zu sehen, welcher nach allem, was wir von dem Verhältnis wissen, einen Freund von gleicher Geistes-Verwandtschaft

und Treue in seinem übrigen Leben nicht wiedergefunden hat und auch diesen nur allzu frühe verlor. Die Familie Diodati hatte wegen ihrer protestantischen Glaubens-Ansichten ihre Heimat Luccæ verlassen müssen und sich in Genf angesiedelt. Dort fand Giovanni Diodati (geb. 3. Juni 1576), als theologischer Schriftsteller, Lehrer und Prediger ausgezeichnet, eine rühmliche Stellung. Sein Bruder Theodor, 1574 geboren, hatte Medicin studirt und 1615 in Leyden den Doctor-Grad erworben. Er kam in jungen Jahren nach England, heirathete eine Engländerin von gutem Stand und Vermögen und gewann sehr leicht durch eine uns bezeugte galante Jovialität und höchst glückliche Kuren, die er durch Anwendung starker Aderlässe ausgeführt haben soll, eine ausgedehnte und vornehme Praxis. Unter seinen Patienten werden nicht Geringere genannt, als der Prinz Heinrich und seine Schwester Elisabeth, die nachmalige unglückliche Königin Böhmens. In demselben Jahre, wie dem Notar in Breadstreet, wurde dem beschäftigten Arzt, der damals in Brentford wohnte, ein Sohn geboren, welchen gleiches Alter, muntere Laune und eine frühzeitige Entwicklung gar bald in der Pauls-Schule mit Milton zusammenführte(1).

Wir können uns einigermassen vorstellen, welchen Bildungsgang die beiden Freunde in der Anstalt durchzumachen hatten, und wie diese selbst sich ihnen darstellte. Ihr Gründer hatte eine besondere Vorliebe für „Aufschriften und Mottos“ gehabt, und so musste den Knaben bei jedem Schritt, fast an jedem Fleck des Gebäudes, im Vestibul, über den Thüren, über der Büste Colet's selbst ein Denkspruch entgegentreten, der ihre Aufmerksamkeit fesselte. Am bedeutsamsten klangen die Worte, welche jedes Fenster der Innenseite trug: „Lehre, lerne oder geh“ (Aut doce, aut disce, aut discede). Diesem ernsten Motto gemäss sollten die Schüler in einer Reihenfolge von acht aufeinander folgenden Klassen der Art gebildet werden, dass sie „als vollendete Grammatiker, gute Redner und Poeten, im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen und mitunter in anderen orientalischen Sprachen, (deren Unterricht also wohl nicht obligatorisch war),

gut beschlagen, zum Abgang auf die Universität reif seien". Wie das Hebräische in dem ursprünglichen Schulplane Colet's fehlte, so hatte dieser dem Wechsel der Zeit zufolge sich noch einige weitere Aenderungen gefallen lassen müssen. Es braucht kaum versichert zu werden, dass der junge Milton von einem Schul-Kaplan nichts mehr sah, welcher nach des Stifters Absicht in der Kapelle der Schule täglich Messe lesen und für die Kinder beten sollte, dass er gleichfalls Colet's papistischen Katechismus in seiner ursprünglichen Gestalt nicht mehr in die Hand bekam, aber schwerlich liess man ihn auch noch Schriftsteller, wie Lactantius, Prudentius, Sedulius, Juvencus, Baptista Mantuanus lesen, welche dem englischen Humanisten vom Beginn des sechzehnten Jahrhunderts als würdigste Vertreter der „wahren lateinischen Sprache" galten. Statt ihrer durfte er, gemäss dem Fortschritt, welchen die philologische Wissenschaft inzwischen gemacht hatte, vielmehr den Zauber der römischen Klassiker in Poesie und Prosa kennen lernen und vor allem den unvergänglichen Schätzen des griechischen Geistes näher treten. Zu Colet's Zeiten waren sie noch so wenig Gemeingut, dass dieser für die Auswahl des Direktors die bescheidenen Bedingungen aufstellte, es solle sein ein „Mann gesund an Körper, brav, tugendhaft, gelehrt in der guten und reinen lateinischen Literatur und auch im Griechischen, wenn ein solcher gefunden werden kann" (1).

Eines aber hatte sich von der Zeit der Gründung her in dem Schulplan erhalten: William Lily's Grammatik der lateinischen Sprache. Als Lehrbuch der englischen Sprache hat, wie man vermuthen möchte, das interessante Werkchen, Logonomia Anglica, gedient, welches Alexander Gill der Vater, der Leiter der Anstalt selbst, verfasst hatte. Dies Buch musste in der That auf die Kenntnis Milton's von der Muttersprache, ja auf die Bildung seines Geschmacks von einigem Einfluss sein. In der Widmung an den König Jakob, wie in der Vorrede an den Leser trat ihm der Geist eines Philologen entgegen, welcher von der hervorragenden Bedeutung der Sprache so überzeugt ist, dass er in ihr einen höheren Ruhm erblickt

als in kriegerischer Tapferkeit, wissenschaftlicher Bildung, Glanz des Genies, Feinheit der Sitten oder irgend welcher materiellen Grösse; daneben aber der Geist eines Puristen, welcher besonders dem Angelsächsischen zu Liebe das englische Alphabet zu erweitern wünscht, die reine englische Sprache für die feinste, reichste, seelenvollste und beredteste von allen Sprachen der Welt erklärt, das Eindringen des fremden, romanischen Elements, das er Chaucer's Einfluss zuschreibt, auf's heftigste verdammt und zuletzt in die Worte ausbricht: „Oh, ihr Engländer, euch rufe ich an, in deren Adern das Blut der Väter rollt, haltet fest, haltet fest, was von den Resten eurer eingebornen Sprache noch übrig geblieben, und wo noch die Spuren eurer Vorfahren zu sehen sind, fasst in ihnen festen Fuss". Die vier Theile des Werkes selbst, Grammatik, Etymologie, Syntax, Prosodie, boten dem jungen Schüler viel Lehrreiches und Anregendes. Er erhielt einen systematischen Ueberblick über den Bau und die Gesetze seiner Muttersprache, wurde mit den Haupt-Grundsätzen der Rhetorik und Metrik(1) vertraut, und fand das ganze Gerüst trockner Regeln durch eine lebhafte Ausdrucksweise und eine Fülle gutgewählter Beispiele aus Ben Jonson, Stanihurst's Aeneis-Uebersetzung, Philip Sidney, Spenser's Shepheard's Calender und, von anderen zu schweigen, vorzüglich aus der Feen-Königin höchst anmuthig verkleidet. Gill's Buch wird heute wohl nur von wenigen beachtet sein, aber man kann doch nicht umhin, die vergilbten Blätter mit einer gewissen Ehrfurcht zu betrachten, aus denen ein grosser Dichter vermuthlich die erste Kenntnis von dem Handwerkszeug und den Handgriffen seiner Kunst entnommen hat.

Sucht man zusammenzufassen, welche Wissenszweige der junge John Milton in dem Unterricht von Privatlehrern und während seiner Schulzeit sich zu eigen machte, so wird man in der Annahme nicht fehlgehen, dass er des Lateinischen, Griechischen, Hebräischen mächtig, in Rhetorik, Poetik und Kenntnis der Muttersprache völlig ausgebildet, sowie mit der beliebten Kunst, Verse nach antikem Muster zu schmieden, vertraut geworden war. Wir dürfen vermuthen, dass ihm die

Anfangsgründe der Mathematik, allgemeine historische, jedenfalls religionsgeschichtliche Kenntnisse nicht fremd blieben. Dass er schon damals das Studium der französischen und italienischen Sprache begonnen, erscheint kaum glaublich (1). Aber auch so wird man die Masse des Bildungsstoffes, welche bis zum siebzehnten Jahre aufgenommen und verarbeitet wurde, gross genug finden.

Dass dies möglich war, dass Milton schon in der Jugend den Grund zu jener umfassenden Gelehrsamkeit legte, die das Staunen seiner Zeitgenossen wurde, erklärt sich neben ausserordentlichen Anlagen aus einem ausserordentlichen Fleisse, der freilich theuer genug erkauft werden musste. „Mein Vater bestimmte mich, als ich noch Kind war, für das Studium der Wissenschaften, und diese ergriff ich mit solchem Eifer, dass ich vom zwöften Lebensjahre an kaum je vor Mitternacht von der Arbeit aufstand, um schlafen zu gehen, und das war die erste Ursache des Verderbens meiner Augen, zu deren natürlicher Schwäche häufige Kopfschmerzen hinzukamen. Da dieses alles meinen Eifer im Lernen nicht aufhielt, liess er mich in der Schule und zu Hause von anderen Lehrern täglich unterrichten, und sandte mich, nachdem ich mehrere Sprachen erlernt und nicht geringe Neigung für die Süssigkeit der Wissenschaft (philosophiae) gefasst hatte, nach Cambridge, die eine unserer Landes-Universitäten“ (2). Dieses einfach bestimmte Urtheil, welches Milton selbst, durch schmähende Angriffe herausgefordert, im Jahre 1654 über jene Periode der Jugend fällte, wird in der That von allen sonstigen Gewährsmännern durchaus bestätigt. Wir hören, dass der frühreife Jüngling bis in die tiefe Nacht hinein mit den Aufgaben für die Schule wie mit eignen Arbeiten beschäftigt war, sodass sein Vater das Hausmädchen zu seiner Bedienung wachen liess, und dass diese Gewohnheit, der er auch später noch nicht entsagen konnte, die Gefahr seiner Erblindung heraufbeschwor.

Und bei alledem ist eines der wesentlichsten Bildungselemente, welches ohne Zweifel in diesen nächtlichen Studien vertreten war, noch nicht ein Mal gedacht worden, der natio-

nalen Literatur. Schon das eben besprochene Werk des Lehrers, Alexander Gill's, musste den Schüler auf die glänzende Reihe von Meistern gebundener und ungebundener Rede hinweisen, – deren sich das damalige England mit gerechtem Stolze rühmen durfte. Der Purist war nicht so einseitig, dass er Chaucer, dem Dichter, seine Bewunderung hätte versagen, und der Rigorist nicht so streng, dass er Ben Jonson, den Künstler, nicht hätte gelten lassen wollen. Von den literarischen Grössen Englands, deren Reihe durch diese beiden Namen begrenzt wurde, mochten wie in jedem londoner Bürgerhause so auch in dem Hause des gebildeten Notars zum „Spread-Eagle" nicht wenige durch einen stattlichen Folio- oder Quart-Band vertreten sein. Historische und juristische Werke, wie sie damals im höchsten Ansehn standen, eines Stow, Camden, Selden lagen dem Gesichtskreis dessen am nächsten, der selbst ein halber Jurist und Gelehrter war, theologische Schriften, aus dem Zeitalter der Reformation und der späteren inneren Kämpfe der englischen Kirche, eines Latimer und Parker, Cartwright und Hooker konnten der Aufmerksamkeit des Bekenners strengreligiöser Grundsätze nicht leicht entgehn. Aber, so viel wir von seinem Naturell wissen, verschloss er sein Haus auch schwerlich vor jener bunten Schaar dichterischer Geister aus dem Zeitalter Elisabeth's, mochten sie im Drama oder in der Lyrik ausgezeichnet sein, unter denen denn doch wieder Edmund Spenser als Liebling der Zeit hervorragte. Dessen Werke pflegten damals wohl in noch anderen „Besuchszimmern beständig zu liegen", als allein in jenem der Mutter Abraham Cowley's, welcher aus dieser Quelle zuerst, wie er uns so köstlich erzählt, mit Entzücken vom goldenen Nass der Poesie schöpfte(1). Auch John Milton mochte es begegnen, dass ihm zufällig das Zauber-Buch in die Hand fiel, und dass er „unendlich entzückt wurde von all' den Geschichten von Rittern, Riesen, Ungeheuern und tapferen Geschlechtern, die er überall dort fand . . und von dem Geklingel der Reime und dem Tanze der Rhythmen".

Ein poetisches Werk verdient indess noch besonders hervorgehoben zu werden, dessen Einwirkung auf Milton's Geist

sich auf's bestimmteste nachweisen lässt. Es ist Josua Sylvester's gelungene Uebersetzung des Du Bartas. Guillaume de Saluste, Seigneur du Bartas, „der Patriarch der protestantischen Poesie", erscheint in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts als würdigster literarischer Vorkämpfer der Hugenotten, für deren Sache er unter Heinrich IV. nicht nur die Feder, sondern auch das Schwert zu führen wusste. Seine religiöse Anschauung bricht in allem durch, was er geschrieben hat, am nachhaltigsten in seinem Hauptwerke, welches er sterbend unvollendet hinterliess: den „göttlichen Wochen und Werken". Hier war der kühne Versuch gemacht, durch eine poetische Behandlung so ziemlich des gesammten biblischen Stoffes ein grossartiges Lehrgedicht zu schaffen, welches an der Hand religiöser Ueberlieferungen Geschichte und Natur, Menschliches und Göttliches in einem Rahmen zusammenfassen sollte. „Die Schöpfung der Welt" bildet den ersten Theil des Buches, „die erste Woche", und die Unterabtheilungen, die einzelnen Gesänge dieses Theiles, schliessen sich naturgemäss den sieben Schöpfungstagen an, welche unter dem beständigen Einfluss der biblischen Urkunden zu genauester Schilderung alles Unorganischen und Organischen, vom Chaos bis zum Menschen, veranlassen. Von den sieben Abschnitten (Tagen) des zweiten Theiles (Woche) sind nur die vier ersten vollendet, welche sich mit Adam, d. h. dem Besitz und Verlust des Paradieses, Noah, Abraham und David beschäftigen, die Fortsetzung sollte in den drei „Tagen" Zedekias, Messias und der ewige Sabbath abgehandelt werden. Bei aller Steifheit der Disposition und einer häufigen Abwechselung schwülstiger Bilder und lehrhafter Aufzählung verläugnet sich doch in schwungvoller, begeisterter Rede das Talent und mehr noch die Gesinnung des Verfassers keineswegs, und dem war es zu danken, dass das Buch eine ungemeine Verbreitung fand, in viele fremde Sprachen übersetzt wurde und in sechs Jahren dreissig Auflagen erlebte.

In England hatte das Werk, welches so recht den puritanischen Anschauungen kongenial war, in der Gestalt einer vortrefflichen Uebersetzung einen weiten und begeisterten

Leserkreis gewonnen. Der „silberzüngige“ Josua Sylvester(1) hatte sich dieser Aufgabe unterzogen, ein Mann, äusserst gewandt in fremden Sprachen, Calvinist von Gesinnung, von Elisabeth, Jakob und vor allem vom Prinzen Heinrich wegen der Lauterkeit seines Charakters und der Feinheit seiner eignen Dichtungen hochgeehrt. Doch konnten ihm diese nicht die allgemeine Bewunderung in dem Grade zuwenden, wie seine Uebertragung des französischen Sängers. Dieser genoss in der That, in englischem Gewande fast als ein nationaler Dichter gefeiert, eine seltene Volksthümlichkeit, und um die Wette drängten sich die Auflagen und die Verse zu seinem Preise.

Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, dass auch John Milton die Bekanntschaft des Sylvester-Du-Bartas machte, selbst wenn Humphrey Lownes nicht der Verleger des Werkes gewesen wäre, jener Buchhändler und Drucker welcher Milton's väterlichem Hause so nahe wohnte, vielleicht befreundet war(2). Wir mögen wohl denken, dass der frommempfindsame Knabe die hochtönenden Verse des hugenottischen Sängers mit demselben Entzücken in sich sog, wie der junge Goethe die leidenschaftlichen Hexameter des verehrten Dichters der Messiade, ja für jenen Fall haben wir den deutlichsten Beweis in den eignen ersten Versuchen des jugendlichen Genius.

Denn schon hatte sich in Milton selbst der Trieb poetischen Schaffens geregt. Nach Aubrey's Zeugnis war er mit zehn Jahren ein Dichter. Für diese Behauptung, wenn sie begründet ist, lässt sich der Beweis nicht erbringen, wohl aber sind uns Verse des Fünfzehnjährigen erhalten. Es ist die englische Paraphrase der Psalmen 114 und 136. Mit dieser bescheidenen Thätigkeit seine dichterische Laufbahn zu eröffnen, lag dem Knaben besonders nahe, da er damit sich in einer so beliebten Modeform der Zeit bewegte und durch die väterlichen Kompositionen von kleinauf genug Beispiele der Art kennen gelernt hatte(3). Viel ist über diese beiden Versuche geschrieben worden, mehr als sie verdienen, denn bei aller Klarheit des Ausdrucks und bei allem Wohlklang

der Reime lässt sich, ja liesse sich bei dieser Aufgabe schwerlich ein Talent von ungeahnter Grösse erkennen. Die Verse würden, wie sich Johnson ausdrückt, in einer grossen Schule wohl ein Lob erhalten, aber nicht Staunen erweckt haben (1). Zu einem Ergebnis hat aber die Untersuchung beider Gedichte geführt, eine Untersuchung, wie sie aufmerksamer kaum ein Naturforscher bei der Prüfung eines mikroskopischen Präparats anstellen kann, zu dem Erweise, dass die Belesenheit des jugendlichen Dichters eine sehr umfassende gewesen sein muss. Und mag es auch übertriebener kritischer Eifer sein, bei jedem Anklang an schon Bekanntes nicht die Erfindung Milton's, sondern die blosse Kopie Buchanan's, Spenser's, Drayton's u. a. sehn zu wollen, so wird kein Unbefangener läugnen, dass die Anklänge an Du-Bartas-Sylvester's „göttliche Wochen und Werke" auf mehr als blossem Zufall beruhen, welcher zwei Geister unabhängig von einander denselben Ausdruck für denselben Sinn finden lässt (2).

Von ungleich grösserem dichterischen Werth ist die lateinische, an Thomas Young gerichtete, schon erwähnte Elegie, die erste selbstständige poetische Leistung, die dem Sechzehnjährigen alle Ehre macht. Auch hier, und wie könnte dies anders sein, treten Erinnerungen an die Lektüre vielfach hervor, in erster Linie sind es die lateinischen Elegiker und namentlich Ovid, welche zum Vorbild gedient haben. Milton berichtet selbst ein Mal, dass er neben den Rednern und Geschichtsschreibern des Alterthums besonders die „sanften elegischen Dichter" in der Jugend gelesen habe, die „man häufig in den Schulen findet" und dass er die Nachahmung des angenehmen Klanges der Schriften dieser wie jener Autoren höchst leicht gefunden, in ihrem Studium seine liebste Erholung gesucht habe (3). Aber hier zeigt sich doch schon, dass der eigene dichterische Genius in dem fremden Gewand sich selbst zu zeigen weiss, man kann sagen, es ist weniger eine Nachahmung der Antike als ein Wetteifer mit der Antike. Voll von individuellem Leben ist die Schilderung des hamburger Pfarrhauses, wohin die Elegie gesandt wird, und die feine Sinnigkeit der Gedankenverbindung des ganzen Ge-

dichts, wie es von der Ausmalung der Gefahren und Hülflosigkeit des verbannten Freundes zu der frommen Mahnung überleitet, auf Gott zu vertrauen und mit der Zuversicht eines Wiedersehens auf der väterlichen Erde versöhnend abschliesst, legt von dem Geschmack wie von dem Gefühl des Dichters das beste Zeugnis ab. Zugleich zeigt sich schon hier jene Eigenheit, welche aus der Verbindung klassischer und theologischer Bildung hervorgeht, antike Gleichnisse und Bilder in naiver Unbefangenheit mit solchen zn mischen, die sich in beiden Testamenten vorfanden.

Fragen wir, welche Persönlichkeit aus Milton's Bekanntenkreise die Stelle des anregenden, theilnehmenden, vielleicht miteifernden literarischen Gefährten eingenommen habe, dessen ein jugendliches dichterisches Talent so leicht nicht entbehren wird, so könnte man zunächst wieder an Thomas Young denken. Man hat eine Bestätigung dieser Ansicht in den früher citirten Versen finden wollen, in denen Milton seinen Lehrer den „Führer zu den Stätten der Musen" nennt, eine überfeine Kombination hat sogar geschlossen, gerade Young müsse seinen Schüler mit Du-Bartas bekannt gemacht und dadurch in die „göttlichen Geheimnisse der religiösen Poesie" eingeweiht haben, weil in jenen Versen von den „heiligen Hainen des Parnass" die Rede ist(1). Aber dies Beiwort konnte dem Musensitz sehr wohl gegeben werden ohne jeden Bezug auf etwa gedachte heilige, d. h. religiöse Stoffe, und sodann bleibt es überhaupt natürlicher, in jenen Versen eine einfache Anspielung auf die Unterweisung im Verständnis der antiken Poesie zu erblicken.

Wahrscheinlicher ist, dass Karl Diodati an den ersten Uebungen der Feder seines Schulfreundes Antheil nahm, wenn auch von der Ferne her, da er seit 1622 in Oxford studirte. Diodati selbst hat sich in Versen versucht, wir besitzen von ihm ein Gedicht auf den Tod Camden's, das nicht schlechter und nicht besser zu sein scheint, als andere Gelegenheits-Oden der Art(2), noch in späteren Jahren sendet er Milton eine dichterische Beschreibung des Christfestes und dieser berichtet ihm dafür von den „Flügen seines Pegasus" (3).

Aber die erste Stelle des ästhetischen Richters und aufmunternden Berathers nahm, irren wir nicht, Alexander Gill, der Sohn, ein, welchen ein richtiges Verhältnis seines Alters zu dem seines Zöglings am besten zu diesem Vertrauensamte befähigte, und der selbst seine Feder so vielfach zu rhythmischen Auslassungen ansetzte. Dass Milton diese überschätzte, so lange ihm selbst noch der kritische Blick fehlte, wird niemanden Wunder nehmen, der sich in die Beziehung eines strebenden Jüngers zu einem älteren Freunde, welcher die gleiche Kunst übt, hineindenkt. Eine Ueberschätzung war es aber sicher, wenn Milton ein uns übrigens unbekanntes Gedicht Alexander Gill's „wahrhaft grossartig und von der Majestät der Poesie durchhaucht" nennt, wenn er Virgil's Genius darin wiederfindet und sich überhaupt noch sehr Bedeutendes vom Verfasser verspricht(1). In reiferem Alter drückt sich seine Begeisterung über eine andere poetische Sendung schon etwas kühler, mehr im Tone konventioneller Komplimente aus(2), aber es charakterisirt das Verhältnis durchaus, wenn er von der Universität aus seine eignen Erzeugnisse dem Freunde übersendet, als „einem sehr strengen Richter in Sachen der Poesie und einem sehr aufrichtigen Beurtheiler seiner, des Schreibers, Leistungen", wenn er ihn dringend bittet, ihm die eignen Schöpfungen mitzutheilen, und wenn er mit Sehnsucht der fast beständigen Unterhaltungen mit Gill gedenkt; von dem er niemals ohne „offenbaren literarischen Gewinn" fortgegangen sei(3).

Unter solchen Beschäftigungen und Strebungen vergiengen die Jahre, nicht ohne dass ein oder das andere Ereignis das gleichförmige, still-fleissige Leben des Heranwachsenden mehr oder minder aufregend unterbrochen hätte. Zunächst trat eine Aenderung in der kleinen Familie ein. Milton war zwischen der Schwester Anna und dem Bruder Christoph gross geworden. Dieser, sieben Jahre jünger als er selbst, besuchte mit ihm die Pauls-Schule(4), unzweifelhaft mehrere

Klassen unter ihm, jene um einige Jahre älter als John, fand vermuthlich(1) gegen Ende 1624 in Edward Phillips den Mann ihres Herzens, welchem sie mit einer anständigen Mitgift in den eignen Hausstand folgte. Sie blieb in London, denn Edward Phillips stammte zwar aus Shrewsbury, war aber in jungen Jahren in die Hauptstadt gekommen und hatte in der königlichen Kanzlei (Crown office in Chancery) Beschäftigung gefunden. Der königliche Clerk in diesem Amte hatte selbst oder vertreten durch einen anderen in bestimmten Fällen den Lord-Kanzler zu begleiten, die Formulare zur Einberufung des Parlamentes und die Ausschreiben für Neuwahlen abzufassen, vielfache Kommissionen der Gerichtsbarkeit auszufertigen u. s. w.(2). Es scheint so, als habe Phillips das Amt des Vertreters unter Bembo, dem ersten Angestellten, verwaltet. Die Verwandtschaft seiner Thätigkeit mit der des Notars Milton mochte beide leicht zusammenführen.

Einige Jahre früher trat ein Ereignis ein, das freilich über den Kreis der Familie hinausgriff, aber doch für sie, und namentlich für ihr Haupt, nicht geringes Interesse haben musste. Die Scriveners Company wurde, nachdem sich unter ihren Mitgliedern Zwistigkeiten über die Zahlung einer Steuer erhoben hatten, am 28. Januar 1617 durch königliches Patent in eine regelrechte Korporation verwandelt und erhielt demnach neue Statuten; der Name von Milton's Vater tritt freilich bei dieser Umwandlung nicht auf(3).

Vor allem aber drangen die Nachrichten von den Begebenheiten der grossen Welt, Nachrichten, die für ein protestantisches Herz wenig erfreulich waren, auch in das stille Bürgerhaus von Bread-street(4). Zwar von der wahnsinnigen Pulververschwörung, gegen deren Mordplan sich ein langes Gedicht und vier seiner Epigramme richten(5), erfuhr John Milton selbst nur durch die Erzählung der älteren Familiengenossen, die sich noch der schreckensvollen Bewegung erinnerten, welche die Stadt an jenem Novembertage 1605 durchzitterte, als man in den Kellern des Parlament-Gebäudes die Pulvertonnen, Reisig, Holz und den katholischen Fanatiker Guy Fawkes in seinen letzten Vorbereitungen entdeckt

hatte. Dagegen jenes Tages der Trauer mochte er sich wohl dunkel erinnern, an dem Prinz Heinrich für immer die Augen schloss, der ritterliche, mit den edelsten Gaben ausgestattete Jüngling, die Hoffnung des ganzen Landes und nicht am wenigsten der Puritaner, denen sich mit der Aussicht auf die Nachfolge des ungleich weniger beliebten Bruders Karl eine düstere Zukunft eröffnete.

Und von nun an gieng dem Heranwachsenden immer deutlicher das Verständnis für den wirren Lauf der Dinge in Staat und Kirche auf. Mit Bewusstsein erlebte er wohl schon den festlichen Abschluss jenes verhängnisvollen Ehe-Bundes zwischen dem Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich, und Elisabeth, der Tochter Jakob's von England. Mit Erbitterung und Abscheu folgte er den Berichten über das Günstlings-Regiment am königlichen Hofe, die aufregenden Processe, welche die gleissende Lasterhaftigkeit der höheren Schichten der Gesellschaft vor aller Augen enthüllten, die parlamentarischen Verhandlungen, welche immer deutlicher den Gegensatz des eigenwilligen Königs zu den tiefsten Gefühlen seines Volkes an den Tag brachten. Zwei Begebenheiten der inneren Geschichte des Landes mussten sich dem Gedächtnis des Knaben unauslöschlich einprägen. Als er im zehnten Lebensjahre stand, fiel unter dem Beil des Henkers das Haupt Walter Raleigh's, des Odysseus an wundersamen Fahrten und Abenteuern, des edelsten Ritters der elisabethanischen Tafelrunde. Was auch seine persönlichen Fehler waren, seine letzten Worte, auf dem Schaffot gesprochen, als man ihn aufforderte, sein Haupt nach Osten zu wenden: „Was thut's, wie der Kopf liegt, ist das Herz nur am rechten Fleck", diese zusammenfassende Parole seines Lebens fand Widerhall in der Masse des Volkes, welches wusste, dass soviel Grösse spanischen Wünschen geopfert war (1618 Oktbr. 29). Drei Jahre später wurden Hauptstadt und Land durch den Process gegen Bacon, den Lordkanzler des Reiches, in Spannung versetzt, dem für eine grosse Anzahl von Fällen Bestechung vorgeworfen wurde, und welcher nach seinem eignen Ausdruck unter

der Anklage zusammenknickte wie ein „gebrochenes Rohr“. (April 1621.)

Neben solchen Vorgängen von mehr individueller Bedeutung, die aber doch den ganzen Zustand des Reiches offenbarten, liefen, selbst wieder ineinanderverschlungen, Begebenheiten allgemeinen Inhalts, welche die Jugendjahre Milton's erfüllten. Der grosse festländische Krieg, in der böhmischen Hauptstadt entzündet, brach aus, und sicher so lebhaft wie einer seiner Landsleute verfolgte der junge Milton aus der Ferne mit Schrecken die Ausdehnung des Brandes. Er wusste seinen alten Lehrer, Thomas Young, mitten in den Wirren des Krieges, Alexander Gill, dessen Theilnahme an den späteren Ereignissen des Kampfes durch mehrere Gedichte bezeugt ist, wird auch damals die neuesten Berichte aus Deutschland mit Eifer aufgenommen und mit seinem Schüler durchgesprochen haben, vor allem aber war es der gläubige Protestant, der glühende Feind des Pabstthums, der über die Fortschritte der katholischen Heere ergrimmt, über die Haltung der eignen Regierung beschämt werden musste. Die puritanischen Herzen schmachteten nach dem Augenblick, da England seine Waffen zum Schutze der bedrängten Glaubensbrüder erheben könnte. Sie verwünschten die Neutralität und waren noch immer in dem Glauben befangen, die spanische Macht sei die gefährlichste Feindin ihrer religiösen und nationalen Interessen, und der Kampf gegen diese in der alten Weise der Drake's und Raleigh's sei Sache der Ehre und des Vortheils. Jakob hätte sich gerne in der Stelle des allgemeinen Schiedsrichters behauptet, aber er wagte nicht, das Schwert zu ziehen, dessen der Richter eben so wenig entbehren kann, wie der Wage. Er hätte gerne die Pfalz für seine Tochter und ihr Geschlecht zurückerobert gesehn, aber er wünschte um keinen Preis mit Spanien zu brechen, dessen verschlagener Gesandter die verhassteste Persönlichkeit in England war. Ja, seit geraumer Zeit schwebten zwischen den Höfen von Madrid und von London Verhandlungen, welche die argwöhnischen Gemüther mit Bangen

erfüllten. Der Erbprinz Karl sollte eine Verbindung mit einer spanischen Infantin eingehn. Wenn Jakob sich von diesem Plane eine friedliche Lösung der pfälzischen Frage versprach, so malte die Phantasie des Volkes sich die Rückkehr jener dunklen Gewalten aus, die einst die Armada gegen die englische Küste entsandt hatten. Indessen trotz aller Hindernisse giengen die Verhandlungen weiter, Anfang 1623 trat der Prinz, den vertrauten Buckingham als Mentor zur Seite, die Reise zu dem verhassten Hofe an, um den Vertrag abzuschliessen. In allen puritanischen Familien liefen die düstersten Befürchtungen um. Es war wie eine Erlösung von schwerem Alpdruck, als sich nun doch die Angelegenheit zerschlug, der längstersehnte Bruch mit Spanien, die Verlobung des Prinzen mit Henrietta Marie von Frankreich erfolgte, die freilich katholisch, zugleich aber Heinrich's IV. Tochter war. Man hoffte, dass Frankreich, als Alliirter, den Kampf für die Pfalz aufnehmen werde und ahnte nicht, dass, feierlichen Versprechungen entgegen, beim Abschluss des Heirats-Vertrages geheime Zusicherungen zu Gunsten der englischen Katholiken gemacht waren, deren Duldung dem Puritanismus als unverträglich mit dem Staatswohl galt(1). — Bei so viel Unkenntnis der thatsächlichen Verhältnisse und engherzigen Vorurtheilen auf der einen Seite und so viel Schwankungen und Mangel an Aufrichtigkeit auf der anderen Seite waren die schwersten Konflikte für die Zukunft unvermeidlich.

Der heranwachsende Sohn des Puritaners musste alle diese Fragen nothwendig vom Standpunkt der Partei aus betrachten. Die Monarchie, unter der er gross wurde, war nicht der Art, ihm unbezwingbare Achtung vor dieser Staatsform einzuflössen, und der Monarch, welcher an der Spitze stand, war nicht der Art, ihn mit den Mängeln der Staatsform zu versöhnen. — Fast gleichzeitig erfolgte der Abschluss der Laufbahn dieses Monarchen und der Abschluss der ersten Lebensperiode Milton's. Wenige Wochen vor dem verhängnisvollen Thronwechsel, welcher Karl zur Königswürde erhob, bezog Milton siebzehnjährig die Universität. Hinter ihm

lag die Zeit gesunder Entwicklung an Körper und Seele im trauten Familienkreise, frommer und ernster Erziehung durch ein würdiges Elternpaar, angestrengten Fleisses in Schule und Haus, der Schliessung jugendlicher Freundschafts-Bündnisse, erster Regungen eines ahnungsvollen Genius, mit einem Worte das, was in den Kämpfen und Leiden des Mannesalters auch durch den Zauber des Rückerinnerns stärken und erhalten kann: Eine glückliche Jugend.

Zweites Kapitel.

Die Lehrjahre auf der Universität Cambridge(1).

Die Verfassung der beiden alten englischen Hochschulen und das in den Schranken dieser Verfassung sich bewegende Leben, noch heute von den entsprechenden Erscheinungen des Festlandes so wesentlich verschieden, erscheint in Milton's Zeit noch bei weitem stärker mit dem Stempel befremdender Alterthümlichkeit behaftet und lässt sich in kurzen Umrissen nur schwer der gegenwärtigen Anschauung näher bringen. Beschränkt sich der Blick auf das zunächst in Betracht kommende Cambridge, so findet man in den Statuten aus dem zwölften Regierungs-Jahre Elisabeth's nach allen Schwankungen der Zeit der Reformation und Gegenreformation eine feste Grundlage, auf der sich die spätere Epoche aufbaute(2). Es ist bekannt genug, dass die eigentliche, scholastische Universität seit dem Ende des fünfzehnten und dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in den nach Wesen und Entstehung von ihr unterschiedenen Colleges fast ganz und gar aufgieng. Diese konviktorischen Vereine, in die gelehrte Körperschaft eingefügt, im späteren Mittelalter beständig an Zahl gewachsen und grösstentheils mit den reichsten Mitteln an Grund und Boden ausgestattet wie durch fortgesetzte Stiftungen von Wohlthätern beschenkt, drängten so ziemlich das ganze akademische Leben in sich zusammen, seitdem sie sich mit Glück zu Trägern der neuen humanistischen Bildung

gemacht hatten. Aus blossen gemeinsamen Wohnstätten derer, welche die Universität besuchten, zu selbstständigen Lehranstalten geworden, bewahrten sie in Disciplin und Einrichtung jenen klösterlichen Charakter, dessen Grundzüge sich in ihnen allen wiedererkennen lassen, so zahlreiche Abweichungen im einzelnen durch den Willen, grössere oder geringere Freigebigkeit des Stifters und spätere Gesetzgebung hervorgebracht worden waren.

Ehrwürdige Gebäude, zum Theil von staunenswerther Pracht der Architektur, mit weiten Höfen und schattigen Gärten, wohlgepflegten Rasenplätzen für das Kugelspiel und besonderen Räumen zum Ball-Werfen, stillen Gemächern für die Bücherei und alterthümlichen Hallen für die gesellige Zusammenkunft, umschlossen, wie in einer kleinen Welt für sich, eine eng verbundene Genossenschaft von Jünglingen, die mitunter fast noch Knaben glichen, und Männern, denen die Ehelosigkeit zur Pflicht gemacht war (1). Jeden Morgen und jeden Abend rief die Glocke der Kapelle zu bestimmter Stunde zum gemeinschaftlichen Gottesdienst. Zur Mahlzeit versammelte man sich in der grossen Halle. Eine je nach dem Grad verschiedene Kleidertracht war mit derselben Ausführlichkeit vorgeschrieben, wie sie nur der Stifter eines mönchischen Ordens jemals erdenken konnte. Nach der Strenge der ursprünglichen Statuten war es Pflicht der Studenten, im Gespräch miteinander sich des Lateinischen, Griechischen oder Hebräischen zu bedienen, ausser in den Erholungs-Stunden, sich in ihren Zimmern des Karten- und Würfel-Spiels zu enthalten, ausser in den festlichen Tagen der Weihnachtszeit, in denen die Karten gestattet waren. Sie hatten eine besondere Erlaubnis einzuholen, wenn sie die Mauern des College verlassen wollten (2), Schenken, Schaustellungen, Tanzplätze, Stier- und Bären-Hetzen in der Stadt und die Vergnügungen ihrer Markttage zu vermeiden und sich zu gemessener Stunde, je nach der Jahreszeit und dem Statut um acht, neun oder zehn Uhr (3) wieder an den Thoren des College einzufinden, dessen Schlüssel das Haupt der Anstalt, der Master, in seiner Kammer verwahrte. Ein ausgebildetes

System von Strafen sollte dazu dienen, die Befolgung dieser Vorschriften zu erzwingen, und die Behörden der Universität, wie die des College theilten sich in die Strafgewalt. Je nach der Schwere des Falles wurde auf Geld, Carcer, Verweisung für bestimmte Zeit (Rustication) oder für immer erkannt. Nach den Statuten jenes College, in welches Milton aufgenommen wurde, um von anderen abzusehn, war für die Bestrafung Jüngerer unzweifelhaft körperliche Züchtigung zulässig (1).

Im Mittelpunkte des ganzen College-Lebens als dasjenige Element, welches der gesammten Anstalt Farbe und Charakter giebt, steht das Tutoren-System. Das College, nach aussen hin durch sein Haupt, den Master, vertreten, zerfällt gleichsam wieder in eine Reihe kleinerer Gemeinheiten, indem sich jedes Mal ein Paar der jungen Hausgenossen der besonderen pädagogischen Aufsicht eines der Aelteren (Fellows) anvertraut, den sie als ihren Tutor erwählen. Abgesehen von der Lehrthätigkeit, welche diese Tutoren den enger mit ihnen verbundenen Stipendiaten und Kostgängern zuwenden, sind sie ihnen für die grösseren Fragen der geistigen Bildung wie für die kleineren Sorgen des Lebens gesetzte Helfer und Berather. Sie haben die Pflicht, die Sitten und Studien ihrer Zöglinge mit besonderer Sorgfalt zu überwachen. Sie suchen bei der Auswahl von Stube und Stubengenossen das Beste zu treffen, denn der Zögling hat kein Zimmer, mitunter nicht ein Mal ein Bett allein zur Verfügung. In Krankheitsfällen sind sie die ersten, sich der Untergebenen anzunehmen, ihre Sorgfalt erstreckte sich bis auf die Anschaffung von Büchern und Kleidern, wie sie überhaupt die pekuniären Angelegenheiten der Studenten, ein häufig sehr unerfreuliches Geschäft, an Stelle des Vaters verwalteten (2).

Keineswegs standen alle Mitglieder des College in Betreff ihrer finanziellen Unterhaltung auf gleicher Stufe. Eine gewisse Anzahl war auf stiftungsmässige Einnahmen verwiesen: Der Vorsteher, die Fellows, die verschiedenartig berechtigten Stipendiaten unter den Studirenden (Scholars). Aber die Mehrzahl der Studenten hatte die Kosten von Wohnung, Tisch,

Erziehung u. s. w. zu ersetzen. Auch hier gab es noch Unterschiede. Am meisten zahlten die greater pensioners oder fellow-commoners, reicher Eltern Söhne, welche dafür gewisse Vorrechte genossen, die lesser pensioners, weitaus an Zahl die bedeutendste Klasse, folgte in der Reihe, und unter ihnen standen die ärmeren sizars, welche am wenigsten zu zahlen, am meisten zu dienen hatten.

Nach den elisabethanischen Statuten war das akademische Jahr in drei Abschnitte (Terms) getheilt. Der erste begann am 10. Oktober und endete am 16. December, durch die Weihnachtsferien vom zweiten getrennt. Dieser erstreckte sich vom dreizehnten Januar bis zum zehnten Tage vor Ostern. Nach den Oster-Ferien, am eilften Tage nach dem Fest, begann der Mitt-Sommer-Term, welchen am Freitag nach der feierlichen Schlussversammlung der Universität (Commencment-Day)(1) die langen, dreimonatlichen Ferien ablösten. Solcher akademischen Jahre wurden ursprünglich sieben erfordert, um den Besitz der scholastischen Würden zu verdienen. Denn in der Vermischung von Universitäts- und Kollegial-System, wie es sich aus der Verbindung mittelalterlicher und neuerer Wissenschaft gebildet hatte, blieben diese Würden Ziel und Ende der Studienzeit. Diese theilte sich demnach folgendermassen ein: Auf die Zulassung in das College erfolgte die Immatrikulation bei der Universität, der erste Schritt auf der wissenschaftlichen Laufbahn. Von da an war eine Zeit von vier Jahren (in Milton's Tagen nur mehr 11 Terms statt 12)(2) zu durchlaufen, in welcher die ordnungsmässige Vorbereitung auf die Erlangung des Bakkalaureats Statt fand. In dem ersten dieser vier Jahre war nach den Statuten der Gegenstand des Studiums: Rhetorik, im zweiten und dritten Logik (Dialektik),(3) im vierten Philosophie. Der Unterricht sollte sowohl im College bei den Tutoren wie in den öffentlichen Vorlesungen der Universitäts-Professoren genommen werden. In dem letzten dieser vier Jahre war der Student verpflichtet, an den akademischen Disputationen zwei Mal als Respondent und Opponent Antheil zu nehmen, d. h. Thesen aufzustellen und gegen Angriffe zu vertheidigen, wie aufgestellte seiner-

seits anzugreifen. Auf diese lateinischen Wortgefechte wurde er durch ähnliche Rede-Uebungen im College schon vorbereitet. Hierauf war noch eine Prüfung im College, ein mehrtägiges akademisches Examen und eine Reihe von Förmlichkeiten abzumachen, ehe die Ernennung zum Baccalaureus artium erfolgte.

Nun war die erste Staffel auf der Leiter akademischer Ehren erreicht, die Periode des Nicht-Graduirtseins (Undergraduateship) und für viele, welche nicht höher strebten, wenn sie überhaupt so lange ausgehalten hatten, die Periode ihres Universitäts-Lebens abgeschlossen. Diejenigen, welche den nächsten Grad erstrebten, hatten weitere drei Jahre die öffentlichen Vorlesungen, und zwar nach den Statuten Philosophie, Astronomie, Zeichnen und Griechisch, zu hören. Ausserdem hatten sie den Disputationen der Magistri artium zu folgen, selbst drei Mal öffentlich, zwei Mal im College zu disputiren und eben dort eine Deklamation zu halten. Hierauf wurden sie in höchst feierlicher Weise unter einer Fülle alten Ceremoniells an den grossen Festtagen der Universität, den vesperiae comitiorum oder den Comitia (Commencment-Day) selbst zu magistri artium kreirt. Verändert waren die Regeln vor Milton's Zeit hauptsächlich insoweit, dass der ursprüngliche Lehrstoff des Triennium zum Theil schon mit dem des Quadriennium verbunden wurde, und dass das Lehr-Amt von den öffentlichen Professoren grössten Theils auf die Privat-Tutoren übergegangen war (1).

Mit diesem Formalismus, der ganz und gar auf der mittelalterlichen Anschauung der sieben freien Künste beruhte, und ein selbstständiges korporatives Aufkommen der Fakultäten verhinderte, war aber erst eine artistische Grundlage, man möchte sagen das für nöthig erachtete Mass allgemeiner wissenschaftlicher Bildung gewonnen, an welcher in gleicher Weise Antheil zu haben für alle gleich rühmlich erachtet wurde; mochten die einzelnen auch im späteren Leben die Lanzette des Chirurgen führen oder auf der Richterbank sitzen, die Kanzel besteigen oder den vielfachen Problemen der Philosophie ihr Nachdenken widmen. Von hier aus trennten sich

die Wege je nach dem erwählten Fach, und erst nach Ablauf von neuen sieben Jahren, für welche wiederum bestimmte Vorträge, Vorlesungen, Disputationen und Formen vorgeschrieben waren, konnte der Doktor-Grad der Jurisprudenz und Medicin erlangt werden; noch fünf Jahre länger währte die Fahrt zum Port des theologischen Doktor-Grades.

Fasst man endlich mit einem Blick die hauptsächlichen Beamten der akademischen Körperschaft in's Auge, den Kanzler, auf seinem Ehrenposten meist dem hohen Adel angehörig, damals doch noch ein politischer Patron, den Vicekanzler und unter ihm die polizeiliche Behörde, die beiden Proctors (Procuratores), bei welchen für die Versammlung der Kollegial-Vorsteher die ausübende Gewalt ruhte, eine Reihe von Unterbeamten und Hülfs-Personal, bis zu den Pedellen herab, und denkt man sich das ganze oligarchische Getriebe durch eine Kette von Vorschriften und Ceremonieen in Bewegung gesetzt, die zum Theil im Lauf der Darstellung noch berührt werden müssen, so möchte wenigstens im ganzen und grossen ein Bild von den Verhältnissen gegeben sein, in welche John Milton versetzt wurde.

Am zwölften Februar 1625 erfolgte seine Aufnahme in das Christ-College zu Cambridge (1). Er trat in der Eigenschaft eines „lesser pensioner" ein. Wir hören nicht, dass er als Zögling der Pauls-Schule ein jährliches Stipendium genossen, wie die Zunft der Krämer es bis zum Betrage von sechs oder von zehn Pfund jungen Studirenden während ihres siebenjährigen Cursus zu gewähren pflegte, wenn sie aus jener Anstalt hervorgegangen (2). Wenn man bedenkt, dass Sir Simonds d'Ewes in der höheren Rang-Klasse eines fellow-commoner seinem wenig freigebigen Vater, wenn auch vergeblich, erklärte, er könne mit dem jährlichen Zuschuss von 50 £ nicht anständig auskommen (3), so wird man in der Annahme nicht irren, dass diese Summe für die Bedürfnisse und den Stand John Milton's so ziemlich genügt habe.

In der Reihe von sechzehn konviktorischen Anstalten, welche im Jahre 1621 alles in allem fast 3000 Mitglieder enthielten (4), nahm Trinity-College, wenn auch nicht nach

Ehrwürdigkeit des Alters, so doch nach dem Reichthum an stiftungsmässigem Besitz und nach der Zahl seiner Genossen unstreitig den ersten Platz ein. In letzter Beziehung stand ihm St. John's College am nächsten, erst hierauf folgte Christ-College, gegründet 1505, um die Zeit, da Milton in das College eintrat, mit einem Master, 13 Fellows, 55 stiftungsmässig berechtigten Scholaren versehn, zu denen noch 196 zahlende Studenten, Armen-Schüler, Bedienstete u. s. w. hinzukamen. Jedes College hatte seine eigne Tradition, nach der es sich mit grösserem oder geringerem Recht einer Anzahl würdiger Zöglinge rühmte, die aus seinem Schoss hervorgegangen waren. So war Christ-College stolz auf Hugh Latimer, den Reformator und Märtyrer, auf John Leland, den gelehrten Antiquar, auf den sprachkundigen Richard Carew und seinen berühmteren Zeitgenossen, den „unvergleichlichen", ritterlichen Dichter, — Philip Sidney (1). Eine ganze Schaar von hohen und höchsten Würdenträgern der Kirche hatte aus diesem Quell der Bildung geschöpft, und Fuller glaubt ohne Schmeichelei auf dieses College den Spruch des Weisen anwenden zu dürfen: „Viele Töchter bringen Reichthum; du aber übertriffst sie alle".

Als Milton in das College eintrat, war dessen Master Thomas Bainbrigge, von dem in der That kaum mehr bekannt ist, als dass er diesen Posten ein Viertel Jahrhundert von 1620—1645 innehatte, und dass er den Ruf eines „strengen Lehrers" genoss (2). Seinem Charakter wird durch die Korrespondenz Meade's nicht immer das beste Zeugnis ausgestellt. Etwas mehr wissen wir über einige der dreizehn Fellows zu sagen, von denen sich mehrere in der englischen Kirchen- und Gelehrten-Geschichte einen Namen zu machen gewusst haben.

Der Bekannteste ist Joseph Meade (1586—1638). Schenkt man seinen Biographen Glauben, so war er, allerdings in einer Zeit, da die Theilung geistiger Arbeit noch nicht eben weit ausgebildet war, ein Mann von seltener Vielseitigkeit, „ein scharfer Logiker, ein sorgfältiger Philosoph, ein geschickter Mathematiker, ein ausgezeichneter Astronom, ein grosser Philolog, ein Meister vieler Sprachen und in geschichtlichen und chronologischen Studien sehr weit fortgeschritten" (3). Doch

hatte er eine bestimmte Lieblings-Neigung, der er mit dem Eifer innerer Ueberzeugung nachhieng. Selbst damals waren die aufgeklärtesten Köpfe nicht selten noch in dem Glauben an astrologische Wahrheiten und die Divinations-Gabe gewisser auserwählter Geister befangen (1). Und so wurde Joseph Meade durch die Verbindung seiner theologischen, astronomischen und geschichtlichen Studien dazu geführt, sich jenen dunklen Partieen der Bibel zuzuwenden, welche den Chiliasten von jeher so viel Stoff für ihre überschwänglichen Prophezeiungen dargeboten hatten. Meade schenkte der Welt einen „Schlüssel für die Erklärung der Apokalypse“, er sagte, und darin betrog ihn seine Ahnung nicht, gewaltige Erschütterungen von Staat und Kirche für die nächste Zeit voraus. Eben deshalb drang er, ein bitterer Feind des Katholicismus, auf die Vereinigung aller protestantischen Christen. Seine Lebensweise konnte die Neigung zur Beschaulichkeit und Grübelei nur begünstigen. Selten kam er aus seiner stillen „Zelle“ zum Vorschein, höchstens um an schönem Sommertag in Feld und Wiesen Pflanzen zu suchen. Merkwürdig genug entwickelte er aber gegenüber den Angelegenheiten der grossen Welt die Wissbegier eines eifrigen Neuigkeits-Jägers, und diese Eigenschaft macht uns seinen Briefwechsel mit Sir Martin Stuteville so werthvoll, dem er in einem Athem, oft in einer etwas weichlichen Art, von den kleinen Vorfällen des College- und Universitäts-Lebens und den grossen kriegerischen Ereignissen der Zeit, eigner Krankheit und Misstimmung und den Personalien des Hofes zu London getreulich Bericht erstattet. Als Tutor war er für die seiner besonderen Obhut anvertrauten Zöglinge durch seine Persönlichkeit wie durch die Methode seines Unterrichts von grösstem Werth, ein wohlgewachsener Mann, mit blitzenden Augen, dunkler Gesichtsfarbe, im Urtheil mild, immer zur Unterhaltung aufgelegt. Er besass die seltene Kunst, dem eignen Lehreifer den rechten Zaum anzulegen und dem Naturell seiner Schüler eine freiere Entwicklung zu gönnen. Nachdem er ihre Fähigkeiten im allgemeinen erkundet und ihnen demgemäss die besten Rathschläge gegeben und die Aufgaben vertheilt hatte, liess er jeden den Tag über

nach der Art, wie es ihm beliebte, sein Werk vollbringen; erst Abends kamen alle in sein Zimmer um ihm ihre Arbeiten vorzulegen. Dann forschte er mit der Frage „Quid dubitas?“ vor allem nach den Zweifeln, die den einzelnen bei ihren Studien aufgestossen sein möchten, denn er war der Ansicht, dass man nur durch Zweifel der Wahrheit näher komme, beantwortete ihre Fragen und entliess sie mit Gebet und Segen in ihre Gemächer.

Nächst Meade ragte William Chappell (1582—1649), innig mit jenem befreundet, aus der Reihe der Fellows von Christ-College hervor. An umfassender Gelehrsamkeit blieb er hinter Meade weit zurück, was von seinen Schriften bekannt ist, beschränkt sich rein auf's theologische Gebiet. Dagegen hatte er einen Vorzug, der in jenen Tagen nicht gering angeschlagen wurde, nämlich in den üblichen Disputationen sich auf die Kunst des Angriffs und der Vertheidigung in höchstem Masse zu verstehen; „mit Schwert und Schild gleich tapfer“. Als König Jakob 1615 die Universität mit einem Besuch beehrte, war Chappell zu der Rolle des Opponenten in einem theologischen Wort-Turnier erwählt, welches vor dem Könige stattfand. Er schlug nicht nur seinen Gegner völlig aus dem Felde, sondern besiegte auch seine Majestät, welche selbst, einer angeborenen Neigung folgend, für den Geschlagenen den Kampf wieder aufnahm. Kein Tutor hatte zu seiner Zeit mehr oder bessere Schüler, soviel Sorge verwandte er auf ihre Erziehung; noch Henry More spricht mit höchster Achtung von Chappell, als seinem alten Lehrer (1). Leider sind wir über den Charakter des Mannes nicht näher unterrichtet, aber wir wissen, dass er, in späteren Jahren ein entschiedener Anhänger des Laud'schen Systems, 1634 zum Vorsteher des Trinity-College in Dublin ernannt wurde. Daselbst begegneten seine arminianischen Ansichten heftigem Widerstande. Indess, von Strafford und Laud als ein höchst brauchbares Werkzeug für ihre Pläne angesehn, erlangte er 1638 das Bisthum von Cork, Cloyne und Ross und behielt daneben seine erste Stelle bei, was gegen die Gesetze war. Es ist demnach nicht unglaublich, dass Chappell schon früher jene Ansichten vertrat und

unter seinen Schülern auszubreiten suchte, die an höchster Stelle begünstigt wurden, und dies würde ein nicht unwichtiges Moment für Milton's Lebensgeschichte abgeben(1).

Von geringerer geistiger Bedeutung als die Genannten waren, um von den andern zu schweigen, Robert Gell, anscheinend wie Meade dazu ausersehn Sir Stuteville mit Neuigkeiten zu versehn, Nathanael Tovey, welcher zu der Zeit als Milton eintrat, als Professor der Logik in dem College wirkte, und William Power, der senior Fellow, welcher für einen heimlichen Papisten galt, und gegen dessen sittliches Verhalten, wenn anders Meade so zu verstehen ist, schwere Vorwürfe zu erheben waren(2).

Wäre Joseph Meade nicht schon mit Schülern überhäuft gewesen, so hätte es recht wohl geschehn können, dass dieser würdige Mann den londoner Ankömmling zur Aufsicht erhielt(3). So aber wurde er der Obhut W. Chappell's anvertraut.

Nach der Wahl des Tutor war die Wahl des Zimmers keine so einfache Sache. Der Master des College hatte in diesem Punkt eine diskretionäre Gewalt, und wir hören, dass Bainbrigge diese gar sehr missbrauchte, wenn der Vortheil seiner Verwandtschaft in Frage kam(4). Milton's Zimmer, wie sie noch heute gezeigt werden, eine kleine Stube und eine noch kleinere Kammer daneben, lagen in dem älteren Theil des Gebäudes. Ohne Zweifel hatte er sie, wenn nicht mit mehreren, so wohl mit Robert Pory zu theilen, der gleichfalls aus London gebürtig, mit ihm in der Pauls-Schule unter Alexander Gill herangebildet, wenig Tage nach ihm im College aufgenommen war. Von den übrigen damals eingetretenen Studenten wurden Richard Earle aus Lincoln und Edward Freshwater aus Essex unter Chappell's Aufsicht gestellt und somit in den engsten Zusammenhang mit Milton gebracht(5).

Nachdem er einmal in dem neuen Kreise sich eingelebt hatte, musste sein Blick bald über die engen Mauern des eignen College hinweg auf das Treiben und die hervorstechendsten Persönlichkeiten der ganzen Universität hinschweifen. Von den Lehrern waren ohne Zweifel alles in allem die berühm-

testen Dr. John Preston, Master des Emanuel College, die bedeutendste pädagogische Kraft in ganz England, in Predigt und Schrift der Nachahmer keines Geringeren als Calvin's, ein anerkannter Führer der Puritaner und als solcher, wie behauptet wurde, eine Zeit lang vom Herzog von Buckingham benutzt, um auf die Partei zu wirken. Der Professor Andrew Downes galt für den grössten Kenner des Griechischen in der Christenheit, abgesehn von den Griechen von Geburt. Abraham Wheelock, Fellow von Clare Hall, glänzte in solchem Masse als Kenner des Arabischen und Persischen, dass er „der Königin Saba, als sie zu Salomo und den Männern des Ostens, als sie zu Herodes kamen, zum Dolmetscher hätte dienen können". Von den übrigen Fellows sei nur William Spurstow von Catherine-Hall erwähnt, der spätere presbyterianische Geistliche, dessen Lebenswege mit denen Milton's sich noch kreuzten, und Richard Howlett von Sidney-Sussex College, welcher acht Jahre vorher Oliver Cromwell's Tutor gewesen war. Das Amt der öffentlichen Beredtsamkeit hatte George Herbert inne, den schon damals ein frommer Wandel und das sich entfaltende dichterische Talent berühmt gemacht hatten (1).

Aus dem grösseren Kreise der Studiengenossen diejenigen herauszufinden, welche Talent oder Charakter auf eine glänzende Laufbahn hinwiesen, konnte dem Ankömmling nicht leicht werden. Doch aber mochte er sich in späteren Jahren erinnern, dass er gleichzeitig mit den Dichtern Waller und Randolph und mit dem Kirchenhistoriker Thomas Fuller dieselbe akademische Luft eingeathmet hatte, deren Hauch in der Universitäts-Geschichte des letzten noch so deutlich zu spüren ist.

Immerhin war erst in zweiter Linie die Universität, in erster das eigne College dasjenige Bereich, in welchem sich Milton's Studien und Leben nach den bekannten Regeln zu bewegen hatten. Um fünf Uhr Morgens hatte er beim Früh-Gottesdienst in der Kapelle zu erscheinen (2), dann folgte die Arbeit des Tages, getheilt in den Unterricht im Einzel-College unter Aufsicht des Tutors oder besonderer Lehrer, und in die Vorlesungen, welche in den allgemeinen Auditorien der Univer-

sität gehört wurden. Neben dem Unterricht füllte die Theilnahme an den Disputationen hier wie dort den Tag oder fast nur den Morgen, denn nach der Mahlzeit, zu der sich um zwölf die Mitglieder des College in der Halle versammelten und nach Rang und Ordnung setzten, wurden der vorgeschriebenen Arbeit nur wenig Stunden gewidmet. Die übrige Zeit bis zum Abend-Gottesdienst und Abend-Essen um sieben gehörte jedem einzelnen. Indess wäre es ein Irrthum zu glauben, dass die Strenge der elisabethanischen Statuten in allen übrigen Punkten zu Milton's Zeit noch aufrecht erhalten gewesen wäre. In den zwei Menschen-Altern, welche seit ihrer Abfassung vergangen, waren die Ansichten freier und die Sitten lockerer geworden. Es war nicht mehr möglich die jungen Geister hinter den Kloster-Mauern zu halten und von der Aussenwelt abzuschliessen. Abgesehen von der nicht allzu grossen Entfernung der Hauptstadt und ihrer Genüsse bot die Stadt Cambridge selbst, so klein sie war, mancherlei gefährliche Anziehungs-Punkte, vor allem die berühmten drei Schenken zum Delphin, zur Rose, zur Mitra. In einem andern Wirtshaus, dem „ehernen George", neben Milton's College hatte sogar mancher Studirende seine dauernde Wohnung aufgeschlagen, was ganz gegen die Gesetze war(1). So gut wie andere durfte sich Milton die Freiheit nehmen, im Cam zu baden und die Umgegend zu durchschweifen. Die alte einfache und würdevolle Tracht war der neuen Mode gewichen, und die akademische Jugend stolzirte mit gekräuselten Locken, breiten Manschetten und Spitzen-Kragen, Puffen und Schleifen von verschwenderischer Fülle einher. In den Colleges war Rauchen, Spielen, Schwören, Trinken und Fluchen nichts Seltenes(2). Man verspottete die Religion und witzelte über das, was frommen Gemüthern als heilig galt.

Sitte und Moral wurden oft in der aller bedenklichsten Weise verletzt, und die Erwähnung eines einzelnen besonders starken Falles erpresst dem ehrlichen Joseph Meade den Ausruf: „Guter Gott, wie lebt man hier!"(3) Alles dies waren Dinge, welche von puritanischen Geistern, wie Simonds d'Ewes, und es gab deren noch mehrere in Cambridge, dem Universitäts-Leben

heftig vorgeworfen wurden. Aber auch die andere Partei, die Partei der herrschenden antipuritanischen Kirchen-Gewalt hatte sich über mancherlei zu beklagen. Sie, welche überall die Geister unter das Joch ihrer Formen zu zwingen suchte, musste bemerken, dass viele Mitglieder der Universität sich dem vorgeschriebenen kirchlichen Ceremoniell nicht anschlossen. In Trinity-College beugten bei der Nennung des Namens Jesus nur wenige die Kniee, viele blieben beim Gebet sitzen oder knieeten und neigten sich nicht nach der Vorschrift, sondern ganz nach ihrem Gefallen, andere improvisirten sogar die Worte des Gebets (1), und auf solche Weise wurden die „jungen Scholaren angeleitet dem Einzel-Geist vor dem öffentlichen, den officiell nicht gebilligten Gebeten ihrer eignen Erfindung vor der anerkannten Liturgie der Kirche den Vorzug zu geben". Hatten die Spaltungen auch nicht jenen gehässigen Charakter angenommen, wie in Oxford, war auch nach den früheren Kämpfen das Uebergewicht der bischöflichen Partei in Cambridge entschieden, so war doch eine nicht unbedeutende puritanische Partei zurückgeblieben, und man bemerkt auch hier im Hintergrunde, als Vorbereitung für kommende erschütternde Ereignisse, überall den geheimen Kampf zweier Streitmächte, von denen die eine durch eine übertriebene Strenge und Askese zum Spott aufforderte, die andere durch Ueppigkeit und Formalismus den ernsten, religiösen Sinn verletzte.

Zunächst waren es aber nicht diese Gegensätze, sondern Angelegenheiten allgemeiner Art, die Milton's Interesse erregten und nicht selten seine dichterische Kraft in Bewegung setzten. Die Todtenfeier für König Jakob und die Beglückwünschung Karls I. zum Antritt der Regierung wie zur Vermählung gaben der Universität zu festlicher Versammlung und poetischen Ergüssen Anlass. In allen Gebetformeln u. s. w. war nun das „König Jakob" in „König Karl" umzusetzen, und Milton erlebte in seinem College den Scherz, dass ein Baccalaureus, der die Psalmen über Tisch vorzulesen hatte, in dem Eifer, den alten Namen mit dem neuen zu ver-

tauschen, den „Gott Jakobs“, wie er ihn gedruckt vorfand, in einen „Gott Karls“ verwandelte (1).

Nachrichten ernsteren, ja schwerwiegenden Inhalts kamen Milton von London zu. Dort gieng ein unheimlicher Gast von Haus zu Haus: die Pest. Vom Mai 1625 bis zum März 1626 forderte sie ihre Opfer. Man konnte ein Mal rechnen, dass in zwanzig Wochen 40,000 weggerafft waren. In der Woche vom 11ten bis 18ten August starben an der furchtbaren Krankheit 4463 Menschen. Handel und Verkehr standen still, die Reichen flohen, Meister wie Lehrlinge bettelten in den Strassen (2). Man ordnete öffentliche Fast- und Busstage an, um dem Unheil zu begegnen.

In Cambridge hatte man die grösste Angst vor der Ansteckung, bei jedem plötzlichen Todesfall dachte man an die Pest. Einzelne schreckenerregende Berichte gelangten brieflich zur Kunde der Bewohner von Christ-College. Ein Vater suchte mit seinen sieben Kindern dem Unheil zu entfliehen und eilte auf's Land, er musste sie alle sieben dort begraben (3). Ein Mitglied des College erhielt von seinem Vater die wöchentlichen Todtenlisten gesandt, aber man scheute sich, diese, die möglichen Träger des Krankheitsstoffes, weiter zu verschicken, obwohl der alte Hobson, der als Brief-Bote jede Woche den Weg von Cambridge nach London zurücklegte, Befehl hatte alles sorgsam zu durchräuchern (4). — Milton, der die Herbstferien 1625 vermuthlich mit seinen Eltern zusammen verbrachte, hatte zwar keine Ursache einen Angriff der tückischen Krankheit auf das Eltern-Haus in Bread-street zu beklagen. Doch kam ein Todesfall in seiner Familie vor, der ihm nahe gieng. Im Winter 1625 auf 1626 starb kurz nach der Geburt ein Töchterchen seiner Schwester, Anna Phillips, und der Bruder tröstete die betrübte Schwester mit einer englischen Ode, welche immer ein liebliches Denkmal seiner jugendlichen Muse bleiben wird (5). Es war nichts zum ersten Mal Erfundenes, ein rasch hinweggerafftes Geschöpf mit der Blume zu vergleichen, die der anhauchende Kuss des Winters tödtet, aber gerade bei diesem Gegenstand, der die Gefahr gekünstelter Uebertreibung bei Ausführung des Bildes so

nahe legte, zeigte sich das Talent des jugendlichen Dichters in anmuthsvollen Formen eines der Spenser-Stanza nahe verwandten Versmasses. Vergleiche aus dem Alterthum, fast übermässig gehäuft, kann uns der ehemalige Schüler Alexander Gill's und lesser pensioner von Christ-College nicht erlassen, aber zugleich erhält die Wirklichkeit ihr Recht. Noch gegen Ende taucht der echt puritanische Gedanke auf: „Warum konntest du nicht auf Erden bleiben, uns mit deiner gottgefälligen Unschuld zu schützen, dessen Zorn zu sänftigen, den Sünde uns zum Feinde machte, das ungestüme schwarze Verderben abzuwehren oder die mörderische Pest zu vertreiben, zwischen uns und den verdienten Schlag zu treten? Doch dies Amt kannst du jetzt da vollbringen wo du bist."

Es ist, als ob in dieser und der nächsten Zeit Milton's Muse vorzugsweise mit den Gedanken an Trauer und Tod beschäftigt gewesen wäre. Am 21. September 1626 starb Lancelot Andrews, der Bischof von Winchester, der berühmte Patron der Gelehrten seiner Zeit. Cambridge stand er besonders nahe, da er einst Master von Pembroke College gewesen war, und so ist es erklärlich, dass ihn Milton in einer lateinischen Elegie feierte, die er in späteren Jahren, als seine kirchenpolitischen Ansichten sich in direktem Gegensatz zu denen Andrews' entwickelt hatten, mit getheilten Empfindungen beurtheilen musste (1). „Bekümmert und schweigend sass ich allein und meine Seele bedachte viel Trauriges. Zuerst schwebte mir das Bild der schrecklichen Verwüstung vor, welche die Leichengöttin auf Englands Boden angerichtet . . . . dann dachte ich an den Tod des ruhmreichen Feldherrn und seines tapfern Waffenbruders (2), aber vor allem klage ich über dich, würdigster Prälat." Und nun folgt eine sehr farbenreiche Vision, in welcher der unter die Schaaren der Engel Entrückte in priesterlichem Ornat, verklärter Gestalt den Augen des Dichters erscheint. Kurze Zeit nachher (5. Okt. 1626) rief der Tod eines andern hohen Würdenträgers der Kirche, der gleichfalls Master von Pembroke-Hall gewesen, Nicholas Felton's, des Bischofs von Ely, wiederum ein lateinisches Gedicht hervor. In diesem, ähnlich wie in dem

vorhergehenden, ist gewiss das Merkwürdigste jene früh vorhandene Neigung, die sich später so vorwiegend entwickelte, das Bereich des Ueberirdischen, die Herrlichkeit des Himmels, als Sitz des Göttlichen, die Musik der Engel mit allen Mitteln der Phantasie zu schildern, die denn doch dem spröden Stoff gegenüber nicht völlig ausreicht(1).

Machen schon diese beiden Trauergedichte den Eindruck des Schulmässigen, lateinischer Stilübungen in Versen, so noch mehr eine Ode und eine Elegie, welche zwei Männer feiern, deren Tod freilich die grösste Beachtung in Cambridge finden musste. Dies war der Vicekanzler der Universität, John Gostlin († 21. Okt. 1626), ein bedeutender Mediciner, den eigne Kunst so wenig rettete, „wie die Wissenschaft verborgner Kräuter den Machaon oder Chiron“(2), und Richard Ridding, der Ober-Pedell, welcher so oft „ausgezeichnet durch seinen glänzenden Stab die akademische Jugend zusammenzurufen pflegte, und den nun der Tod hinweggerufen hat, der letzte Pedell“(3). Fast sollte man meinen, dies letzte Gedicht sei mit denen aus anderen Colleges nach alter Sitte an das Bahrtuch geheftet worden, es schliesst: „Nun traure o Akademie in dunklem Gewande, deine Thränen benetzen die schwarze Bahre, die Elegie ergiesse ihre Trauer-Weise, und in der ganzen Universität halle der Klag-Gesang wider.“ Unzweifelhaft stand ein anderes lateinisches Gelegenheitsgedicht des Jahres 1626 in direktem Zusammenhang mit den Anforderungen oder doch den Wünschen des College. Fast ein Jahr nach Entdeckung der Pulver-Verschwörung (20. Okt. 1606) war durch Dekret des Vicekanzlers und der Häupter zu Cambridge verordnet, dass das Andenken jenes verhängnisvollen Tages, des fünften Novembers, jedes Jahr durch eine Predigt in der Kirche St. Mary und Nachmittags in der herrlichen Kapelle von King's College durch eine Rede des öffentlichen Redners oder eines Stellvertreters gefeiert werden sollte(4). Es ist nicht unwahrscheinlich, dass ausserdem die einzelnen Colleges den Tag festlich begiengen, und man darf vermuthen, dass Milton's 226 lateinische Hexameter(5) auf den fünften November zu solchem Zweck verfasst wurden. Sehr

auffällig bleibt, dass sich Milton die recht dramatische Seite des Vorwurfs, die Entdeckung des Verbrechers mitten unter seinen Mordwerkzeugen ganz hat entgehen lassen. Statt dessen erhalten wir die Uebertragung von allegorischen Figuren und der Maschinerie des antiken Epos auf die modernen Zustände. Der König der Hölle verlässt sein Reich und entzündet überall Krieg und Unheil. Nur die kleine Insel England sieht er glücklich und friedlich. Dies kann er nicht ertragen, er fliegt unter Donner und Blitzen nach Rom und findet dort den Pabst in feierlicher Procession am Vorabend des St. Peter-Tages. Nachts naht er in der Gestalt eines Franciskaners dem Schlummernden und ruft ihn auf, die erlittene Schmach, die Vernichtung der Armada, das Martyrium so vieler Heiligen zu rächen. Gerade jetzt versammelt der König den Rath der Edlen, wenn man den Palast und sie mit ihm in die Luft sprengt, so mag der Franzose, der Spanier in das Reich einfallen und die Zeiten der katholischen Maria zurückführen. Erwacht, ruft der Ober-Priester Roms Mord und Verrath aus ihren grässlichen Höhlen und giebt ihnen seine Befehle. Aber Gott sieht vom Himmel herab und verlacht die schändlichen Anschläge. Schon ist Fama in ihrem weitausschauenden Thurme mit tausend Thoren und Fenstern in Bewegung, sie eilt auf Gottes Befehl nach England, die Verbrecher werden entdeckt, und fortan „giebt es keinen grösseren Festtag im Jahre als den fünften November“. — Wie die beginnende Renaissance das moderne Leben in die antiken Formen zu pressen sucht, aber den Zwiespalt zwischen Form und Wesen noch nicht gänzlich überwindet, so werden wir bei dieser Schöpfung Milton's wie bei den meisten anderen aus dieser jugendlichen Epoche unaufhörlich daran gemahnt, wie sehr sich der Dichter zwingen muss, seine lebendige Vorstellung in Sprache und Anschauung der Antike zu bannen. Er wählt seine Bilder aus den Psalmen, und dabei müssen ihm Ovid, Properz und Lucan ihre Worte leihen, der Pabst ist der babylonische „Ober-Priester“ und der Teufel der „Vater der Eumeniden“, der Tiber giebt Thetis heimliche Küsse und zugleich schreiten die Bettelmönche in feierlicher Procession einher. Bei dieser ganz

unorganischen Verbindung, welche aus der Vermischung der verschiedenen Bildungs-Elemente hervorgieng, die die Schule und nun auch das College dem Dichter gewährten, kann die Einheit des poetischen Empfindens nicht gewahrt werden. Aber um so mächtiger bricht das Gefühl jugendlichen Hasses in politischer wie religiöser Beziehung auch durch die klassische Gewandung hindurch.

Man muss bedenken, in welcher Zeit das Gedicht entstand. Der festländische Krieg nahm die ungünstigste Wendung für die Sache des Protestantismus. Christian von Braunschweig war gestorben, Mansfeld stand mit einem Fuss im Grabe. Der König von Dänemark war aus dem Felde geschlagen, Tilly rückte unaufhaltsam in Nord-Deutschland vor, Wallenstein drängte Bethlen-Gabor zum Frieden. England, weit entfernt davon, eine seiner würdige Stellung in dem grossen Kampfe einzunehmen, trieb ungeahnten Stürmen entgegen. Zwei Parlamente waren bereits aufgelöst, nachdem in den wichtigsten Fragen innerer und äusserer Politik, ja des Verfassungsrechtes selbst, der Gegensatz zwischen ihnen und der Regierung immer schärfer geworden war. Wie die Pläne des Herzogs von Buckingham in nichts zerrannen, durch eine grosse Liga im kontinentalen Kriege dem Hause Habsburg entgegenzutreten und die Pfalz zurückzugewinnen, so war im Herbst 1625 die Expedition der englischen Flotte gegen Cadix schmählich gescheitert und hatte nur dazu gedient, den traurigen Zustand der englischen Verwaltung und Wehrkraft zu offenbaren. Die Ueberlassung englischer Schiffe an Frankreich musste den Verdacht rechtfertigen, dass sie zur Bekämpfung der Hugenotten in Rochelle hergegeben worden seien(1). Die Anwesenheit katholischer Priester in der Umgebung der Königin, die zeitweilige mildere Handhabung der Strafgesetze gegen die Anhänger der römischen Kirche, die Sprache dem Hofe nahestehender Geistlicher hatte den argwöhnischen Puritanismus schwer verletzt. Man fühlte in seinen Kreisen eine beständige Angst „vor dem verfluchten Geschlecht der Jesuiten, der Seminar-Priester und Mordbrenner, die immer bereit stehen die Kohlen der Zwietracht anzublasen“ (2). —

Nichts erklärlicher, als dass der junge Dichter, in Erinnerung an ein fanatisches Unternehmen, das noch heute im Gedächtnis der Nation fortlebt, alle Befürchtungen und die ganze Leidenschaft eines schwarzsichtigen Puritaners in seinen Versen zum Ausdruck bringt. Für den Pabst ist ihm keine Beschimpfung zu stark (s. v. 75.), in einem der vier schon erwähnten Epigramme, die sich auf denselben Gegenstand beziehen, nennt er ihn, dem theologischen Jargon der Zeit folgend: „Das Thier".

Glücklicher Weise sind die angeführten Gelegenheits-Gedichte nicht die einzigen, welche uns aus diesen ersten Universitäts-Jahren Milton's aufbewahrt sind, und insoferne es auf das biographische Interesse ankommt, wird das, was sonst aus dieser Zeit vorhanden ist, zum Einblick in das Werden und Wachsen des Dichtergeistes weit dienlicher sein als das Genannte. Es ist vor allem der Freundschaftsbund mit Diodati, der Milton einige der kostbarsten Perlen seiner lateinischen Poesie abgewonnen hat. Diodati hatte, bei weitem jünger als der Freund, mit vierzehn Jahren (1622), die Pauls-Schule verlassen und die Universität Oxford bezogen. Aber die Verbindung zwischen den beiden Jugendfreunden blieb ununterbrochen bestehn, auch zu der Zeit, als Milton gleichfalls auf die Hochschule abgegangen war. Durch die Ferien konnten beide in London zusammengeführt werden, und in der Zwischenzeit musste der Briefwechsel die Gegenwart ersetzen. Man besitzt noch zwei Briefe Diodati's an Milton, merkwürdiger Weise in griechischer Sprache geschrieben (1). Der erste dieser Briefe lässt sich auch nicht annähernd datiren, sehr möglich, dass er zu einer Zeit geschrieben wurde, da beide Freunde in den Ferien in London waren. Es ist in dem Briefe die Rede von einem zwischen ihnen besprochenen Ausflug, den nur das eingetretene stürmische und unbeständige Wetter hinauszuschieben zwingt. Diodati fordert aber in munterer Laune den Freund auf für morgen guten Muthes zu sein und eine heitrere Stimmung anzunehmen als gewöhnlich, da am folgenden Tage sicher alles, Luft, Sonne, Fluss, Bäume und Vögel, Erde und Menschen, lächeln wird. Dieselbe anheiternde

Pylades-Natur zeigt Diodati in dem zweiten Briefe. Er schildert seinen zeitigen Aufenthalt, offenbar einen Land-Aufenthalt, den Zauber des Frühlings, die Blüthen-Fülle und den Gesang der Vögel. Nur eins fehlt ihm zu seinem Glück, eine befreundete Seele. Er sehnt sich nach Milton: „Aber du Wunderbarer, warum verschmähst du die Gaben der Natur, warum fesselst du dich Tag und Nacht an deine Bücher und Studien? Lebe, lache, geniesse der Jugend, der Stunden . . . In allem andern, glaub' ich, stehe ich dir nach, nur darin bin ich dir voraus, ein Mass im Arbeiten zu kennen" . . .

Man wird schwerlich irren, wenn man in Milton's erster lateinischer Elegie die Antwort auf diesen zweiten Brief findet. Diese Elegie ist gleichfalls im Frühling, höchst wahrscheinlich 1626, geschrieben, aus ihr würde erhellen, dass Diodati sich damals in Cheshire aufhielt(1). Das Gedicht ist in London verfasst, unter eigenthümlichen Umständen, über die noch zu berichten sein wird. Nur soviel sei schon hier erwähnt, dass der Aufenthalt in der Hauptstadt, fern von den Studien des College, nicht ganz freiwillig war. Aber der Dichter ist keineswegs geneigt, dies zu beklagen. „Hier darf ich, ruft er Diodati's Frage beantwortend aus, meine Musse den gefälligen Musen widmen, und die Bücher, die mein Leben sind, fesseln mich völlig. Aber den Ermüdeten nimmt der pomphafte Rundbau des Theaters auf, und die geschwätzige Bühne lockt mich zu ihren Beifallsrufen." Nun folgt in genialer Verkürzung eine Zusammenfassung der Bühnen-Stoffe aller Zeiten, wobei der klassisch Gebildete doch vorwiegend antike Muster wählt. Die uralten Typen des Lustspiels werden skizzirt: Der junge Verschwender, der Process-frohe Anwalt, der verschlagene Sklave, der dem verliebten Sohn gegen den betrogenen Vater hilft, das Mädchen, das sich zum ersten Mal fragt, ob, was sie empfindet, Liebe sei oder nicht. Aber daneben verlangen auch die Gestalten der Tragödie ihr Recht, sei's dass der unglückliche Jüngling hinsinkt, eh' er vom Liebesgenuss gekostet, sei's dass der Rächer eines furchtbaren Verbrechens wieder aus der Unterwelt aufsteigt und die schuldbeladenen Seelen erschüttert(2), sei's dass das Haus des Pelops oder des

edlen Ilos wehklagt, sei's dass Kreon's Palast der Ahnen Blutschande büsst. Aber nicht allein die Stadt und ihre Freuden fesseln den Dichter. Der Frühling lockt ihn in den nahen Ulmen-Hain und zu den schattigen Spaziergängen der Vorstadt. Der Betrachtung, die sich hier anschliesst, sind wir bis jetzt bei Milton noch nicht begegnet. „Dort kannst du oft, gleich mildscheinenden Sternen, die Schaar der Mädchen vorüberwandeln sehn; ach, wie oft hat mich das Wunder einer schönen Gestalt entzückt, würdig Jupiters Zeitalter zu erneuen, wie oft habe ich Augen gesehn, heller strahlend als Edelsteine, und Nacken weisser als die elfenbeinerne Schulter des Pelops, und edle Stirnen und fliegendes Haar, Amors goldnes Netz . . . Zurück ihr oftgerühmten Heroiden, ihr Mädchen Persiens . . und ihr Nymphen Griechenlands . . der erste Preis gebührt den Jungfrauen Britanniens. Du thurmgekröntes London schliesst in deinen Mauern alle Schönheit der Erde ein."

Ganz dazu gemacht, die allgemeinen Andeutungen dieser jugendlichen Stimmung zu ergänzen, erscheint die ohne Zweifel zwei Jahre später, im Mai 1628 abgefasste siebente lateinische Elegie. Der Schauplatz, auf den uns der Dichter führt, ist wieder jene Villen-umkränzte, ländliche Umgebung Londons, „wo die Bürger lustwandeln" (1). Wieder wallt die dichte Schaar der Göttinnen vorüber, aber dies Mal steht Milton nicht als kritischer Beschauer der wundervollen Formen, welcher Vergleiche mit den antiken Heroinen seiner Lektüre ausmalt. Ihm geschieht wie Dante. Amor, dessen Pfeile bisher stets von seiner Brust abgesprungen waren, den er immer mit bittrem Spott verjagt hat, ist diesen Morgen schon dem Lager des Dichters mit höhnenden Worten genaht, jetzt führt er dem Umherwandernden eine liebliche Venus gleiche Gestalt entgegen, und fortan ist es um seine Ruhe geschehn. Er ist von dem Gotte besiegt: „Nimm', nein lass mir diese Gluthen, ach jeder Verliebte fühlt süssen Schmerz." Für die Erkenntnis der jugendlichen Geistes-Bildung Milton's sind uns diese beiden Elegieen von unschätzbarem Werth. Was seinem Alter und seiner Phantasie natürlich war, bricht durch die Sprache Ovid's und Tibull's mit unmittelbarer Lebendigkeit durch.

Freilich war, auch nach Diodati's Charakteristik, der Sinn des Dichters vorwiegend ein ernster, auf strenge Gelehrten-Arbeit gerichtet. Aber der Jüngling, der die Nacht bei seinen Büchern heranwacht, der von allem Hass gegen das römische Priesterthum durchglüht ist, will sich vor dem Schönen in Natur und Kunst nicht klösterlich abschliessen. Gleich weit entfernt von mönchischer Askese, wie von höfischem Leichtsinn, sucht er sich schon früh zu dem Ideal des Menschen heranzubilden, dem keine Seite des Lebens unnahbar ist, weil ihre Verbindung erst eine ganze Natur machen kann. Wir mögen gern glauben, dass der heitre Sinn Diodati's auf die geistige Richtung Milton's auch aus der Ferne nicht ganz unbedeutend wirkte, fast scheint es, als sei auch diese Elegie gerade für das Auge des Freundes bestimmt gewesen, wie um ihm zu beweisen, dass der Autor doch nicht ganz in seinen Büchern vergraben sei(1).

Diodati war nicht der einzige der alten Freunde, mit welchem Milton auch während seiner cambridger Epoche den Zusammenhang erhielt. Endlich wurde sein früher ausgesprochener Wunsch erfüllt: Thomas Young, der Lehrer seiner Jugend, kehrte aus dem kriegdurchtobten Deutschland in die Heimat zurück. Ein gewisser John Howe, welcher in Stowmarket, in der Grafschaft Suffolk, wohnte, präsentirte den Kapellan der englischen Gemeinde zu Hamburg, den man in der Heimat noch nicht ganz vergessen hatte, als Vikar der vereinigten Pfarreien St. Peter und St. Mary in Stowmarket. Young zögerte nicht anzunehmen, zumal die Pfründe die für die damalige Zeit sehr anständige Höhe von 300 £. erreichte. Am 27. März 1628 wurde er in sein Amt eingesetzt, welches er bis zu seinem Tode inne hatte(2). Milton brauchte sich nun nicht mehr über die Fülle der Meere und Berge zu beklagen, die sich zwischen ihn und seinen Freund drängten. Die Gelegenheit diesen wiederzusehn war leicht und wurde ohne Zweifel mehr als ein Mal benutzt. In einem Brief vom 21. Juli 1628 verspricht er noch für den Sommer seinen Besuch, in Beantwortung einer an ihn ergangenen Einladung(3). Noch heute zeigt man in Stowmarket, nicht weit vom Pfarr-

hause, einen Maulbeerbaum, den der Dichter der Sage nach gepflanzt haben soll, wie denn ein anderes Exemplar von gleich erlauchtem Ursprung im Garten von Christ-College nicht fehlen darf.

Dass auch das Verhältnis zu Alexander Gill, dem Sohne, das alte blieb, wird uns durch zwei Briefe aus dem Jahre 1628 bezeugt(1), und am Ende dieses zweiten finden wir sogar die deutlich ausgedrückte, sehr beachtenswerthe Klage, wie wenig sich Milton im ganzen durch die Genossen des College angesprochen fühlte. „Wahrhaftig, schreibt er, bei uns ist, soviel ich weiss, kaum einer oder zwei, der nicht der Philologie und Philosophie gleich baar und unkundig ohne Federn zur Theologie hinflöge, zufrieden sie auch nur so obenhin zu studiren, soviel eben genügen mag, um ein Predigtchen, so gut es gehn will, zusammenzuleimen und mit gestohlenen, abgetragenen Lappen zu flicken. Es ist wirklich zu fürchten, dass allmählich unter unserm Klerus jene pfäffische Unwissenheit eines früheren Zeitalters (sacerdotalis illa superioris saeculi ignorantia) einreisst. Ich finde in der That fast gar keine Studiengenossen und würde gewiss nach London blicken, wenn ich nicht während dieser Sommer-Ferien mich in eine tiefe literarische Musse zurückzuziehn und mich sozusagen ganz in der Festung der Musen einzugraben gedächte."

Zum Glück für den Schreiber dieser schwermüthigen Zeilen gab es unter seinen Kameraden doch einige, welche von jener beschämenden Regel auszunehmen waren. Im Jahre 1627 am 4. Septbr. nahm Christ-College einen vierzehnjährigen Ankömmling auf, dessen Name in späteren Jahren eine Zeit lang sicher in der Geschichte der englischen Tages-Literatur berühmter war, als der seines von denselben Mauern umschlossenen Genossen Milton. Es war John Cleveland, der Sohn des Pfarrers zu Hinckley in Leicestershire(2). Seine scharfe Satyre, seine unläugbare Redner- und Dichter-Gabe machten ihn weit und breit bekannt, im Bürgerkrieg war er einer der ersten literarischen Vorkämpfer der royalistischen Sache. Man möchte vermuthen, dass seine Art zu denken

und zu dichten derjenigen John Milton's schon frühe wenig entsprechend gewesen sei, doch hat man im Auge zu behalten, dass beide in der Jugend als Mitglieder desselben College in enge Verbindung kamen.

Schon vor Cleveland im Jahre 1626 am 9. Juni wurden zwei Brüder vornehmen Standes in das Christ-College aufgenommen und der Sorge Chappell's übergeben, von denen der eine nachweisbar Milton sehr nahe trat. Es waren die Söhne des Sir John King, Sekretärs für Irland, Roger und Edward, beide in Irland geboren, aber unter dem bekannten Pädagogen Farnaby in London erzogen (1). Roger, damals sechzehnjährig, stand Milton an Alter näher, sehr möglich, dass er ihm auch bald ein vertrauter Gefährte wurde, bezeugt ist dies nur von dem jüngeren, damals vierzehnjährigen Edward King. Durch besonders hervorragende geistige Eigenschaften scheint sich dieser nicht eben ausgezeichnet zu haben. Was wir von seinen schulmässigen poetischen Schöpfungen besitzen: Lateinische Gelegenheits-Verse zur Feier der Geburt königlicher Prinzen und Prinzessinnen, zur Beglückwünschung des Königs nach der Rückkehr aus Schottland 1633, sodann einem College-Drama vorgesetzte Strophen: Alles dies scheint nicht auf ein feines poetisches Gefühl hinzuweisen. Doch giebt Milton später dem Freunde ausdrücklich das Lob: „Er wusste selbst zu singen und den stolzen Reim zu formen“. (Lycidas. V. 10. 11.)

Es wäre von Interesse, neben den Erwähnten den Namen noch eines der College-Genossen zu erfahren, zu welchem Milton in vertrautem Verhältnis stand. Es muss einer der Aelteren gewesen sein, ein Fellow, und er muss sowohl das Talent Milton's wie dessen Geneigtheit gekannt haben, es andern zu Gefallen zu verwenden. In dem schon erwähnten Brief an Gill vom 2. Juli 1628 (s. o. S. 42) bemerkt Milton: „Ein Mitglied unseres College, welches bei der philosophischen Disputation an den akademischen Comitien (Commencment) als Respondent aufzutreten hatte, musste nach jährlich wiederkehrender Sitte ein Gedicht über die streitigen Fragen verfassen. Da er selbst aber schon lange über diese leichten

Spielereien erhaben und ernsteren Dingen zugewandt ist, so betraute er meine Jugend mit der Aufgabe. Ich sende dir nun das Gedruckte." Zu den Formalitäten dieses jährlichen Commencments gehörte, dass lateinische Verse über die These des jeweils auftretenden Respondenten von den Pedellen unter die Zuhörer vertheilt wurden. Nun war es zwar an der Tagesordnung, lateinische Verse zu machen, aber dem einen flossen sie doch leichter von der Feder als dem andern, Milton half also einem älteren Genossen aus der Noth, und noch dazu in ziemlicher Ueberstürzung, da ihm die Zeit zur Abfassung knapp zugemessen war. Doch merkt man dies der „leichten Spielerei" nicht an. Ihr Thema wie das der aufgeworfenen Streitfrage lautete: „Die Kraft der Natur ist nicht in der Abnahme begriffen" (1). Wir wissen noch, was dazu veranlasst hat, diese Frage zum Gegenstand des Streites zu machen. Ein Jahr vorher 1627 hatte George Hakewill, damals Archidiakon von Surrey, einen Traktat geschrieben, dessen Titel und Motto seine Tendenz klar machten. Hakewill wollte dem immer wieder auftauchenden Satze entgegentreten, dass die Natur unter dem Gesetz zunehmender Erschlaffung stehe. Er war ein Schriftsteller von nicht gewöhnlicher Bedeutung, eine Zeit lang Kaplan des Prinzen Karl, und so machte sein Buch einiges Aufsehn. Noch 1635 erschien eine dritte Auflage, an Widerlegungs-Versuchen war kein Mangel, jener Fellow von Christ-College nahm Hakewill's Ansicht wieder auf. Milton hatte also eine philosophische Frage zu behandeln und that es in würdevoller Weise, in der sich gleichzeitig ein grosser Schwung der Phantasie und ein festes Vertrauen auf die Leitung eines „allmächtigen Vaters" in edler Sprache kund geben. Das Gedicht ist zugleich deshalb merkwürdig, weil es, soviel wir wissen, das erste Gedruckte ist, das aus Milton's Feder hervorgegangen. Indessen hat man vergebens einem Exemplar dieses fliegenden Blattes nachgespürt.

Wir haben bisjetzt den grösseren Ereignissen, welche die Universität Cambridge während der ersten vier Jahre von Milton's Studienzeit in Bewegung setzten, noch keinen Blick zugewandt, und doch fehlte es an solchen keineswegs. Der Gegensatz der puritanischen und antipuritanischen Partei war, wie erwähnt, auch in diesem Kreise bemerklich, und kaum war Milton in ihn versetzt worden, so hatte er schon Gelegenheit, Zeichen des Kampfes zu gewahren. Schon im Januar 1625 (8. Juli) überreichte das erste Parlament Karl's I. dem König eine Petition, in der man sich über die Zunahme des Pabstthums und zahlreicher Missbräuche auf beiden Universitäten beklagte und Wiederherstellung der alten Zucht verlangte. Der König versprach in seiner Antwort vom 8. August Abhülfe durch die Vermittlung des Kanzlers. Indess die überstürzte Auflösung des Parlaments (12. August) machte eine weitere Verhandlung des Gegenstandes unmöglich (1). Trotzdem war die Drohung nicht spurlos vorübergegangen. Am 19. December 1625 wurde vom Vicekanzler und eilf Häuptern der Colleges ein Dekret erlassen, in welchem vor allem eingeschärft wurde, dass in Zukunft kein weibliches Wesen wes Alters oder Standes in einem College die Betten in den Privatzimmern machen, sich in der Halle, Küche oder Speisekammer aufhalten, Tischkost, Brot oder Bier in die Studentenstuben tragen solle. Ausgenommen von diesem Verbot waren nur die Krankenwärterinnen, auch diese wie die Wäscherinnen sollen in reifem Alter und gutem Ruf stehen: Frauen oder Wittwen. Junge Mädchen sollen unter keinen Umständen Zutritt zu den Studentenwohnungen haben (2). Die Reform-Versuche blieben hiebei nicht stehn. Ehe sein zweites Parlament zusammentrat, richtete Karl an den zeitigen Kanzler von Cambridge, den Grafen von Suffolk, einen Brief, in dem er unter Hinweisung auf die frühere Petition Suffolk aufforderte, den Vicekanzler und die Häupter der Colleges zu einer gründlichen Betrachtung der eingerissnen Missbräuche zu veranlassen. Suffolk kam diesem Befehl nach, er beschwor die Genannten, mit aller Anstrengung, wie ein Mann, den „lange verbannten Pilgrim, die Disciplin", wie-

derheimzuführen. Aber wenige Wochen nachher am 28. Mai machte der Tod seinen Bemühungen ein Ende (1).

Es wurde somit die Neuwahl eines Kanzlers nöthig, und diese zog die Universität sofort in die grossen Parteikämpfe, welche damals England bewegten. Nach den Statuten war das Recht der älteren, den Colleges angehörigen Mitglieder der Universität (regents), den Kanzler durch Stimmenmehrheit innerhalb der nächsten vierzehn Tage nach Erledigung des Sitzes frei zu wählen, unbestritten (2). Hier zeigte sich aber, wie der mächtige Wille des Hofes die Unabhängigkeit der Universität in Fesseln zu schlagen vermochte. Wenige Wochen vorher hatte das zweite Parlament den lange vorbereiteten Schritt gewagt, Buckingham, den ersten Minister, den emporgekommenen Günstling, der sein eigenes Interesse mit dem des Staates zu vermischen gewohnt war, auf den sich Ehren und Reichthümer in verschwenderischer Fülle gehäuft hatten, wegen der verderblichen Massregeln seiner Politik nach innen und aussen anzuklagen. Der Riss zwischen dem König und dem leitenden Minister auf der einen, der parlamentarischen Opposition und der Masse des Volkes auf der anderen Seite hatte sich in kurzer Zeit immer mehr erweitert. Der grosse Kampf um die Macht zwischen den beiden Elementen der Verfassung war ausgebrochen, dessen Vorposten-Gefechte schon unter die Herrschaft Jakob's fallen. Das Parlament gegenüber einer Regierung, die das geforderte Vertrauen weder verdiente noch genoss, durchdrang sich immer mehr mit dem Bewusstsein, die Leitung der nationalen Angelegenheiten als sein Recht zu betrachten. Weder die Beziehungen zum Auslande noch die kirchlichen Verhältnisse wollte es dem Entscheide der Krone überlassen. Es verweigerte Subsidien, die zur erfolgreichen Unterstützung protestantischer Bundesgenossen auf dem Festlande gefordert wurden, da es nicht im Kaiser und in der Liga, sondern in Spanien das Ziel der Bekämpfung sehn wollte. Es nahm vor aller Bewilligung das Recht der Untersuchung von Regierungshandlungen in Anspruch, es forderte Verantwortlichkeit der Minister, Besetzung der höchsten Posten mit Männern seines Vertrauens. Der

König glaubte seine Prärogative zu vertheidigen, wenn er sich diesen Forderungen entgegenstellte. Er fuhr fort, die auswärtigen Angelegenheiten sowie die kirchlichen Angelegenheiten als seine Domäne zu betrachten. Er glaubte sich für die Weigerung von Subsidien entschädigen zu dürfen, indem er die üblichen Zölle von Ein- und Ausfuhr (Tonnen- und Pfundgeld), über deren Bewilligung kein Gesetz zu Stande gekommen war, forterhob. Er deckte den Minister durch seine eigene Person. Beide Theile beriefen sich auf Präcedenzien der Vorzeit. Aber das Parlament hatte meist den Vortheil, Gewohnheiten und Gesetze früherer Jahrhunderte aufweisen und aus ihnen kühnere Folgerungen ziehen zu können, die niemals aufgehoben, sondern durch die starke monarchische Gewalt des 16. Jahrhunderts, der man in kritischen Zeiten vertraut hatte, zurückgedrängt waren. Gegen Buckingham kam die lang verhaltene Entrüstung zum Ausbruch. Ein Comittee von acht Mitgliedern des Unterhauses egte dem Oberhause die Anklage vor. Der König liess am 11. Mai zwei von den Commissären, Digges, der die Anklage eingeleitet, und Eliot, den Patrioten von grossartiger Beredtsamkeit und Energie, der die Anklagepunkte summirt hatte, in den Tower werfen, aber die Hartnäckigkeit des Unterhauses, welches jede weitere Verhandlung weigerte, bis seine beiden Mitglieder freigelassen seien, und das sich von den Lords unterstützt sah, zwang ihn nachzugeben. Es hiess dem Parlament einen Schlag in's Gesicht versetzen, wenn der König jetzt zu Wege bringen konnte, dass der verfolgte Minister von einer der beiden Landes-Universitäten zum Kanzler erwählt wurde. — Unvermuthet traf Dr. Wilsón, ein Kaplan des Bischofs von London, in Cambridge ein. Er brachte bloss den mündlichen Auftrag, die Wahl des Herzogs sei der Wunsch und der Wille seiner Majestät. Die Universität gerieth in die grösste Aufregung. In einer Versammlung der Kollegial-Vorsteher kam es zu hitzigen Berathungen, die Mehrzahl war bereit, sich dem Willen des Königs zu fügen, andere warfen ein, Wilson's Vollmachten seien ganz ungenügend, man werde sich in Widerspruch mit dem Parlament

setzen, ewige Schande auf sich laden und der Universität wegen ihrer kriechenden Gefügigkeit die allgemeine Verachtung und den allgemeinen Hass zuziehn. Wenigstens möge man die gesetzliche Frist von vierzehn Tagen abwarten. Um alle Hebel anzusetzen, langte der Bischof von London in eigner Person an, zugleich Mason, der Sekretär des Herzogs, und ein Brief des Bischofs von Durham des Inhalts, dem König werde die Wahl des Herzogs sehr angenehm sein. Nun wurde eine förmliche Maschinerie des Bearbeitens in Bewegung gesetzt. Der Bischof wirkte auf die Masters, diese auf die Fellows. Als der Wahltag (1. Juli) herankam, flohen viele aus der Stadt, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden. Die Minorität hatte in letzter Stunde einen Gegenkandidaten aufgestellt in der Person des Grafen von Berkshire, eines Sohnes des letzten Kanzlers. Indessen der Herzog siegte, wenn auch mit kleiner Majorität. Die antipuritanische Partei triumphirte, in Clare-Hall wurden am Abend grosse Festlichkeiten bereitet. „Was wird das Parlament zu uns sagen, schreibt Meade, haben unsre Abgeordneten in ihrer dem Oberhaus zugesandten Anklage-Akte den Herzog nicht verurtheilt?“

In der That fühlte das Unterhaus die Beleidigung sehr wohl und äusserte sich unwillig über die ihm angethane Schmach. Es fasste den Beschluss, dass eine Deputation der Universität über den Hergang der Wahl gehört werden sollte, aber der König setzte sein Verbot entgegen, da der Universität Freiheit der Wahl gebühre. Am 15. Juni wurde auch dieses Parlament, da es auf der Entlassung des Ministers bestand, aufgelöst. Buckingham seinerseits schrieb der Universität einen Dankbrief und entliess den Abgeordneten der akademischen Körperschaft mit einer Ehrenkette. Auch Karl I. versicherte die Universität seiner königlichen Billigung. Der Herzog hatte durch die neuerlangte Würde nicht an Ruhm gewonnen. Aus dem Ende des Jahres 1626 scheinen einige sehr deutlich auf ihn gemünzte Verse zu stammen, die sich in Meade's Korrespondenz vorfinden und vielleicht in

seinem College entstanden sind (1). Sie zeigen drastisch, wie die Stimmung gegen Buckingham war.

Ueberlegt man, welche abenteuerlichen Pfade Buckingham's Politik auf's neue eingeschlagen hatte, so wird man diese Verurtheilung nicht zu hart finden. Buckingham war nicht der Verbrecher, der „Sejanus", als welchen ihn Eliot gebrandmarkt hatte. Aber er hatte keine der Eigenschaften, die ihn zur Leitung eines grossen Staatswesens befähigt haben würden. Im Inneren zog er ein System schmählicher Günstlingswirtschaft gross, nach aussen zeigte er sich als ein politischer Dilettant. In seinen eben so ehrgeizigen wie unklaren Plänen sich an die Spitze eines grossen kriegerischen Unternehmens zu Gunsten des Protestantismus zu stellen, riss er den König zu den thörichtsten Abenteuern hin und opferte nutzlos die kostbarsten Kräfte des Landes. Nicht genug, dass alle Unternehmungen gegen die österreichisch-spanische Monarchie gescheitert waren, er brach auch mit Frankreich. Die Ziele Frankreichs und Englands waren schon in dem Augenblick, da die beiden Königshäuser sich verbanden, sehr verschiedene gewesen, und vieles kam zusammen, eine rasche Entfremdung beider Mächte herbeizuführen. Unerquickliche Streitigkeiten über den französischen Hofhalt der jungen Königin, die Unmöglichkeit offen zu bekennen und durchzuführen, was in geheimer Abrede zu Gunsten der englischen Katholiken versprochen war, Wegnahme französischer Schiffsladungen, die, für spanische Häfen bestimmt, als Contrebande betrachtet wurden: Alles dies hatte zusammengewirkt, eine gereizte Stimmung des französischen Hofes gegen England hervorzurufen. Der Versuch Karl's I., sich zum Protector der Hugenotten aufzuwerfen, diente nur dazu, deren Lage zu verschlimmern und Louis XIII. wie Richelieu gegen die Kühnheit fremder Intervention zu erbittern. Im Anfang des Jahres 1627 war der Bruch zwischen Frankreich und England entschieden. Buckingham trug sich mit den grössten Hoffnungen. Während in England ein Zwangs-Anlehen wachsendem Widerstand des Volkes begegnete, gedachte er durch Befreiung des heldenmüthigen Rochelle sich die Herzen seiner Lands-

leute zurückzugewinnen und durch einen grossen Erfolg alle Ungesetzlichkeiten und Gewaltsamkeiten der Regierung zu rechtfertigen. Ehe er sich selbst auf den Kriegsschauplatz begab, hielt er sich für verpflichtet, die Universität Cambridge mit seinem Besuche zu beehren und seine neue Würde officiell anzutreten (3. März 1627). Wiederum konnte Milton Zeuge der einer gelehrten Körperschaft so wenig anstehenden Unterwürfigkeit sein, mit der sie einen ihr aufgezwungenen Kanzler empfieng. Die Glocken läuteten, die Festlichkeiten und Bankette folgten sich, der Herzog selbst bezeigte sich gegen jedermann ungemein gnädig. Man möchte vermuthen, dass Bainbrigge, der Master von Milton's College, nicht der letzte der unterthänigen Schmeichler war (1).

Im Frühling des folgenden Jahres (1628) empfieng die Universität einen noch höheren Gast. Der König, damals in der Nähe auf der Jagd, kam nach Cambridge, wie es scheint ohne jedes Gepränge und nur flüchtig (2). Bainbrigge war Vicekanzler des Jahres, schon vorher hatte er die Ehre, vor dem König zu predigen, auch hier wieder konnte Milton die Charaktere seiner nächsten Umgebung studiren.

Aber inzwischen war die Expedition Buckingham's, welche Rochelle befreien sollte, gänzlich gescheitert, kostbares englisches Blut war umsonst geflossen, die eingeschlossenen Hugenotten waren hülfloser als je. Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck diese Unglücks-Nachrichten in Cambridge hervorriefen, wie sie in den einzelnen Colleges, sei es mit Furcht, sei es mit Zorn, besprochen wurden. Meade berichtet davon am 17. November, in dem Augenblick, da alle Glocken zum Andenken an die Königin Elisabeth läuteten. In der That lag es sehr nahe, Vergleiche zu ziehn zwischen dem ruhmreichen Regiment der grossen Königin und dem schimpflichen Regiment des unfähigen Ministers (3). Dieser so gut wie der König war entschlossen, die unheilvolle Bahn, die sie betreten hatten, nicht zu verlassen. Aber es gab nur eine Möglichkeit, die für die Kriegführung nöthigen Mittel zu beschaffen. Devote Predigten hatten das Zwangsanlehen empfohlen, zahlreiche Verhaftungen Widerstrebender waren vor-

gekommen, andere waren zur Strafe mit Einquartierung bedacht oder zum Dienst auf der Flotte gepresst worden. Aber kein Zwang konnte zur Deckung des vorhandenen Deficits, geschweige denn zur Beschaffung der nöthigen Summen dienen. Die Stimmung der Bevölkerung wurde immer bedenklicher, es blieb nichts übrig, als auf's neue ein Parlament zu berufen.

Während alle Beschwerden des Volkes und die ganze Leidenschaft der Opposition hier zum Ausdruck kamen und in der Petition of right niedergelegt wurden (7. Juni 1628), rüstete der als „Wurzel und Quelle alles Unheils" bezeichnete und verwünschte Buckingham einen neuen Kriegszug zur Befreiung Rochelles. Selbst inmitten dieser Geschäfte hatte er als Kanzler mit der Universität Cambridge zu verhandeln. Zwischen dieser und den londoner Buchhändlern war ein Streit ausgebrochen über das der Universitäts-Presse ausschliesslich zustehende Recht gewisse Bücher zu drucken. Bainbrigge als Vicekanzler dankte dem mächtigen Herzog für seine Unterstützung in dieser Angelegenheit (7. Juli 1628), und der Ton seines Schreibens kann als ein Muster des höfischen Stils jener Tage gelten. Wie man dem Könige gegenüber in der Sprache niedriger Schmeichelei seine Loyalität zu beweisen sich bestrebte, so auch gegenüber dem allmächtigen Minister. „So lange wir Euch anschauen, so lange wir Eure Kniee umfassen, achten wir die Wuth der Sterblichen gering". Die Antwort des Herzogs vom 30. Juli bewegte sich in sehr gnädigen Ausdrücken: „Er habe die Anstalt der Gerechtigkeit seines königlichen Herrn und dem Wohlwollen einiger Freunde empfohlen, dort werde sie Schutz finden, wohin ihn auch immer der Befehl seines Herrn und das Wohl des Staates rufen werde" (1).

Drei Wochen später (23. August) in Portsmouth, wo die letzten Vorbereitungen des Kriegszuges gemacht wurden, traf den Herzog in der Halle seines Hauses der Mordstahl Felton's in's Herz. Nicht nur das Gefühl der Privatrache wegen einer erlittenen Zurücksetzung, auch der Fanatismus politischer Leidenschaft hatte die Hand des Mörders geführt.

Noch im Tower verharrte er bei der Ansicht, dass seine That der Kirche und dem Staate Gutes bringen und von Gott vergeben werde, und die Masse, die sein Gefängnis umdrängte, rief ihm Worte des Trostes und der Ermuthigung zu. War dies Ereignis erschütternd genug, als dass es spurlos an Milton hätte vorübergehn können, so kam auch ein persönliches Moment hinzu, welches sein höchstes Interesse an den Tod des Herzogs zu fesseln im Stande war. Milton's Lehrer und Vertrauter, Alexander Gill, der jüngere, hätte bei dieser Gelegenheit beinahe sein Vermögen und seine Ohren eingebüsst. Eine lose Zunge scheint er immer gehabt zu haben, aber damals war es gefährlich, dieser freien Lauf zu lassen, da Laud und die Sternkammer eine schneidende Censur übten. Gill stand in lebhaftem persönlichen und brieflichen Verkehr mit einer Anzahl von Freunden in Oxford, mit William Grinkin M. A. in Jesus College, M. Pickering von Trinity College u. a. Kurz nach der Ermordung des Herzogs stattete Gill seinen Oxforder Freunden wieder ein Mal einen Besuch ab; man verkehrte im Garten, im Keller von Trinity College, in Pickering's Zimmer und schwatzte über die Dinge in Staat und Kirche. In der Weinlaune entschlüpften Gill die Worte, der König sei mehr dazu gemacht, in einem Laden in Cheapside zu stehn mit einem Schurzfell angethan und zu sprechen: „Was steht zu Befehl", als ein Königreich zu regieren, der Herzog sei zur Hölle hinabgestiegen, um dort Jakob zu begegnen, und, indem er Felton's Wohl ausbrachte, er sei traurig, dass Felton ihn der Ehre beraubt habe, eine so tapfere That auszuführen. Wer auch der Angeber gewesen, und es scheint fast, als habe der später so berühmt gewordene Chillingworth diese traurige Rolle gespielt(1), Laud bekam von diesen „vaterlandsverrätherischen Aeusserungen" Wind. Eines Tages (6. September) wurde Gill aus der Pauls-Schule abgeholt, in das Gefängnis von Westminster geworfen und von Laud inquirirt. Der Gefangene gestand fast alles ein, aber nun wurden auch seine Oxforder Freunde in den Process verwickelt. Bei Pickering ward eine Haussuchung vorgenommen, zahlreiche Briefschaften von Gill und solche ohne Unterschrift aufgefunden, in denen

man verdächtige Anspielungen fand. Damals wurde wohl auch ein Gedicht Gill's mit Beschlag belegt, welches aus einer Epoche stammte, da der Herzog noch lebte, das aber freilich von den bittersten Schmähungen gegen ihn erfüllt war. Auch auf Grinkin lenkte sich der Verdacht. Am 6. November stand er mit Gill vor der Sternkammer. Gill wurde dazu verurtheilt, seine kirchlichen und akademischen Grade zu verlieren, ein Ohr in London, das andere in Oxford sich abschneiden zu lassen, 3000 £ zu zahlen und auf unbestimmte Zeit in Haft zu bleiben. Nur die Thränen seines alten Vaters, und dessen kniefällige Fürbitte beim König, wie versichert wird, auch Laud's und des Grafen von Dorset Vermittlung vermochten sein Loos zu mildern. Nachdem er zwei Jahre lang gesessen hatte, erliess ihm 30. November 1630 königliche Gnade die weiteren Strafen an Freiheit, Leib und Vermögen (1).

Wenn im Vorhergehenden die Ereignisse zusammen gefasst sind, welche während der ersten vier Jahre von Milton's Studien ihn in der Nähe und aus der Ferne berührten, gleich geeignet, ihn dann und wann zu selbstständigen schöpferischen Leistungen aufzufordern wie sein Urtheil über die Menschen seiner Umgebung und hervorragende Charaktere der Zeit zu bilden, so bleibt noch ein rein persönlicher Vorfall zu erwähnen, über welchen vielleicht von jeher mehr geforscht und geschrieben worden ist als über irgend einen andern Punkt seiner Lebensgeschichte. Namentlich seit Johnson, offenbar von Partei-Ansichten geleitet, das Andenken des Menschen Milton zu verunglimpfen strebte, während er das Andenken des Dichters so ziemlich bestehen liess, hat sich in das Für und Wider der Frage eine Leidenschaft gemengt, die wenig geeignet war, die Untersuchung zu klären. Wir erinnern uns jener an Diodati gerichteten Elegie, die aus dem Frühling 1626 zu stammen schien, und in welcher der Dichter die Freuden der londoner Spaziergänge und Theater beschreibt. In der Einleitung dieser Elegie finden sich folgende merkwürdige Sätze, die ein Stück Lebensgeschichte Milton's enthalten: „Mich, ruft er

aus, schliesst gegenwärtig jene Stadt ein, welche die Themse mit den Wellen der Fluth bespült, und freudig lass' ich mich vom väterlichen Heim umfangen. Wenig liegt mir jetzt am Herzen, den schilfreichen Cam wieder aufzusuchen, und die Sehnsucht nach meinen mir kürzlich verbotenen Zimmern quält mich nicht(1). Die kahlen Wiesen ohne sanften Schatten gefallen mir nicht, wie wenig passt jener Ort für die Jünger Apollo's! Auch behagt es mir nicht, die Drohungen eines harten Lehrers zu ertragen und anderes, dem mein Naturell sich nicht unterwerfen mag. Wenn das Verbannung heisst: zu meines Vaters Haus gekommen sein und sorgenfrei sich angenehmer Musse zu freuen: dann verschmähe ich weder den Namen noch das Loos eines Verbannten und geniesse das Exil mit Freuden." Hierauf folgt die Schilderung seines zwischen den Musen und der Erholung getheilten londoner Lebens, und erst am Schluss wird jenes Thema wieder mit den Worten berührt: „Es steht fest, dass ich zu den binsenumwachsenen Marschen des Cam zurückkehre und mich dem heiseren Gemurmel der Hochschule wieder nahe." Darüber kann kein Zweifel sein, dass diese Worte sich auf etwas anderes beziehn, als einen blossen Ferien-Besuch bei den Eltern. Zu deutlich ist von einer Verbannung die Rede, und zugleich wird der Universität wie der Stadt Cambridge in Ausdrücken gedacht, welche darthun, wie wenig beide Milton's Naturell zusagten. Ferner ist zu beachten, was über die Strenge des Lehrers, seine Drohungen und anderes dem Dichter Unerträgliches gesagt wird. — Am natürlichsten wird die Annahme erscheinen, dass Milton mit zeitweiliger Verbannung (Rustication) bestraft wurde, und dass ein Zwist mit einem Lehrer, vermuthlich seinem Tutor Chappell, den Anlass dazu gab. Chappell huldigte, wie bemerkt, antipuritanischen Anschauungen. Man würde versucht sein, zu vermuthen, dass die entgegengesetzte Gesinnung seines Schülers einen Grund zu ihrem Zwist abgegeben habe, falls dieser sich nicht anders erklären liesse. Die erwähnten Worte jener Elegie werden ergänzt durch einen Satz in Aubrey's Biographie des Dichters. Hier heisst es: „His first tutor there

(in Cambridge) was Mr. Chappell, from whom receiving some unkindnesse, (whipt him), he was afterwards, (though it seemed opposite to the rules of the college), transferred to the tuition of one Mr. Tovell, who dyed parson of Lutterworth."

In diesem Satze hat das „whipt him", wie man denken kann, von jeher den grössten Anstoss erregt. Nun ist zwar nicht zu läugnen, dass die allgemeinen Statuten von Cambridge für Jüngere diese Strafe des Schlagens mit der Ruthe zuliessen (1), und dass sie auch in Christ-College in gewissen Fällen gestattet war. Mit welchem Alter man in Cambridge anfieng, als erwachsen betrachtet zu werden, lässt sich nicht genau ermitteln, nach den oxforder Statuten von 1635 mit dem sechzehnten Jahr, welches Milton schon überschritten hatte, als er die Universität bezog. Indess die Form, in welcher Aubrey seine Nachricht einführt, ist zu beachten. Jener Satz kommt in einem Abschnitt vor, der auf Mittheilungen von Milton's Bruder beruht, allein gerade das „whipt him" ist offensichtlich von Aubrey später erst darübergeschrieben, und dass er in dieser Anekdoten-Jägerei etwas sucht, häufig auch Unverbürgtes aufnimmt, ist bekannt. Auch für die Worte der Elegie „und anderes meinem Naturell Unerträgliches" wird sich noch eine Deutung finden lassen, die es durchaus nicht nöthig macht, sie, wie man gethan, auf die Thatsache der körperlichen Züchtigung zu beziehn. Keiner der späteren Angriffe gegen Milton erwähnt, dass er in Cambridge jene schimpfliche Strafe erduldet habe, dagegen von seiner zeitweiligen Verbannung wissen sie nicht nur, sondern sie übertreiben sie und bringen sie in lebhafter Phantasie mit ganz andern Vorfällen seines Lebens in Verbindung. Noch in einer bekannten Schrift von 1652 heisst es: „Man sagt, der Mensch sei, wegen seiner Schandthaten von der Universität Cambridge vertrieben, aus seinem Vaterlande geflohn und nach Italien gegangen" (2). Soviel scheint festzustehn, dass Milton, vermuthlich im Frühling 1626, mit seinem Tutor Chappell einen Streit hatte, der das Einschreiten des Masters Bainbrigge nöthig machte, dass der Dichter die Strafe der Rustication erlitt und nicht nur die Oster-Ferien, sondern

auch einen Theil des Mittsommer-Terms jenes Jahres in London verbrachte, und dass er bei seiner Rückkehr in Tovey einen neuen Tutor erhielt (1). Dieser hat ihm schwerlich Grund zu Klagen gegeben, andernfalls wäre fünf Jahre später wohl nicht auch Milton's Bruder seiner Aufsicht anvertraut worden. — Man kann sich vorstellen, wie der Dichter der Ode „Auf den Tod eines schönen Kindes" und der lateinischen Elegieen sich in Cambridge unter den Tracy, Stuteville, Higham u. s. w. vorkam, welche selbst in den Briefen Meade's als Muster flacher Unbedeutendheit erscheinen.

Gewiss ist, dass jene Strafe Milton keinen der gesetzlich erforderten Terms verlieren liess, die zur Erlangung des Bakkalaureats nöthig waren. Er erhielt diesen ersten akademischen Grad im Jahre 1629, 26. März, zugleich mit allen denen, welche mit ihm in's College eingetreten waren (2). Es war dafür gesorgt, dass niemand den Grad erlangen konnte, dessen Ansichten über die Verfassung, die Disciplin und den Ritus der Kirche mit denen der herrschenden Macht nicht übereinstimmten. König Jakob hatte darauf gedrungen, dass, wer immer zum Bakkalaureat zugelassen werden wollte, vorher an Eides Statt die drei Artikel des Canon 36 zu unterschreiben hatte, in denen er den königlichen Supremat in geistlichen wie in weltlichen Dingen zugab, zu gleicher Zeit ankannte, dass das Common-Prayer-Book nichts dem Worte Gottes Entgegenstehendes enthalte und für ihn verbindlich sein solle, endlich erklärte, sich den 39 Artikeln von 1562 zu unterwerfen (3). Auch Milton hatte sich diesem Zwang zu fügen. Nunmehr galt es, den nächsten Grad des Magister Artium zu erlangen und somit in dem erforderten Triennium die akademische Laufbahn abzuschliessen.

Fassen wir die äusseren Ereignisse dieser drei Jahre (1629—32) zusammen, soweit sie Milton berühren, und beachten wir vorzugsweise wieder, inwiefern sie sein poetisches Talent in Bewegung setzten oder beeinflussten, so werden wir über beides weniger zu sagen finden als für die ersten vier

Jahre seiner Studienzeit nöthig schien. Gleichsam an der Schwelle dieser Periode begegnet man einer lateinischen Elegie „Auf das Kommen des Frühlings“, in der sich neben einer wunderbaren Beherrschung der Sprache eine Lebhaftigkeit des Empfindens und eine reine Freude an dem Wiedererwachen der Natur, freilich immer in klassischem Gewande, kund giebt, die genugsam beweist, dass in dem „rauhen Gemurmel der Schule“ und in der Fluth sophistischer Disputationen der Mensch, der Dichter Milton nicht untergegangen war(1). Wenige Monate nach Abfassung dieses Gedichtes am Commencment-Tage (7. Juli 1629) hatte Milton die Freude, seinen Freund Karl Diodati in Cambridge zu sehn. Es war die Sitte der Zeit, dass, wer es irgend ermöglichen konnte, wenn er auf einer der beiden englischen Universitäten den Magister-Grad erlangt hatte, sich nach einiger Zeit in demselben Grade bei der andern „inkorporiren“ liess. So erfolgte denn damals in Cambridge die Inkorporation Diodati's, der am 8. Juli des vorhergehenden Jahres in Oxford M. A. geworden war(2). Wohin sich Diodati nun gewandt hat, ist nicht zu sagen, soviel ist gewiss, dass er auf dem Lande, vielleicht wieder in Cheshire, seinen Aufenthalt nahm. Eine lateinische Elegie Milton's vom Ende des Jahres 1629, an den Freund gerichtet, trägt die Ueberschrift „An den auf dem Lande weilenden Karl Diodati“ (3), und zeigt uns zugleich den fortgesetzten lebhaften Gedankenaustausch beider Jünglinge. Diodati hatte am 13. December dem Freunde ein Gedicht geschickt, wohl auch eine lateinische Elegie, und ihre geringere Güte damit zu entschuldigen gesucht, dass unter den Festlichkeiten und Gastmählern des Decembers, zu denen ihn Freunde eingeladen, es schwer sei, den Musen zu dienen. Der wahre Dichter erhebt sich, und sei es unbewusst, über den äusseren Anlass zu der Höhe allgemeiner Anschauung. So Milton in diesem Fall. „Die Poesie, so schreibt er, und Bacchus vertragen sich sehr wohl. Pindar's und Horazens Verse athmen die Gluth des Weines; die leichte Elegie ruft viele Götter zu ihrer Hülfe herbei: Bacchus, Erato, Ceres, Venus und Cupido. Aber der epische Dichter, welcher vom Olymp, frommen Helden,

Heroen, dem Rathschluss der Götter und dem Reich der Unterwelt singt, der soll mässig leben; Kräuter seien seine unschuldige Nahrung, klares Wasser in hölzernem Becher stehe neben ihm, er trinke aus reiner Quelle mässige Züge, schuldlos sei seine Jugend und keusch, streng sein Wandel und seine Hand ohne Makel. So sollen Tiresias und Linus und Orpheus und Homer gelebt haben, der den Odysseus durch alle Versuchungen hindurchführt,

Denn den Göttern ist heilig der Sänger, Unsterblicher Priester.“

Man fühlt es durch, welcher von beiden der hier unterschiedenen Klassen von Dichtern sich Milton's Interesse zuwendet. Schon in dieser frühen Epoche regt sich das später so unverkennbar zu Tage tretende Bewusstsein von dem heiligen, dem gleichsam religiösen Wesen epischer Dichtung, und damit eng verbunden die puritanische Anschauung des Lebens, die gerade in dem Punkt der vegetarianischen Mässigkeit, in dem sich Milton mit Rousseau begegnet, noch so vielfach in seinen Werken auftritt(1). Der Schluss der Elegie leitet auf ein anderes Gedicht über: „Willst du wissen, was ich selbst thue, so höre; wir singen die himmlische Geburt des Friedens-Königs und des glücklichen Zeitalters, das die heiligen Bücher verheissen haben, und das Schreien des Gottes-Kindes, welches mit dem Vater das überirdische Reich regiert, unter dem Dach des ärmlichen Stalles und den Himmel mit dem neuen Stern und die Chöre der Engel und die Flucht der Götter Griechenlands. Diese Gabe haben wir dem Geburtstag Christi geweiht, jener Morgen hat sie mir vor Tagesanbruch gebracht. In heimischen Lauten ausgedrückt, erwartet das Werk dein Urtheil, du sollst es hören und mein Richter sein.“ Die Anspielung trifft die Ode „Auf den Morgen von Christi Geburt“ (2), nach langer Zwischenpause wieder das erste miltonsche Gedicht in englischer Sprache, dem wir begegnen. Auf vier einleitende, in grossartiger Ruhe gehaltene Strophen folgt die Hymne, bewegter in Versmass und Ton, nicht immer frei von unnatürlichen Bildern und Gedankenverbindungen, häufig wieder sehr an Sylvester-Du-Bartas anklingend, aber von einer tiefen religiösen Begeisterung durchglüht. Die Vermuthung

hat viel für sich, dass um dieselbe Zeit auch die beiden Oden „Upon the Circumcision“ (1. Januar) und das Bruchstück der Ode „The Passion“ geschrieben worden sind (1). Diese knüpft in ihren Anfangs-Versen sogar geradezu an die Ode auf den Tag von Christi Geburt an, und die gehobene Sprache in allen drei Gedichten trägt denselben Charakter. Auch hier fehlt es nicht an geschmacklosen Concetti, wie wenn es z. B. von den Thränen heisst, „sie seien so geformt, dass sie in Gestalt ordentlicher Buchstaben niederfallen würden“. Aber wie wenig der Dichter selbst sich über die Unreife jugendlicher, unter dem Bann zeitgenössischer Geschmacklosigkeiten stehender Erzeugnisse damals täuschte, beweist die Notiz, welche er bei der Herausgabe der achten Strophe eben dieses Gedichts zugefügt hat: „Der Autor liess das Gedicht unvollendet, da er den Gegenstand für seine Jahre zu hoch fand und sich durch den Anfang nicht befriedigt fühlte“.

Wenn Milton an den grossen Festtagen des christlichen Jahres in sich selbst den Antrieb zum dichterischen Schaffen fand, — und nichts berechtigt dazu, die angeführten Oden als blosse College-Uebungen aufzufassen, — so näherte ihn das Universitäts-Leben von einer ganz anderen Seite dem poetischen Gebiet. In London hatte er sich keineswegs vom Theater-Besuch zurückgehalten, aber auch die Universität hatte ihre „Komödie“ (2). Bei festlichen Anlässen, Besuchen hoher Herrschaften führten die Studenten eines College unter Leitung eines älteren Mitgliedes, das zugleich oft der Dichter war, vor den fremden Besuchern und der ganzen akademischen Körperschaft dramatische Spiele auf, in denen allerdings die lateinische Sprache vorherrschte. Mitunter wurde auch ein Stück, für eine bestimmte Gelegenheit gemacht, später noch öfter wiederholt, so Georg Ruggle's lateinische Komödie: Ignoramus: die zuerst vor dem König Jakob im März 1615 zur Aufführung kam (3). Als König Karl im Frühling 1628 Cambridge einen so flüchtigen Besuch abstattete, waren ihm zu Ehren in der Fastenzeit theatralische Aufführungen vorbereitet worden. Die grosse Halle von Trinity-College war ganz geeignet, diesem Zweck zu dienen, von den Schauspielern er-

langten einige ausserordentlichen Beifall. Die „Komödie" scheint Mittags begonnen zu haben, sie pflegte so lange zu dauern, dass kränkliche Leute, wie Meade, das lange Sitzen nicht aushalten konnten (1).

Ein neuer Anlass, die Schauspielerkunst auszuüben, bot sich 1629 im September, als der damalige Kanzler, Lord Holland, mit dem französischen Gesandten M. de Chateauneuf nach Cambridge kam, bei welcher Gelegenheit es an Festreden und Festessen nicht fehlte. Auch Christ-College wurde durch die Gegenwart der hohen Gäste beehrt, wir besitzen noch die Anrede, mit der sie hier empfangen wurden. Es war nicht Milton's Mund, der die Worte konventioneller Schmeichelei zu äussern hatte, sondern der seines Antipoden im Dichten und Denken: John Cleveland's. Er beginnt natürlich mit dem „heiligen Schrecken", den die „erhabene Gegenwart" seiner Seele einflösst, und welcher ihn fast verhindert, ihr Ohr zu belästigen, „wo der Rathschluss der Könige gewohnt hat". „Aber das Ansehn ist ebenso gottlos wie das Anreden. Blitze sind in beider Augen, wenn jemand deren Glanz anzublicken wagte, würde er vom Strahl getroffen werden" (2). Für die scenische Darstellung war vermuthlich wiederum Trinity-College der Schauplatz, zumal ein Fellow dieses College, Philip Stubbe, das Thema geliefert hatte. Soweit mir seine Komödie, betitelt „Fraus honesta", welche schon älteren Datums war und 1632 veröffentlicht wurde (3), nach Auszügen bekannt ist, strotzt sie neben terenzischer Phraseologie von einer Plumpheit des Ausdrucks und einer Fülle flacher Gedanken, welche den Dichter der religiösen Oden und Hymnen eigen angemuthet haben muss, falls er unter den Zuschauern war (4). Die dramatische Kunst als solche schätzte er hoch, was er aber von dieser Karikatur der dramatischen Kunst dachte, lässt sich mit seinen eignen Worten wiedergeben. In dem Streit über die Frage der Kirchenverfassung, in dem er in den Mannes-Jahren als Vorkämpfer auftrat, wurde er persönlich von einem Gegner angegriffen und bezichtigt, sich in Bordellen und Schauspielhäusern herumzutreiben, da er in seinen Schriften eine so genaue Bekannt-

schaft mit solchen Lokalen und ihrem Zubehör verrathe. Milton's Antwort darauf lautete so: „Da das Hörensagen von einem Kopfputz, einer Perrücke und einer Maske so nothwendig eine Bekanntschaft mit dem Theater voraussetzt, was hinderte mich diese zu machen? Da man in den Colleges so viele der jungen Gottesgelehrten, und gerade die, welche am meisten Neigung zur Gottesgelahrtheit verriethen, so häufig auf der Bühne sehn konnte, wie sie ihre geistlichen Glieder verzerrten und verdrehten nach allen den possenhaften und unanständigen Gesten von Trinculos (1), Buffos und Kupplern, indem sie die Scham jenes Amtes, welches sie innehatten oder doch zu erreichen im Begriffe waren, vor den Augen von Höflingen und Hofdamen mit ihren Bedienten und „„Mamsells““ bloss stellten. Während sie agirten und überagirten, war ich unter andern jungen Scholaren Zuschauer; sie hielten sich für rechte Leute, und ich hielt sie für Narren, sie machten schlechte Witze, und ich lachte Hohn, ihre Aussprache war schlecht, und mein Gefallen war schlecht, und, den Atticismus vollzumachen, sie blieben stecken, und ich zischte“ (2). —

Wenn der Besuch hoher Persönlichkeiten und die zu ihrer Ehre gegebenen Feste auf kurze Zeit den Ernst der gewöhnlichen Studien unterbrachen, so trat im Sommer 1630 eine Störung ein, die aus ganz besonderen, bedenklichen Gründen hervorgieng. Als 1625 kurz nach dem Regierungsantritt Karl's I. die Pest auf's furchtbarste in England gewüthet hatte, war Cambridge verschont geblieben, dies Mal musste es dem Würgengel seinen Tribut zahlen: Durch einen Soldaten aus Yorkshire eingeschleppt, verbreitete sich die Krankheit mit rasender Schnelligkeit. Schon am 23. April gab man gedruckte Todtenlisten heraus. Die ganze Universität löste sich auf, und in Christ-College setzte man sich in förmlichen Belagerungs-Zustand. Die Thore wurden verschlossen, hinausgehn durften nur die Fellows, eingelassen wurde niemand ohne Zustimmung der Mehrzahl der stiftungsberechtigten Mitglieder. Fleischer, Bäcker und Lichtzieher brachten ihre Waare an das Thor, wo der Koch und der Hausmeister sie

in Empfang nahmen. Alles nöthige, selbst weibliche, Dienst-Personal erhielt im College Wohnung und Kost. Der Barbier war zugleich Thürhüter. Die kleine Genossenschaft, welche zurückgeblieben war, lebte Gefangenen gleich und hoffte nur auf den Mondwechsel, denn man glaubte, dieser bringe zur Erscheinung, ob jemand angesteckt sei oder nicht, weshalb auch die Verdächtigen einen ganzen Monat eingeschlossen wurden. Meade flüchtete nach Dalham zu seinem Freunde Stuteville, sobald er sicher war, dass seine Nähe diesen und seine Familie nicht in Angst setze. Milton war ohne Zweifel schon früher abgereist und hatte sich vermuthlich zu seinen Eltern begeben. Noch am 20. Oktober, als Meade in's College zurückkehrte, fand er nur die Fellows Tovey, Milton's Tutor, Siddal und Power und nur einen Scholaren zu ihrer Bedienung anwesend. Erst am 28. November fanden sich genug zusammen, um in der Halle zu essen. Von den Beamten und Bediensteten des College waren acht theils selbst von der Krankheit ergriffen worden und ihr zum Opfer gefallen oder doch ihre Angehörigen, oft ihre ganze Familie. Am 16. December erst fand die officielle Wiedereröffnung der Universität statt, und um diese Zeit mag auch Milton zurückgekehrt sein. Das Elend in der Stadt Cambridge war so gross gewesen, dass am 25. Juni eine Proklamation des Königs zu öffentlichen Sammlungen aufgefordert hatte. Muthig hatte der Vicekanzler Dr. Butts von Corpus-Christ-College auf seinem Posten ausgehalten, von allen Scholaren verlassen, er stellte einen deutschen Arzt an für Behandlung der Kranken in den Baracken (1).

In indirektem Zusammenhang mit der Pest stand ein Todesfall, der in Cambridge einiges Aufsehn machte, hier aber nicht erwähnt zu werden verdiente, wenn er Milton nicht zu zwei kleinen Gedichten veranlasst hätte. Der alte Thomas Hobson, welcher als Bote den Weg von Cambridge zur Schenke zum Stier in London, Bishopsgate-Street, mit seinem Pferde und seinem beladenen Wagen so oft zurückgelegt hatte, musste während der Pest-Zeit das so lange gewohnte Geschäft aufgeben. Aber die Ruhe bekam ihm schlecht, im Winter 1630

auf 1631 starb er 86 Jahre alt. Nicht nur, dass er von seinem ansehnlichen Vermögen durch Schenkung bei Lebzeiten wie testamentarisch einen Theil der Stadt Cambridge zuwies für Errichtung eines Arbeitshauses, Verbesserung der Wasserkunst etc.(1): sein Name war und ist, wie man versichert, sogar noch heute, in der Stadt und Universität populär. Die sprichwörtliche Redensart: Hobson's choice; this or nothing: gilt noch jetzt. Sie schreibt sich daher, dass jeder, der einen Gaul aus des schlauen Hobson Stall entleihen wollte, nur den ersten der Thür zunächst stehenden oder vielmehr gestellten nehmen durfte. Milton hat dem alten Post-Boten zwei Grabschriften gewidmet, recht schwache Erzeugnisse seines Genius, offenbar einer flüchtigen Laune entsprungen, die auch so ernst nicht genommen sein wollen. Es lag hier so nahe alle jene kleinen Wort- und Sinn-Spiele zu verwerthen, dass das Ende der Reise nun gekommen, der Mangel an Ladung Hobson's Leben schmerzbeladen gemacht habe, und indem Milton diese Gelegenheit nicht vorübergehn liess, zeigte er doch einen gewissen Humor, dem man sonst fast nie in seinen Gedichten begegnet(2).

Einen ganz andern Ton schlägt das kurze Zeit nachher gedichtete Epitaphium an, in welchem der plötzliche Tod der durch Schönheit und Geist ausgezeichneten Marquise von Winchester († April 1631) beklagt wird. Ben Jonson, Davenant und andere beliebte Dichter widmeten dem Ereignis ihre Verse. Milton's Gedicht, nach einigen Künsteleien im Anfang zum zarten Ausdruck wirklichen Gefühls fortschreitend, sieht allerdings aus, wie aus einer Sammlung von Cambridger Versen herausgeschnitten, zu der sich für diese Gelegenheit mehrere vereint hätten, doch hat sich bisjetzt ein solcher Sammelband nicht finden lassen(3).

Inzwischen giengen Milton's Studien ihren ruhigen Gang fort, nicht ohne dass er Grund gehabt hätte, sich über seine Stellung im College einigermassen zu beklagen. Seinen Jahren und seinem so vielfach gezeigten Talent zum Trotz hatte er keine der einträglichen Fellow-Stellen erhalten, und er empfieng eine solche weder im Sommer 1630, als einer der Fellows

sein Amt niederlegte, noch bei einer späteren Vakanz im College. Sein Streit mit Chappell und seine ganze hinlänglich bekannte Denkart mögen ihm geschadet haben, und es konnte ihn bitter berühren, dass durch eigenmächtige Vermittlung des Königs der viel jüngere, aber vornehme E. King jene Stelle erhielt, ohne dass sein Verhältnis zum Freunde dadurch im mindesten getrübt worden wäre (1). Neben King hatte Milton, wenigstens vom Frühling 1631 an eine vertraute Seele in seiner Nähe, nämlich seinen Bruder Christoph. Dieser wurde am 15. Februar 1631 in's Christ-College aufgenommen und unter Aufsicht Tovey's gestellt, welcher einst statt Chappell's der Tutor des älteren Bruders geworden war (2). Möglicher Weise wurde Milton's Aufmerksamkeit noch auf Henry More gelenkt, der am 31. December 1631 eintrat und später, als Gründer der platonischen Schule der englischen Philosophie der Stolz seines College wurde (3). In diese letzte Studienzeit fiel noch ein unterbrechendes Ereignis. Am 19. März 1632 kamen der König und die Königin nach Cambridge. Wieder reihte sich Festlichkeit an Festlichkeit, und die Komödie nahm darunter nicht die letzte Stelle ein. Dies Mal machten sich zwei Nebenbuhler den Rang streitig: Peter Hausted von Queen's College und Thomas Randolph von Trinity College, jener mit dem Stück „The Rivall Friends", dieser, der bekanntere Dichter, mit den „Jealous Lovers" (4). Hausted setzte zwar durch, dass seine Komödie zuerst aufgeführt wurde, aber er hatte das Unglück mit ihr durchzufallen, möglicher Weise deshalb, weil sie den Zuschauern zu moralisch war, sich gegen Simonie und Missbrauch der geistlichen Gewalt richtete. Dagegen gefielen die leichteren Verse Randolph's, die sich einem so anstössigen Thema fernhielten, allgemein. Milton's Gedanken, wie wir sie nach seinem Urtheil über diese akademischen Theater-Uebungen haben kennen lernen, mögen denen Sir Simonds d'Ewes nicht sehr unähnlich gewesen sein. Dieser gieng, während sie in Trinity-College ein thörichtes Stück gaben, das den meisten der Hörer missfiel, in die Bibliothek des College und sah daselbst verschiedene alte Handschriften an, welche ihm so viel Vergnügen machten, wie ihn die Nichtig-

keit des Hof-Wesens bekümmerte(1). Das Thema des Hausted'schen Stückes konnte damals zur Zeit der Laud'schen Kirchenherrschaft den hohen und höchsten Personen nur wenig gefallen; der König machte, wie es scheint, durch den Mund des Kanzlers, Lord Holland, dem zeitigen Vicekanzler, Dr. Butts, demselben, welcher in der Pest-Zeit so muthig ausgehalten hatte, bittere Vorwürfe über die Zulassung einer solchen Komödie. Was auch sonst noch hinzugekommen sein mag, Butts nahm sich die königliche Ungnade so zu Herzen, dass er sich am 1. April, am Oster-Morgen, in seinem Zimmer in Corpus-Christ-College erhängte(2). Das war das letzte Ereignis von allgemeinem Interesse, welches Milton in Cambridge erlebte, und in diesem trat ihm am Ende seiner Studienzeit die ganze Verwirrung der Rechts- und Moral-Begriffe der Zeit in ihren politisch-kirchlichen Ursachen und den aufregendsten Ergebnissen recht deutlich vor Augen.

Im Mitt-Sommer-Term 1632 gieng das Triennium, das er nach Erlangung des Bakkalaureats in Cambridge zu verbringen hatte, zu Ende. Am Commencment-Day, dem 3. Juli, empfieng er, zugleich mit 206 Bakkalaureaten der Universität, den Grad des Magister Artium(3). Den Mittelpunkt dieses jährlich wiederkehrenden Universitäts-Festes bildeten die lateinischen Disputationen, deren Träger vorwiegend nach bestimmten Regeln ausgewählte Mitglieder des grossen Kreises derer waren, welche zu Magistri Artium kreirt werden sollten (Inceptors). Ein Präsident (Moderator) leitete die Verhandlung, eine andere Persönlichkeit (Father) führte die Kandidaten ein. Gewohnheitsrecht hatte die Anwesenheit eines koncessionirten Spassmachers (Praevaricator, Varier) zur Regel gemacht. Diesem waren an diesem Tage lateinische Witze und Seiten-Hiebe aller Art erlaubt und er hatte den Ernst der Feier zu erheitern(4), ähnlich wie der Clown zum Element des Drama's geworden war. Dabei stimmten die Formalien in den verschiedenen Fakultäten keineswegs überein. Die ganze Umgegend strömte in die Stadt zu diesem Festtage, dessen Anstrengungen in einer reichen Fülle von Wein und „roasted beef“ ihren Lohn fanden. Der Feier machte die

Aufführung eines geistlichen Musik-Stückes ein Ende, und bei dieser oder ähnlicher Gelegenheit hat Milton wohl den Gedanken jener fein empfundenen Verse empfangen, die uns den begeisterten Jünger der heiligen Cäcilie offenbaren (1).

Um den Grad des M. A. zu erlangen, hatte Milton wieder jene drei Artikel zu unterschreiben, welche schon dem Bakkalaureus vorgelegt worden waren, und nachdem dies geschehn, war seine Cambridger Epoche geschlossen, die gesetzliche Vorschrift einer weiteren fünfjährigen Anwesenheit nach Erlangung des M. A. Grades war schon längst in Abgang gekommen.

Bei einem Rückblick auf das, was der Unterricht im College und in der Universität ihm in sieben langen Jahren geboten hatte, konnte sich der junge Milton nicht sehr befriedigt fühlen. Der Gesammt-Charakter der hier betriebenen Studien bestand wesentlich in einer Verbindung von Philologie mit Scholastik, wie sie durch die geistigen Bewegungen von Humanismus und Reformation als ein Kompromiss zwischen Altem und Neuem festgestellt worden war. Allerdings scheint den mathematischen und naturwissenschaftlichen Disciplinen eine mehr bevorzugte Stellung eingeräumt worden zu sein als es in Oxford der Fall war, aber auch dabei traf man nicht selten eine sonderbare Auswahl der Hülfsmittel. Nach den Statuten Elisabeth's sollte für die öffentlichen Vorlesungen in der Arithmetik „Tonstall oder Cardan etc.“, in der Geometrie „Euklid“, in der Kosmographie „Mela, Plinius, Strabo oder Plato“, in der Astronomie „Ptolemäus“ zu Grunde gelegt werden (2). Daselbst werden als Lehrbücher der Philosophie genannt: „Aristoteles Problemata, Ethik oder Politik, Plinius oder Plato“, für die Logik „des Aristoteles Bücher von der Auffindung der Trugschlüsse oder Cicero's Topik“, für Rhetorik „Quintilian, Hermogenes oder Cicero“. Die Autobiographie des Simonds d'Ewes, der sieben Jahre vor Milton in das St. John's College eintrat und daselbst

zwei Jahre verweilte, dient vortrefflich dazu, das Bild des üblichen Studienganges zu ergänzen. Er nahm, wie er berichtet, aus freien Stücken an den theologischen öffentlichen Vorlesungen Theil, desgleichen an denen über Rhetorik und Griechisch. In seinem College wohnte er „den Problemen, Sophismen, Deklamationen und anderen scholastischen Uebungen“ an, zu eigener Mitwirkung gelangte er aber wegen der Kürze seines Aufenthaltes in Cambridge nur zwei Mal im Disputiren und zwei Mal im Deklamiren (1). Nebenher giengen die Studien mit dem Tutor. Die ganze Logik des Seton wurde durchgenommen, das beliebteste Lehrbuch dieser Art, daneben Theile von B. Keckermann und P. du Moulin. In der Ethik legte der Tutor Gelius (?) und einen Theil des Al. Piccolomini zu Grunde, in der Natur-Lehre einen Theil des J. Magirus (2), in der Geschichte einen Theil des Florus. Dazu traten die Privat-Arbeiten des Schülers. Er vollendete die Lektüre des Florus und machte sich Auszüge aus dem Buche, die anderen erwähnten Schriftsteller las er fleissig für sich durch. Ausserdem erwähnt er als Gegenstände des Einzel-Studiums: Gellius attische Nächte, einen Theil von Macrobius Saturnalien, vor allem aber Aristoteles Physik, Ethik und Politik nebst verschiedenen Büchern über Logik. Zur Erholung dienten in den Abendstunden Stephens' Vertheidigung des Herodot und Spenser's Feenkönigin. Daneben durfte der Versuch nicht fehlen, einige Oden und die Poetik des Horaz in die Muttersprache zu übersetzen. Selbstständige Essays wurden gewagt, und nach dem Muster von A. Gellius u. a. entstanden unter der Feder des eifrigen Studenten Excerpte und Sammlungen.

Milton war mehr als der ehrenwerthe Sir Simonds d'Ewes, seine Erziehung war eine ungemein sorgfältige gewesen, er verweilte fast sieben volle Jahre in Cambridge, und sein Vater sah nicht ängstlich auf's Geld. Nicht nur, dass der Unterricht im College bei den Tutoren und in Gemeinschaft mit den übrigen Studien-Genossen ihm nach den hergebrachten Regeln zu Theil wurde, auch ausserhalb des College, besonders während des Trienniums bot sich Gelegenheit, den Vorlesungen

der Universitäts-Professoren zu folgen. Da lehrten Downes und Herbert, denen beiden Creighton in ihren Stellen folgte, Griechisch und Rhetorik. Den Lehrstuhl des Hebräischen hatte Robert Metcalfe inne, vermuthlich gehörte auch Milton unter die Zahl seiner Schüler(1). Es erscheint nicht unmöglich, dass er auch den Vorlesungen des gelehrten Holländers, des Dr. Dorislaus, beiwohnte, dessen staatsrechtliche Theorie sich in Milton's späteren Schriften wiederfindet. Auf eine Stiftung des Lord Brooke hin und mit Erlaubnis des Königs 1627 nach Cambridge gesandt, um Geschichts-Vorträge zu halten, nahm er Tacitus Annalen zu seinem Thema und sprach bei der Gelegenheit aus, es gebe kein Recht der Monarchie, woferne es nicht in der freiwilligen Unterwerfung des Volkes liege. Selbstverständlich gieng das nicht ohne Rüge hin, und man bedeutete dem leidener Juristen, dass, was in seinem Vaterlande mit Beifall proklamirt werde, unter dem Scepter Karl's I. keine Duldung finden könne(2). Unzweifelhaft gewann Milton durch siebenjährige Studien der Art, mit denen sich ein eiserner Fleiss ausserhalb der Lehrstunden verband, jene umfassende Kenntnis der Schriften des Alterthums, von der beinahe jede Seite seiner späteren Werke Zeugnis ablegt. Schon jene Jugend-Gedichte, die der cambridger Epoche angehören, geben einen vollgültigen Beweis für seine erstaunliche Belesenheit. Er spielt mit den Gleichnissen, mit den gesammten Anschauungen der Antike, er zielt, häufig beinahe nur um seine Gelehrsamkeit auf den Markt zu bringen, so absichtlich gesucht auf Namen und Thatsachen aus dem Kreise griechischer und römischer Bildung ab, dass es mitunter recht schwer ist, die ursprüngliche Quelle aufzufinden, aus der er seine Kunde geschöpft hat.

Aber wenn die philologischen Kenntnisse, die er sich hier erwarb, seine Anschauung erweiterten und seinen Geschmack läuterten, konnte er sich durch jenes zweite hauptsächliche Bildungs-Element beglückt fühlen, das Cambridge ihm bot? Fand er, wie der junge Richard Baxter, vorzügliches Gefallen „an den Büchern der Aquinas, Scotus, Durandus, Ockam und ihrer Schüler", zu denen man mit gutem Gewissen manche

der Autoren rechnen konnte, die ihm in die Hand gegeben werden? Dünkte es auch ihn erspriesslich sich mit den „Definitionen, Distinktionen, dem Quod sit, Quid sit oder dem Quotuplex“ u. s. w. zu beschäftigen?(1) War er stolz auf jenen Jargon der Schule, der, wie man noch im achtzehnten Jahrhundert klagte, einzig und allein dazu diente, end- und nutzlose Streitigkeiten rein formaler Natur in barbarischem Latein zu führen?(2)

Er hat selbst die Antwort darauf gegeben in einigen Erzeugnissen seiner Feder, die noch aus den Studienjahren stammen, ja welche durch die bestehenden Vorschriften gefordert wurden. Es sind sieben „rhetorische Versuche“, einige jener „Probleme, Sophismen, Deklamationen und scholastischen Uebungen“, an denen im College, wie in der Universität sich zu betheiligen auch Milton genöthigt ward. Zuerst im Jahre 1674, dem letzten Lebensjahre Milton's, zugleich mit seinen Privat=Briefen dem Buchhändler zu Gefallen veröffentlicht, um das Bändchen zu füllen, und öfter ohne Sorgfalt wieder abgedruckt, haben sie nur selten eine genauere Beachtung gefunden(3). Sie enthalten indessen nicht nur sehr schätzbare biographische Notizen, sondern sie geben auch eine erwünschte Aufklärung darüber, wie Milton über den Werth gewisser Cambridger Studien dachte, und welchen Weg seine eigene Neigung nahm. Um ein vollständiges Bild seiner damaligen Epoche zu gewinnen, darf man nicht unterlassen, sie genauer zu betrachten. Die erste der im College gehaltenen Reden (No. 1) gehört, wie ich glaube begründen zu können, dem Frühjahr 1628 an. Ihr Thema lautet: „Was ist herrlicher, der Tag oder die Nacht?“(4) Milton nimmt die Partei des Tages. Er führt seine Aufgabe nicht ohne Geist und Phantasie durch. Die liebevolle Ausmalung des Kleinlebens der Natur, wie der Tag durch den Gesang der Vögel begrüsst wird, wie der Hahn die Schläfer erweckt, wie Butterblume und Rose ihre Kelche der Sonne öffnen und sie leise bitten, mit ihrem Kuss die Thau-Thränen zu trocknen, dies alles, fein ausgeführt, kündet den Dichter des „Allegro“ schon voraus. Nicht minder gelingt ihm ein „Lied in Trauertönen von der Einsam-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

keit der Nacht", in deren Schatten sich Wüstlinge und Spieler, Räuber und Mörder bergen, deren einziges Gutes, der Schlaf, selbst nur ein Bild des Todes ist. Bei weitem höher indess als das sachliche Interesse dieser Schulübung, der es an mythologischen Gleichnissen und witzigen Wendungen nicht fehlt, ist das biographische. Indem sich Milton im Beginn der alten rhetorischen Regel erinnert, vor allem gelte es die Gunst der Hörer zu gewinnen, beklagt er sich, dass ihm die Lösung dieser Aufgabe wohl nicht gelingen werde. „Wie kann ich, ruft er aus, auf euer Wohlwollen hoffen, da ich in dieser grossen Versammlung fast ebenso viele mir feindlich Gesinnte sehe, wie ich Köpfe erblicke? So viel kann Eifersucht, Verschiedenheit der Studien oder die Verschiedenheit der Ansichten bei Betreibung dieser Studien, auch auf der Universität, zur Erzeugung von Streitigkeiten beitragen. . . Nichtsdestominder sehe ich, um nicht ganz muthlos zu werden, wenn ich nicht irre, hier und dort einige, die mir stillschweigend deutlich zu verstehen geben, wie sehr sie mir wohlwollen. Deren Beifall, wie wenig ihrer sind, soll mir lieber sein als der Beifall der zahllosen Hunderte von Unerfahrenen, denen Verstand, Kritik und gesundes Urtheil fehlt, die sich auf einen schäumenden und wahrhaft lächerlichen Wortschwall etwas einbilden. Nimmt man solchen die von modernen Autoren zusammengebettelten Lappen weg, beim unsterblichen Gott splitternackt würden sie aussehn und nach Verbrauch der unnützen Worte und gedrechselten Phrasen könnten sie keinen Laut von sich geben gleich Stummen oder den Fröschen von Seriphos"(1). In diesem Tone werden die „Zwerge der Rednerkunst" noch eine Weile angegriffen, dann fährt Milton fort: „Wenn einer hier anwesend ist, der jede Friedensbedingung abweist und mir ewigen Krieg zugeschworen hat, so halte ich es nicht unter meiner Würde, ihn jetzt zu bitten und anzuflehn, dass er seinen Groll einen Augenblick vergesse und ein billiger Richter dieses Streites sei, denn die Schuld des Redners, wenn er überhaupt schuldig, soll der Güte und Vortrefflichkeit der Sache nicht schaden. Wenn ihr aber glaubt, das Gesagte sei zu bissig und zu

bitter gewesen, so will ich bekennen, dass dies in meiner Absicht gelegen, denn der Beginn meiner Rede soll dem ersten Grauen eines Morgen gleichen, aus dessen leichtem Gewölk der schönste Tag hervorgeht.“ Hiermit wird der Uebergang zum eigentlichen Thema, dem Lobe des Tages, gewonnen. Die biographische Wichtigkeit dieser einleitenden Sätze liegt auf der Hand. Man sieht, dass Milton viele Feinde in seinem College hatte wie es scheint von der Sorte der hohlköpfigen Redekünstler, deren geistlose Art zu studiren seinem Spott nicht entgieng.

Indess sein Verhältnis zu diesen besserte sich, und seine freimüthigen Worte wurden günstiger aufgenommen als er dachte. Man erfährt dies aus einer anderen umfangreichen Rede, die wenige Monate später, nach dem Schluss des Mitt-Sommer-Terms, am Anfang der grossen Ferien 1628 gehalten wurde(1). Milton hatte die Absicht, diese Ferien angestrengt fleissig in Cambridge auszuhalten (s. S. 70), als ihm der Auftrag wurde, nach alter Sitte die Mühen der vorangegangenen Studienzeit durch eine festliche, erheiternde Rede abzuschliessen, oder, wie er sich ausdrückt, seinen Fleiss „auf Spielereien zu verwenden und neue Thorheiten auszudenken.“ Der Schauplatz war wieder die Halle oder Kapelle des eignen College, aber das Publikum bestand dies Mal aus der ganzen akademischen Jugend. „Mich bewog, sagt Milton am Anfang seiner Rede (No. 6), zur Uebernahme dieser Rolle, eure mir ganz kürzlich erwiesene Freundlichkeit, meine College-Genossen; denn als ich vor mehreren Monaten eine Rede vor euch zu halten hatte, glaubte ich eine Arbeit von mir, wie immer geartet, würde euch wenig gefallen, und Aeacus und Minos würden mir mildere Richter sein als irgend einer von euch. Da erntete ich ganz gegen meine Erwartung und Hoffnung . . . einen ungewöhnlichen, allgemeinen Beifall selbst von denen, welche mir sonst wegen zwiespältiger Ansichten in Betreff der Studien ganz feindlich und gehässig gesinnt waren“(2). Ueber die Feinde in seinem College hatte sich Milton also nicht mehr zu beklagen. Ohne Befangenheit konnte er sich dies Mal an die Thesis, um die es sich handelte, machen,

„dass gelegentliche spasshafte Uebungen den philosophischen Studien nicht im Wege stehn". Wie man bemerkt, fordert die Aufgabe selbst den Redner schon auf, Witz und Humor zu entfalten, wie es der Zweck der Versammlung verlangte. Denn besser liess sich ja die Vereinbarkeit strengen Studiums und munterer Laune gar nicht zeigen, als wenn diese durch einen auf's Ernste gerichteten Geist kundgegeben wurde, der, wie er selbst andeutet, von Haus aus zu solchen Suiten und Schwänken gar nicht hinneigte. Er häuft daher zunächst, vielleicht nicht ganz ohne ironische Nebengedanken, einen wahren Bombast von Komplimenten für seine Zuhörerschaft, welche er der des Demosthenes und Aeschines, Hortensius und Cicero vergleicht. Mochte dies schon die Heiterkeit erregen, so noch mehr der Versuch, aus der Geschichte der Literatur und der Staaten die These zu beweisen, wobei denn Homer als Dichter des Frosch-Mäuse-Krieges, Sokrates als Witzbold gegenüber Xantippe, Perikles und Philipp von Macedonien, Caesar und Pompejus ihre Rolle spielen müssen.

Aber unter dem Scherz wird sich auch manches Körnchen Ernst verbergen. Viele der Universitäts-Brüder Milton's mögen ihm sehr verargt haben, dass er sich dem üblichen Gange studentischer Denk- und Lebensweise nicht anschloss. Er war, das musste man wissen, ein sehr selbstständig denkender Kopf, bis tief in die Nacht brannte in seinem kleinen Zimmer die Studir-Lampe, unerschöpflich quoll ihm die Ader der Dichtung, was andere als rechte, würdige Gegenstände des Studiums betrachteten, entgieng seinem Spott nicht, und gegen die Anmassung hohler Gesellen richtete sich seine Ironie. Er war zwar nicht der griesgrämige Puritaner, zu dem ihn die Parteileidenschaft kurzsichtiger Gegner hat stempeln wollen, aber wie seine Studien-Neigungen sich nicht in der breiten Fahrstrasse bewegten, so liess er sich auch in den Stunden der Erholung nicht von den Banden studentischer Gewohnheit fesseln und hatte seine eigne Art, sich an Welt und Menschen zu erlustigen. Wenigstens klingt es fast wie eine Art von Selbstvertheidigung, wenn er in einem Athem nicht sehr respektvoll vom „Dornge-

strüpp der Logik“ spricht, Witz, gute Laune, artige Scherze dagegen preist und dann fortfährt: . . . „Wenn jemand aber nicht für witzig und feinsinnig gelten will, dann nehme er es nicht übel, wenn er bäurisch und rüpelhaft genannt wird. Wir kennen eine gewisse engherzige Sorte von Menschen recht wohl, die selbst ganz ohne Witz und Humor sind, aber ihre Nichtigkeit und Einfältigkeit stillschweigend für was Rechtes halten, und wenn sie irgend eine witzige Bemerkung hören, diese sofort auf sich beziehn. Und wahrlich verdienen sie so behandelt zu werden, wie sie es mit Unrecht argwöhnen, dass sie vom Spotte aller gegeisselt werden, bis sie beinahe daran denken, sich aufzuhängen. Aber dieser Abfall von Menschen soll der Freiheit einer feinen Ironie keinen Zügel anlegen.“ Auch nach einer anderen Seite theilt Milton fühlbare Hiebe aus. Die Ausschreitungen der übermüthigen Studenten-Laune bei den Disputationen waren von der akademischen Obrigkeit vielfach scharf getadelt worden. Im Jahre 1608 wurde verordnet, dass „jede Possenreisserei und närrische und unpassende Spässe, die theatralisches Gelächter hervorrufen“, bei den Disputationen am Commencment-Day vermieden werden sollten, obwohl „graziöse Witze mit gelehrter Eleganz geläutert“ für die Philosophen erlaubt und namentlich bei dem Praevaricator erwünscht waren. Ein ähnliches Dekret war 1626 mit Bezug auf die College- und Universitäts-Disputationen ergangen(1). Die Studentenschaft auf das pochend, was ihr als gutes Recht erscheinen mochte, nahm diese Verbote, welche die Strenge veralteter Statuten wieder hervorkehrten, ohne Zweifel schlecht auf. In Cleveland's College- und Universitäts-Reden kommen offenbar mehrere Anspielungen hierauf vor(2). Ohne Zweifel treffen ebenso Milton's Worte diese Seite: „Vielleicht sind einige bärtige Magister hier, sehr finstere und pedantische, die sich für grosse Catos nicht bloss für kleine Catochen halten, das Gesicht in die Falten stoischer Strenge gelegt und mit seitwärts nickendem Kopfe. Die klagen und wimmern, wie doch alles heute sich verwirre und verschlechtere, dass, statt einer Erklärung der „Priorum“ des Aristoteles durch

die neugebackenen Bakkalaureaten(1), Spöttereien und thörichte Witze schamlos und unzeitig gemacht werden, und dass auch die heutige Uebung, die unsre Ahnen mit gutem Recht und Takt angeordnet haben, um für die Rhetorik oder Philosophie daraus eine herrliche Frucht zu gewinnen (dies ist wohl ironisch gemeint!), seit kurzem zu einem schalen Possenspiel verschlechtert sei. Für diese habe ich sofort eine Antwort bereit. Mögen sie erfahren, wenn es ihnen unbekannt ist, dass die Wissenschaften kaum von fernher zu unsern Küsten verpflanzt waren, als die Gesetze unsrer Universität zuerst gemacht wurden. Und weil die Kenntnis der griechischen und lateinischen Sprache damals sehr wenig verbreitet war, so war es ganz passend, um so fleissiger und eifriger nach dieser zu streben und zu trachten. Wir aber, obwohl wir im Moralischen den Vorfahren nachstehn, sind doch gebildeter, dürfen diejenigen Studien verlassen, die uns nicht viel Schwierigkeit machen und uns zu denen wenden, die sie, wenn sie Zeit dazu gehabt, auch ergriffen hätten.“ Gesetze werden ja auch meistens von Haus aus mit grösserer Schärfe abgefasst, damit sie sich allmählich dem geänderten Zeitbewusstsein anschmiegen können. Dass aber eine officielle Billigung dieser Scherze dem Ernst des Studiums schade, ist nicht zu fürchten, wer ganz in diesen „Kindereien und diesem theatralischen Spielwerk“ aufgeht und seine Studien darüber vernachlässigt, wird weder hier wie dort etwas leisten, denn auch zu rechtem Scherz gehört die Grundlage ernster Arbeit.

Auf die Rede (Oratio) folgt nun das unterhaltende Spiel (Prolusio), dessen Ton plötzlich ein ganz anderer wird als der des Vorhergehenden. Es scheint Sitte gewesen zu sein, bei diesem zweiten Theile der s. g. Festlichkeit die tollsten und derbsten Hanswurstiaden aufzutischen, je toller und derber, desto erwünschter. Wenn man diese immer in gewähltem Latein ausgedrückten, aufeinandergehäuften Rohheiten und Unfläthigkeiten durchliest, so wird man eine sehr geringe Meinung von der Höhe des damaligen studentischen Geschmacks und Feingefühls erhalten, aber zugleich bedauern, dass ein

Milton genöthigt war, diese Seiltänzer-Sprünge des Witzes eines niedrigsten Theater-Clowns mitzumachen, die selbst dem Naturell eines Cleveland zu bedenklich vorkommen mochten. Es macht beinahe den Eindruck, als ob Milton, wie um sich für den angethanen Zwang zu rächen, nun auch alle Grenzen des guten Geschmacks überspringen wollte, und wunderbar bleibt nur, dass er diese jugendliche Leistung, die fast allein zur Beleuchtung eines Stückes Kulturgeschichte von Werth ist, später der Presse anvertraute. Manches muss uns freilich befremdlich erscheinen, weil wir die Sitte und die Kunstausdrücke der Zeit nicht hinlänglich genau kennen. Der Redner klassificirt und charakterisirt die um ihn versammelte Studentenmasse wie ein Koch die Gerichte seiner Speisekarte (1). Ohne Zweifel verstecken sich hier Anspielungen auf einzelne Klassen der Studenten, wie der Graduates und Undergraduates, auch wohl auf einzelne Colleges, deren jedes seinen Spitznamen haben mochte. Möglicher Weise liegen auch Wortspiele vor, indem die Namen einzelner der Anwesenden satyrisirt wurden, in welchem Fall die officiellen Bücher vielleicht noch Aufschluss geben könnten, wenn sich die Mühe des Suchens verlohnte. Gleichfalls werden, wenn ich die Worte recht verstehe, die Universitäts-Beamten, Pedelle u. s. w. welche die unruhige akademische Schaar in Ordnung zu halten hatten, mit einigen Seitenhieben bedacht, die eines stürmischen Beifalls gewiss sein konnten(2).

Sodann forderte ein im Herkommen begründeter Ausdruck schon von selbst zu den gesuchtesten und nicht immer sehr anständigen Witzeleien heraus. Es war vermuthlich Gebrauch, dass der jedes Mal bei dieser Gelegenheit als Festredner Erwählte mit dem Titel „Vater“ bezeichnet wurde, ähnlich wie bei einer anderen akademischen Feier (s. S. 93), und dass ihm wieder mehrere der Anwesenden, gleichsam als Gehülfen, unter der Bezeichnung von „Söhnen“ beigegeben wurden, mit denen in Gemeinschaft er eine Art dramatischen Scherzes in Scene zu setzen hatte(3). Natürlich war es ein erwünschter Stoff, diese plötzlich, in so jungen Jahren erlangte Vaterschaft nach allen Seiten hin zu beleuchten. Milton's Fall

war aber noch ein besonders humoristischer. Man pflegte ihn in Cambridge wegen der ausserordentlichen Schönheit und Reinheit des Teints „das Fräulein von Christ-College“ zu nennen(1). Das plötzlich zum Vater gewordene Mädchen lässt sich diese Gelegenheit nicht entgehn, den Spottvögeln zu antworten und sich gegen Vorwürfe zu vertheidigen, die man gegen seine Mannhaftigkeit, in dem Sinn, wie der studentische Comment sie auffasste, erhoben haben mochte. „Von einigen, ruft Milton aus, bin ich kürzlich „das Fräulein“ genannt worden. Warum scheine ich ihnen zu wenig zu einem Mann? . . . Etwa weil ich mich nie dazu aufgeschwungen habe, mit Gewalt die grössten Humpen zu leeren, oder weil meine Hand nicht am Pfluge rauh geworden, oder weil ich nie wie ein Viehbube von sieben Jahren bis in den Mittag hineingeschnarcht habe, oder vielleicht deshalb, weil ich meine Mannheit niemals auf die Art erprobt habe wie diese liederlichen Mädchen-Jäger; ach könnten sie nur eben so leicht den Esel los werden wie ich das, was Weibisches in mir ist. Seht, wie einfältig und unbedacht sie mir das vorwerfen, was ich mir mit gutem Recht zur Ehre anrechne“.

Milton hält sich nicht viel länger bei diesem interessanten Thema auf, sondern theilt unter beständigen Wortwitzen und lächerlichen Verdrehungen seine Absicht mit, seine Söhne mit den Namen der zehn Prädikamente des Aristoteles zu bezeichnen und mit ihnen in englischer Sprache den Scherz fortzusetzen. Hier aber bricht die Rede mit der Bitte um aufmerksames Gehör ab, ohne die Fortsetzung, die in Aussicht gestellt war, zu liefern.

Sie ist unschwer in einem der englischen Gedichte Milton's zu erkennen, das denjenigen Erklärern, die seinen Zusammenhang mit der Rede nicht erriethen, grosse Schwierigkeiten machen musste(2). Man hat das Gedicht mit Glück als das „Maskenspiel der zehn aristotelischen Prädikamente“ charakterisirt. Es ist in der That auf dialogische Form berechnet, nur dass freilich einige „Scenen“, die noch zu dieser scholastischen Maske gehörten, vermuthlich, weil sie in Prosa geschrieben waren, ausgefallen sind. Ein spröderer poetischer

Stoff liess sich nicht denken. Allerdings würde es König Jakob's höchstes Wohlgefallen erregt haben zu hören, wie Milton in seiner Eigenschaft als „Vater", die Rolle des „Ens" gegenüber seinen „Söhnen", agirte, zehn Studenten, die in der gelehrten Maskerade die zehn aristotelischen Kategorieen darstellten; wie die „Substanz" als „ältester Sohn" zuerst angeredet wurde, „Quantität und Qualität" in Prosa sprachen, darauf „Relation" bei Namen aufgerufen ward u. s. w. Aber in Milton's Worten würde er schwerlich viel von dem scholastischen Jargon bemerkt haben. Der Dichter hat hier in der That das Möglichste geleistet. Aus der kalten Masse logischer Definitionen weiss er noch den Funken der Poesie herauszuschlagen. Allerdings nimmt er zunächst bei der Ueberleitung von der lateinischen Rede, auf sein eigentliches Thema keine Rücksicht. Er begrüsst die Muttersprache, die er um Gunst für seine Aufgabe anfleht, und man merkt ihm an, dass er sich erst hier in seinem wahren Elemente fühlt. Er sagt es geradezu, dass, was vorangegangen, das „Schlechteste" gewesen sei, ihrer unwerth. Und schon dämmert in seiner Seele die Sehnsucht, diese geliebte Muttersprache einst für eine epische Dichtung zu verwenden, für die Schilderung der Wunder von Himmel und Erde, der Thaten von Königen, Königinnen und Heroen, mit einem Worte für einen würdigeren Gegenstand, wie man seinen Gedanken auszuführen versucht ist, als für diese geistlosen, scholastischen Spielereien, zu denen die Sitte der Zeit verdammte. Indessen selbst die Anrede an die „Substanz" wird poetisch durchhaucht, und auf einen Stoff, welcher der Phantasie so wenig Nahrung bot, wird sinnig das Mährchen von den guten Feen und der bösen Fee, die der Wiege des Neugeborenen nahen, angewandt. Bei dem Aufruf der „Relation" endlich: „Rivers, steht auf, mögt ihr der Sohn des Tweed oder Ouse oder Don sein" etc.: muss ein Wortspiel zwischen dem Namen des Studenten, der diese Rolle zu agiren hatte, eines Neulings im College und dem englischen „Rivers" (Flüsse) herhalten, um die humoristische Frage nach der Abkunft dieses „neuen Gewässers" anzuregen und durch eine poetische

Aufzählung englischer Flüsse vom Tweed bis zur Themse die Dürre des philosophischen Themas wohlthätig zu befeuchten.

Dasselbe Spiel scholastischer Begriffe und Schulausdrücke wie hier waltet in der College-Rede (No. 4), deren schwerlich freiwillig gewählte Thesis lautet: „Bei der Zerstörung irgend eines Dinges findet keine Wiederauflösung zur ursprünglichen Materie statt.“(1) Es wäre qualvoll, die Windungen, in denen sich die Schulfrage bewegt, zu verfolgen und die technischen Ausdrücke, mit denen Milton seine Hörer überschüttet, die „entitas actualis“, das „essentiale“, die „formae accidentariae“ und den „uralten Lehrsatz, dass die Quantität der Materie folgt, die Qualität der Form“ weitläuftig zu erklären. Er selbst empfindet die Qual und hält mit seinem Urtheil über diese Art von Philosophie nicht zurück. Seine Worte sind beinahe die des Schülers im Faust. „Es ereignet sich oft, dass, wenn man dicke Bände der Philosophie durchliest und sich Tag und Nacht mit ihnen beschäftigt, dass man das Buch dummer aus der Hand legt als man vorher war.“ Was der eine behauptet, wird sofort vom andern widerlegt, der Streit geht in's Unendliche fort, und der arme Leser kommt sich vor, als stände er zwischen zwei reissenden Thieren. „Und, um aufrichtig zu sein, es verlohnt der Mühe nicht, zu untersuchen, bei wem die Wahrheit sei, denn oft entbrennt der furchtbarste Streit von Hunderten von Philosophen über Dinge von der allergeringsten Bedeutung“. Milton macht kein Hehl daraus, dass ihm diese geistlosen Spitzfindigkeiten zum Ueberdruss und Ekel sind, und selbst darin scheint eine leise Ironie zu liegen, wenn er bei Anführung einer Stelle aus Aristoteles Metaphysik bemerkt: Wer diesem widerspricht, wahrlich, den darf ich einen wahren Ketzer nennen.

Indessen nicht allein die Disputationen im College, sondern auch die in den öffentlichen Räumen der gesammten Universität nöthigten Milton, seine Kraft und Zeit an Dinge zu wenden, die ihm innerlich widerstrebten. Es genüge auf den Titel der fünften Rede hinzuweisen (2). Man darf dreist behaupten, dass Milton die Einleitung zu eigner Erholung geschrieben hat. Sie handelt in Kürze über die Grösse des

römischen Reiches und die Völkerwanderung, und von hier zu den „formae partiales“ liess sich in der That nur ein sehr gezwungener Uebergang finden. Eine andere der Universitäts-Reden, nach dem bescheidenen Ton zu schliessen eine der Erstlingsarbeiten dieser Art, hielt sich wenigstens auch an's Uebersinnliche (No. 2). Sie handelte über „die Harmonie der Sphären“(1), ein Thema, dessen geheimem Zauber sich Milton auch in seinen Gedichten nicht hat entziehen mögen. Und so berichtet er hier über die Meinung des Pythagoras „jenes Gottes der Philosophen“ und des Plato „jenes besten Dolmetschers der Mutter Natur.“ Den ersten vertheidigt er gegen die Verdrehungen seiner bildlichen Ausdrücke durch Aristoteles, „des Pythagoras und Plato Nebenbuhler und beständigen Verläumder, der sich aus den erschütterten Ansichten solcher Männer einen Weg zum Ruhme bahnen wollte“. Wenn wir die „Symphonie der Gestirne“, die „Melodie des Himmels“ nicht hören, so haben wir die Schwäche unsres Ohres anzuklagen, das solchen himmlischen Gesängen zu lauschen nicht im Stande oder nicht würdig ist. Schuld daran ist die Auflehnung des Prometheus, der den Menschen dieses Glück genommen (in anderem Zusammenhang würde es heissen der Sündenfall Adam's); nur wenn wir reine und sündlose Herzen hätten, schliesst der junge Puritaner, würde jenes goldene Zeitalter, jener paradiesische Zustand der Unschuld wiederkehren, der uns in den Stand setzte, die Musik der wandelnden Himmelskörper zu vernehmen. Die lateinische Prosa drückt ganz denselben Gedanken aus wie die englischen Verse des Gedichtes „Auf ein geistliches Musikstück“ (2).

Vermuthlich in späterer Epoche, als der schüchterne Ton verlassen werden durfte, ist jene merkwürdige Universitäts-Rede (No. 3) gehalten worden, in welcher sich die zahlreichen kleinen Ausfälle gegen das scholastische System zu einem energischen Massen-Angriff zusammengefasst finden (3). Milton erklärt, dass ihn bei diesem Angriff der Wunsch beseele, seine Zuhörer zu veranlassen, „jene riesenhaften und wahrhaft monströsen Bände der sogenannten subtilen Doktoren seltener vorzunehmen und die

rauhen Streitfragen der Sophisten mit etwas weniger Eifer zu betreiben". Dem einzelnen gewähren sie weder Freude noch Bildung, dem Gemeinwesen nützen sie nichts. Man merkt ihnen an, dass sie aus mönchischen Höhlen stammen, will sagen, den Geist des Mittelalters. Wer sich in diese Erzeugnisse des Wahnwitzes vertieft, verdummt und macht sich durch grobe Unwissenheit höchst lächerlich, sobald er ein Mal einen anderen Gegenstand zu behandeln hat. „Oft habe ich, wenn mir hie und da der Zwang aufgelegt wurde, diese Spitzfindigkeiten zu durchforschen, und Verstand und Augen mir durch die Lektüre eines Tages blöde geworden waren, oft habe ich Halt machen müssen, um Athem zu schöpfen und habe dann, ein trauriger Trost, das Pensum mit dem Auge gemessen; da ich aber immer sah, dass noch mehr übrig blieb, als ich schon durchlesen hatte, so wünschte ich mir, statt mich mit diesen Narrheiten zu nudeln, lieber den Stall des Augias zu reinigen und pries den Hercules glücklich, welchem Juno in ihrer Gutmüthigkeit eine solche Qual zu tragen niemals auferlegt hatte . . . Glaubt mir, werthe Genossen, wenn ich wider meinen Willen mich in dieser geistlosen Kasuistik bewege, so kommt es mir vor, als wanderte ich zwischen rauhen und unebenen Haiden, weiten Einöden und steilen Gebirgsthälern." Die Musen haben mit diesen dunklen Studien nichts zu thun, auf dem Parnass ist ihren Anhängern höchstens ein kleines, dorniges, abgelegenes Winkelchen angewiesen. Poesie, Rhetorik, Geschichte, jede in ihrer Art erhebt und veredelt den menschlichen Geist. Aber diese „nichtigen Wort-Gefechte" erfreuen höchstens ein rohes, streitsüchtiges Naturell. Der Fortschritt der Wissenschaften ist durch die Scholastik, wie „durch einen bösen Geist", unberechenbar aufgehalten worden, und dem Vaterlande hat sie weder Ehre noch Nutzen gebracht. Zwei Dinge heben und schmücken ein Land: hohe Beredtsamkeit und tapfere Thaten: weder jene noch diese sind durch die scholastischen Streitigkeiten gefördert oder hervorgerufen.

Hören wir nun nach diesen Aeusserungen der Erbitterung, welche anderen Gegenstände des Studiums der jugend-

liche Redner seinen Genossen empfiehlt, welche neue Grundlage der Bildung er an Stelle der veralteten, von ihm der Zertrümmerung preisgegebenen zu setzen gedenkt: „Wie viel besser würde es sein, ihr Glieder dieser Akademie, wie viel würdiger eures Namens, bald mit den Augen gleichsam die ganze Erde zu durchwandern, wie sie in den Karten dargestellt ist, und die Stätten, welche die alten Heroen betreten haben, zu schauen und die Lande zu durchschweifen, welche Kriege, Triumphe und die Gesänge berühmter Dichter geadelt haben; bald die stürmische Adria zu durchschiffen, bald ohne Gefahr den flammenspeienden Aetna zu besteigen, dann wieder die Lebensweise der Menschen und vortreffliche Verfassungs-Zustände der Völker zu studiren; ferner die natürliche Beschaffenheit aller lebenden Wesen zu untersuchen und sodann den Geist auf die geheimen Kräfte von Steinen und Kräutern hinzuwenden. Auch solltet ihr nicht zaudern, meine Zuhörer, euch zum Himmel aufzuschwingen und dort die vielgestaltigen Erscheinungen der Wolken und die zusammengepresste Kraft des Schnees und den Ursprung der Thau-Thränen des Morgens betrachten; alsdann durchschaut ihr die Behältnisse des Hagels und späht die Geräthe der Blitze aus, und es sollte euch die Absicht Jupiters oder der Natur nicht verborgen sein, wenn ein grausiger und ungeheurer Komet dem Himmel Brand droht, und die kleinsten Sterne sollten euch sichtbar sein, so viele ihrer zwischen den beiden Polen ausgestreut sind; ja dem Lauf der Sonne solltet ihr als Gefährten folgen, die Zeit zur Messung aufrufen und Rechnung ihres ewigen Ganges fordern. Aber euer Geist soll nicht durch die Schranken unseres Erdkreises begrenzt und gefesselt werden, sondern über die Marken der sinnlichen Welt hinausschweifen und zuletzt, was das Höchste ist, lernen sich selbst zu erkennen und zugleich jene heiligen Geister und ideellen Mächte, mit denen ihm nach diesem Leben ewig zusammenzuwohnen bestimmt ist. Doch wozumehr? In allem diesem sei euch der geliebte Aristoteles der Meister, welcher uns dies grössten Theils in seinen gelehrten und vortrefflichen Schriften zum Lernen hinterlassen hat. Schon

sein Name bewegt euch, akademische Freunde, wie ich bemerke, ihr werdet schrittweise zu dieser Ansicht gebracht und gleichsam unter seiner Führung schneller zu ihr hinübergezogen.“

Den würdigen Abschluss dieser jugendlichen Reden bildet die siebente, die möglicher Weise unter den Vorbereitungen auf die Erlangung des Magister-Grades ihre Stelle fand und dann vielleicht im Winter 1631 auf 1632 in der Kapelle von Christ-College gehalten worden ist(1). Es handelt sich wieder um eine jener weitgefassten Thesen, welche vielmehr darauf angelegt waren, den jungen Männern Gelegenheit zu geben, ihre Beherrschung der lateinischen Sprache zu zeigen und mit klassischen Reminiscenzen zu prunken, als sachlich Bedeutendes und Neues vorzubringen. Einer sollte den Satz vertheidigen, dass die Wissenschaft (Ars im scholastischen Sinne) die Menschen glücklicher mache als die Unwissenheit, ein anderer umgekehrt, dass die Unwissenheit die Menschen glücklicher mache als die Wissenschaft. Offenbar war anfangs diese letzte Aufgabe Milton zugewiesen, man darf vermuthen, dass er sie, auch ohne sich auf Rousseau's Discours sur les sciences et les arts stützen zu können, geistreich gelöst haben würde. Aber wir haben doch dabei gewonnen, dass die Unwissenheit einen anderen Kämpen gefunden hat, und Milton nunmehr Gelegenheit wurde, in ungebundener Rede dem Wissen ein Triumphlied zu weihen, welches eines der bezeichnendsten Erzeugnisse seiner Jugend ist. Es sind nicht die scharfen, verstandesklaren Sätze Bacon's aus der Einleitung des Buches „Ueber die Werth und die Ausdehnung der Wissenschaften“, denen wir hier begegnen. Milton's Latein ist voller, gewählter als das des Philosophen, aber der Geist seiner Rede ist der Bestrebungen seines grossen Zeitgenossen nicht unwerth. Mit seinen vierundzwanzig Jahren hat Milton erkannt, dass Wissen die Grundlage alles Grossen und Herrlichen, Unwissenheit den Wurzel alles Niedrigen und Lasterhaften ist. Nicht, als ob ihm das ethische Moment hinter dem intellektuellen zurückträte, als ob ihm selbstzufriedene Buch-Gelehrsamkeit die Energie frischen Handelns ersetzen

könnte. Ich weiss, ruft er aus, dass Genuss wahren Glückes ohne Reinheit des Charakters nicht möglich ist, und dass oft die gelehrtesten Männer die Sklaven aller schlechten Leidenschaften, die ungelehrtesten die edelsten Naturen waren. Aber damit ist für den Gegner nichts bewiesen. Es gilt vielmehr Wollen und Wissen zu vereinigen, dieses zum Führer jenes zu machen, nur so lässt sich das höchste Glück der Individuen und der Nationen begründen. Freilich der Weg zu diesem Ziele ist beschwerlich; „die Kunst ist lang und kurz ist unser Leben", der alte Spruch drängt sich der Erinnerung des Redners auf, aber er weist ihn ab, er ist sicher, dass Fleiss und Methode ihn in sein Gegentheil wandeln können. Sollen wir uns durch den „nächtlichen und morgendlichen Fleiss von Handwerkern und Landleuten" beschämen lassen, sollen wir unsre Gesundheit ängstlich schonen, statt die Schätze unsres Geistes zu mehren? Nein, kein Tag verstreiche ohne Arbeit, den schwarzsichtigen Zweiflern zum Trotz, welche prophezeien, dass ja doch alle Arbeit durch die Zerstörung der Jahrhunderte, durch den endlichen Weltbrand vergeblich gemacht werde. „Recht handeln ohne des Ruhmes zu achten, ist über allen Ruhm erhaben."

Sucht man nun zu ergründen, welche Zweige des Wissens Milton am höchsten stellt, so trifft man wieder denselben Gedankengang, der die bisher behandelten Reden so überaus merkwürdig macht. Von denjenigen Gegenständen, welche Jahrhunderte lang als die eigentlichen Grundlagen der Bildung betrachtet worden waren, sagt er: „Wie zahlreich sind die verächtlichen Possen der Grammatiker und Rhetoren? Man meint die einen bei Behandlung ihrer Kunst barbarisch, die anderen geradezu kindisch reden zu hören. Was ist Logik? Die Königin der Wissenschaften fürwahr, wenn sie würdig behandelt wird, aber ach, welch ein Wahnsinn herrscht in der Untersuchung? es sind nicht Menschen, sondern Gimpel, die von diesen Disteln und Dornen leben." Den höchsten Genuss gewährt dagegen das Studium der verschiedenen Länder und der Geschichte der Staaten und Völker, ihrer Verfassung und Kultur, aber vor allem das Studium der Natur

und ihrer Kräfte. „Wie herrlich, das Wesen des Himmels und der Gestirne zu erfassen, alle Bewegungen und Schwankungen der Luft, mag sie durch den erhabenen Schall des Donners oder durch den Schein der Kometen unerfahrene Gemüther erschrecken, mag sie zu Schnee und Hagel erstarren, oder sanft und mild in Regenform oder im Thau niederwallen, dann die wechselnden Winde kennen zu lernen und alle Dämpfe und Dünste, die Erde und Meer aushauchen; die geheimen Kräfte der Pflanzen und Metalle zu wissen, die Natur, und wenn es möglich ist, das Empfinden der lebenden Wesen zu verstehn, sodann den Bau und die Pathologie des menschlichen Körpers und zuletzt die göttliche Kraft und Gewalt des Geistes und der s. g. Laren, Genien und Dämonen, wenn irgend eine Kenntnis von diesen zu uns hat gelangen können.“ Wer sich zu dieser Höhe aufgeschwungen hat, „für den fällt das Zufällige, das Unvorhergesehene im Leben weg, seinem Gebot scheinen die Sterne zu gehorchen, ihm dienen Erde und Meer, Winde und Stürme sind ihm unterthan; Mutter Natur selbst hat sich ihm zu eigen gegeben, als wenn ein Gott der Weltherrschaft entsagt und ihm Recht, Gesetze, Verwaltung, wie seinem Statthalter, überwiesen hätte.“

Man darf Milton's Rede eine Apotheose der Aufklärung nennen und zwar einer Aufklärung, welche aus dem Schosse der Naturwissenschaften hervorgehn soll. Noch ahnt er deren Bedeutung mehr, als dass er sie im einzelnen begründen könnte oder wollte, er giebt nur die allgemeinsten, nicht immer klaren Gesichtspunkte an, und reisst sich selbst von gewissen mystischen Begriffen nicht völlig los, aber das Ziel, welchem die folgenden Generationen zustrebten, erkennt er in voller Deutlichkeit, und seine Hoffnungen eilen dem Zeitalter entgegen, welches den Gedanken des Kosmos verwirklichen werde.

Das Fehlen dieser Universitäts- und College-Reden in Milton's Werken würde eine unausfüllbare Lücke zurücklassen. Schon in formeller Beziehung würden wir sie ungern unter den Jugend-Arbeiten des Dichters vermissen. Ihr Latein ist nicht immer frei von absichtlicher Geziertheit, aber es legt ein so kräftiges Zeugnis für die unvergleichliche Beherrschung der Sprache ab und bewegt sich nicht selten in so schwungvollen Perioden,

dass wir unaufhörlich an den Dichter der Elegieen gemahnt werden. John Cleveland genoss wegen seiner lateinischen Universitäts-Reden eines besonderen Rufes, aber ein ruhiges Urtheil wird unschwer zugestehn, dass dieselben auch nach der äusseren Form nicht entfernt mit den fein ausgearbeiteten, umfangreichen Vorträgen seines College-Genossen zu vergleichen sind. Eine ausserordentliche Belesenheit lässt sich ferner in diesen nicht verkennen. Mit vollen Händen schöpft der Autor auch hier wieder aus den Schätzen der antiken Literatur, aber er citirt zugleich Werke wie Brant's Narrenschiff und Erasmus Lob der Narrheit, er berührt die Geschichte der Völkerwanderung und skizzirt den Zustand des türkischen Reiches. Unschätzbar ist aber der Einblick in Milton's Denkweise, Studien und Neigungen, mit einem Worte in die Entwicklungsgeschichte seines Geistes, den die Kenntnis dieser jugendlichen Versuche ermöglicht. Ein durchaus selbstständig denkender Geist tritt uns entgegen, der sich vor der Autorität des Hergebrachten nicht beugt, sondern in Lehre und Leben seine eignen Wege zu wandeln den Muth hat. Er widersetzt sich dem Zwange der üblichen Lehrmethode in gleicher Weise, wie er von dem rohen, renommistischen Treiben der Studentenwelt sich fern hält. Und jedes Mal kleidet sich seine Kritik in das Gewand so schneidiger Worte, dass die Ueberlieferung sehr wahrscheinlich klingt, welche schon dem cambridger Kollegiaten einen gewissen Grad von Selbstbewusstsein zuschreibt(1). Dies Bewusstsein des eignen Werthes gründete sich zum Theil unzweifelhaft auf die Ueberlegenheit im Wissen und Können, ebensosehr aber, wenn nicht hauptsächlich, auf das Gefühl sittlicher Reinheit und Würde. Wenn uns bei flüchtiger Rückschau auf die gesammte jugendliche Thätigkeit des Dichters etwas als hervorstechendes Merkmal erscheint, so ist es die Thatsache, dass er das Gebiet derberer Sinnlichkeit fast niemals und nur mit scheuem Flügel streift, das Gemeine vollends liegt hinter ihm(2), in Stoff und Form strebt seine Muse wie seine Rede nach dem Höchsten und Göttlichen, Himmel und Erde zugleich möchte sie umfassen und selbst niederem Vorwurf ringt sie erhabene Seiten ab. Wenn irgend

jemand, so erscheint der jugendliche Milton als eine idealistische Natur. Dass sein sittenstrenger Ernst, der sich denn doch der Ironie über die Thorheiten der anderen nicht enthalten konnte, ihm anfangs wenig Freunde unter den Genossen verschaffte, beweisen die besprochenen Reden ganz klar. Unläugbar hatte Milton gegen zahlreiche Widersacher zu kämpfen, die an der Selbstständigkeit seines Wesens Anstoss nahmen und seine scharfe Zunge fürchteten, erst im Frühjahr 1628 scheint er sich die allgemeine Gunst erworben zu haben. Jener ersten Periode gehört auch die briefliche Klage an, in der er sich gegen Gill über die Unebenbürtigkeit seiner College-Genossen ausspricht. Gleichfalls in diese Zeit fällt sein Streit mit dem Tutor Chappell, seine vorübergehende Verbannung von Cambridge, und erst in diesem Zusammenhang betrachtet wird das Ereignis klar. Neben der Strenge seines Lehrers war es „anderes seinem Naturell Unerträgliches", worüber sich Milton beschwerte, wogegen er ankämpfte. Die Streitigkeiten mit der Masse der Studenten hatten, wie er ausdrücklich sagt, hauptsächlich ihren Grund in „Verschiedenheit der Studien oder Verschiedenheit der Ansichten bei Betreibung dieser Studien", womit, wie nach allem Vorigen wahrscheinlich ist, auf die von Milton verabscheute Scholastik, namentlich die scholastischen Disputationen, angespielt wird, die von der grossen Masse der Universität als Krone aller Wissenschaft betrachtet wurden. Da nun Chappell in eben diesen Disputationen seine vorzügliche Stärke hatte, so liegt es nahe zu vermuthen, dass er seinen Schüler in diesen Künsten mit Eifer zu üben suchte, dass dieser sie aber seinem Naturell unerträglich fand und gegen den Lehrer eben so wenig mit der Sprache zurückhielt wie gegen seine Mitschüler.

Es macht den Eindruck, als ob sein Widerwille gegen ein System, das sich unter den schützenden Namen des Aristoteles stellte, hie und da gegen diesen selbst seinen Zorn hervorrufe. An anderen Stellen spricht er von dem grossen Denker indess mit hoher Achtung und scheint sich des Unterschiedes zwischen ihm und denen, die diese Firma benutzten, wohl bewusst zu sein. Seine ganze Neigung wendet sich

jedoch anderen geistigen Mächten zu, durch die er sich an stärkenden Ideen zuführen lässt, was er an scholastischem Ballast über Bord wirft. Man weiss, dass Petrus Ramus im sechzehnten Jahrhundert mit Energie versucht hatte, die Fesseln der alten Methode zu brechen und sie auf ihrem eigentlichen Gebiet, der Logik, durch selbstständige Arbeiten zu bekämpfen. Es lässt sich nicht genau feststellen, in wie weit die Universität Cambridge in den Krieg verwickelt wurde, der in der Folge zwischen Ramisten und Aristotelikern entbrannte. Während in Oxford die alte Partei jeden Widerspruch durch Mittel bekämpfte, die der Würde der Lehrfreiheit wenig anstanden (1), wurde in Cambridge gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts George Downame (Downham) der Apostel der ramistischen Lehre, in deren Geiste auch seine „Commentarii in P. Rami . . . Dialecticam, Frankfurt 1616" abgefasst sein sollen. Aber es scheint doch nicht, als wenn sie sich lange gegen ihre Vorgängerin hätte behaupten können. Immerhin mag sie gerade während Milton's Studienzeit noch bedeutende Anhänger gehabt haben, und es ist beachtenswerth, dass er selbst in späteren Jahren schriftstellerisch in dieser Richtung thätig war.

Unvergleichlich wichtiger war es indessen, dass sich für Milton wie einst für die Jünger der Renaissance und des Humanismus ein reicher Quell geistigen Genusses in den Schriften Plato's eröffnete, durch deren emsiges Studium er sich für die Qualen entschädigte, die eine verhasste Lehrmethode ihm auferlegte. Nach den Statuten scheinen die platonischen Werke allerdings nur eine unbedeutende Stellung im Lehrplane eingenommen zu haben, aber gänzlich ausgeschlossen waren sie doch nicht (2). Während nun Milton in die Geheimnisse der platonischen Philosophie eingeführt wurde, musste er bemerken, dass seine eigene Vorstellungsweise in so manchen Punkten mit der des athenischen Weisen übereinstimmte. Die Lehre von der Präexistenz der menschlichen Seele, von der Seelenwanderung, und dass alles Wissen nur ein Rückerinnern sei, passte zu jenem schon öfter bemerkten Hange Milton's, die Kluft zwischen dem Gebiet des Irdischen und Ueberirdischen zu überbrücken. Seine puritanische Denkart, die sich

immer über das Sinnliche zu den reinsten Begriffen des Moralischen zu erheben suchte, müsste sich jener Lehre von den Ideen kongenial fühlen, welche einen anderen verwandten Dichter-Geist, Edmund Spenser, schon früher so mächtig berührt hatte(1). Als hätte er selbst unter jenen Platanen den Worten des Philosophen gelauscht, spricht er es aus, dass „niemand die Urbilder, die Ideen der menschlichen und göttlichen Dinge würdig anschauen und betrachten könne, dessen Geist nicht durch Bildung und Zucht verfeinert und geadelt worden sei“. Fortan tritt der Einfluss Plato's auf Milton's Anschauung an zahlreichen Stellen seiner Schöpfungen deutlich hervor. Er ist zu erkennen in der mystischen Vorstellung von der Musik der Sphären, er spielt in seine Ansichten von Ehe und Gatten-Liebe hinein, seine Auffassung des Verhältnisses von Herrschern und Beherrschten knüpft an die platonische an, und noch im Alter gefällt er sich in einer preisenden Schilderung der Akademie, die doch nicht deshalb alle Bedeutung einbüssen kann, weil sie vom Munde des Satans ausgesprochen wird(2). In diesen Kreis gehören vor allem die lateinischen Jamben „Ueber die platonische Idee, wie sie Aristoteles verstanden hat“, die in halb humoristischer Form eher eine Verspottung der prosaischen Ausleger des Aristoteles als eine Verurtheilung dieses selbst enthalten(3). Man sollte meinen, dass sie noch aus der cambridger Epoche stammen, vielleicht als poetische Umschreibung einer These nach bekannter Sitte unter die Zuhörer vertheilt worden seien, und diese Vermuthung wird durch die Bemerkung ein wenig bestärkt, dass jene wirklich zu solchem Zwecke verfassten Verse: „Die Natur ist nicht im Zustande der Abnahme begriffen“: im Drucke unmittelbar vorausgehn. Bei höchster Verehrung des Meisters der Akademie war aber Milton's kritischer Geist weit davon entfernt, allen phantastischen Flügen desselben zu folgen. Er theilte mit ihm das Bestreben, letzte, allgemeinste Grundsätze für Denken und Handeln aufzustellen, aber wenn der Philosoph seine Republik mit Gesetzen beglücken wollte, welche bewiesen, wie wenig er mit den Erfordernissen des wirklichen Lebens rechnete, so zögerte Milton keinen Augen-

blick, über diese Theorieen wie über alle Irrthümer, denen er sonst begegnete, die Lauge herber Satyre auszugiessen (1). — War es der Denker Plato, welcher abgesehn von solchen Einzelheiten eine gewaltige Anziehung auf den cambridger Studenten ausübte, so nicht minder Plato der Dichter.

Angewidert von der schalen Kost fader Scholastik fand Milton hier die erhabenste Beredtsamkeit und die lieblichste Schilderung, die wundervollsten Bilder schöpferischer Phantasie in Gleichnis, Allegorie, Fabel und die treffendsten Aussprüche der Lebensweisheit, künstlerische Führung eines angeregten oft witzigen Dialogs und eine tiefe Kenntnis der menschlichen Natur: Alles durch das Streben nach Harmonie, nach dem Ausdruck reiner Schönheit bedingt. Die Form der platonischen Schriften, durch welche sie unsterblich gemacht würden, auch wenn ihr spekulativer Inhalt werthlos geworden wäre, fesselte den Dichter, hier trat ihm der „grösste Fabulator“ entgegen, und die Philosophie erschien ihm

> Göttlich reizend,
> Nicht hart und rauh, wie stumpfe Thoren wähnen,
> Harmonisch gleich der Laute des Apoll (2).

Es war zum Glück dafür gesorgt, dass die ideelle Einwirkung des „grössten Fabulators“ auf Milton's Bildung ein heilsames Gegengewicht erhielt. Im Zeitalter Kepler's und Galilei's unterwühlten andere, mächtigere Kräfte den unsicheren Boden, auf welchem die fortgeerbte Bildung der vergangenen Jahrhunderte ruhte. In England selbst war ein reger Wetteifer für das Studium der Naturwissenschaften erwacht. Erst sechs Jahre, ehe Milton die Universität verliess, war die Feder der Hand entfallen, die den kühnen Versuch gemacht hatte, die Wirkungen des neuen Geistes in einem grossartigen System zusammenzufassen, einen Plan der gesammten Wissenschaften zu entwerfen, der das Wesen der Scholastik in ihrer ganzen Nichtigkeit enthüllte. Wie viele Blössen der wissenschaftliche nicht weniger als der politische Charakter Franz Bacon's sich auch gegeben hat, wie mangelhaft und anfechtbar seine Versuche und Einzel-Angaben auch sind, sein Ruhm als Bahnbrecher, als Prophet der modernen Richtung wird unvergänglich bleiben.

Indem er von der sinnlichen Erfahrung ausgieng, die Untersuchung der natürlichen Dinge als nothwendige Grundlage der Forschung betrachtete, die mühsame Arbeit kleiner Experimente den allgemeinen Abstraktionen, wenn nicht selbst konsequent vorausgehen liess, so doch vorausgehen zu lassen auforderte, drehte er die aus dem Mittelalter überkommene Denkweise der Menschen geradezu um und eröffnete den Blick in eine neue Welt. Auf die Universitäten war die Bacon'sche Philosophie allerdings noch ohne merklichen Einfluss geblieben(1). Ihr Schöpfer fühlte selbst, dass die Luft von Oxford und Cambridge seinem eignen Genius feindlich sei. Aber es lässt sich nicht glauben, dass die Werke des Mannes John Milton während seiner Studienzeit unbekannt geblieben sein sollten. Mit Cambridge war Bacon's Name mannichfach verknüpft. Hier hatte er seine Studienjahre verbracht und zuerst jene tiefe Abneigung gegen die pseudo-aristotelische Philosophie gefasst, der Universität Cambridge hatte er seine Schrift „über die Weisheit der Alten" gewidmet, in ihrer Bibliothek ein Pracht-Exemplar der „Instauratio magna", mit einer eigenhändigen Dedikation versehn, kurz vor seinem Tode niedergelegt. Milton, der so leicht Gelegenheit hatte, die Bücher seines grossen Zeitgenossen kennen zu lernen, musste sich durch die Uebereinstimmung von dessen Ansichten mit den seinigen auf's äusserste betroffen und gestärkt fühlen. Abgesehn davon, dass sich einzelne Lieblings-Gedanken, wie z. B. über die Musik der Sphären, auch hier leise angedeutet fanden, dass hier wiederholt wenn auch mitunter in kritischer Weise auf Petrus Ramus Bezug genommen wurde: vor allem, wie Bacon mit epigrammatischer Schärfe über die Scholastik und ihre Ausläufer urtheilte, und was er ihren leeren Wortspielereien entgegensetzte, war Milton aus der Seele gesprochen. Hier wurde die „Schule des Aristoteles eine dreiste und prahlerische" genannt, wie er selbst sie nennen mochte. Hier las er, dass, wer sich die Freiheit seines Urtheils zu wahren, von dem gewöhnlichen Gange abzuweichen erkühne, allein stehe und als ein Revolutionär verschrieen werde, was er selbst erfahren hatte(2). „Die jetzt gebräuchliche Logik dient mehr dazu, die

Irrthümer, welche auf üblichen Begriffen beruhen, zu befestigen und zu stützen als die Wahrheit zu erforschen, sodass ihr Schaden grösser ist als ihr Nutzen." „Vergebens wird ein grosser Fortschritt in der Wissenschaft erhofft aus dem Aufhäufen und Aufpropfen von Neuem auf Altes, sondern der Anfang ist von den untersten Fundamenten aus zu machen, wenn man sich nicht in einem beständigen Kreise drehen soll". „Es bleibt uns nur die eine und einzige Art der Lehre, dass die Menschen zu den einzelnen Erscheinungen selbst und ihren Reihen und Ordnungen hingeführt werden, dass sie sich eine Zeit lang ihrer Dogmen begeben und beginnen sich mit den Dingen selbst vertraut zu machen"(1)... Waren es nicht eben diese Anschauungen, welche jene rednerischen Versuche Milton's durchdrangen, hatte er nicht mit Nachdruck im Gegensatz zu den Nichtigkeiten der Wortgefechte auf das Studium von Astronomie, Meteorologie, Geologie, Botanik u. s. w. hingewiesen, ganz im Geiste des Vaters von Salomon's Haus in der „Neuen Atlantis", welcher als den Endzweck desselben bezeichnet: „Die Erkenntnis der Ursachen und geheimen Bewegungen der Dinge und die Erweiterung der Marken der menschlichen Herrschaft zur Hervorbringung alles Erreichbaren"(2). In der That suchte Milton, ähnlich wie in späterer Zeit John Locke, bei der Abwendung von der Scholastik eine Zuflucht in der Betrachtung der Natur und ihrer Gesetze, und war seine Neigung auch nur die eines Dilettanten, mischt sie sich, seinem Genius gemäss, mit trügerischen Bildern dichterischer Phantasie, so war doch damit eine Saite angeschlagen, deren Stärke sich in der Folge nichts weniger als abschwächte.

Schon diese Hinneigung zum Studium der Natur, mit der sich unverkennbar eine Hinneigung zum Studium von Politik und Geschichte verband, zeigt deutlich genug, dass der überfleissige Jüngling weit entfernt davon war, in ein Gewebe beschaulicher Gedanken eingesponnen, dem Leben und seinen reellen Anforderungen fremd zu bleiben. Er hatte vielmehr das Bestreben, in sich den ganzen Menschen zu bilden, ohne das nie ein grosser Dichter geworden ist. Seine Stimme formte

sich zu reinem Wohlklang, vom Vater hatte er gelernt die Orgel zu spielen, sein Ohr war geübt, und bei der Aufführung von Vokal- oder Instrumental-Musik war er im Stande eine Partie zu übernehmen. Er war nicht unerfahren in Fechterkünsten, übte sich täglich im Gebrauch des Degens und hielt sich, mit diesem an der Seite, auch dem Stärkeren gewachsen, „bereit jeden offenen Angriff wie ein Mann zu strafen." Von Wuchs war er nicht hervorragend, ein wenig unter Mittelgrösse, aber seine Bewegungen drückten Grazie, seine Haltung Muth und Energie aus. Hellbraunes, langes Haar umrahmte ein ovales Gesicht von reiner, gesunder Farbe, aus dunkelgrauen, nicht eben sehr scharfen Augen leuchtete der Genius hervor. In erzwungener Selbstvertheidigung sagt er später mit berechtigtem Stolz: „Für hässlich bin ich, so viel ich weiss, von niemandem gehalten worden, der mich gesehen hat," und sicher sollte es nicht in diesem Sinn verstanden werden, wenn ihn seine Genossen das „Fräulein von Christ-College" nannten (1). Eine Mischung von mädchenhafter Weichheit und männlicher Entschlossenheit wird jeden eigenthümlich berühren, der des Einundzwanzigjährigen Bild betrachtet, von dem das Original leider bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden worden ist (2).

Die Gesammtheit dieser Eigenschaften hatte ihn fast allen Mitgliedern der Universität, die ihn kannten, lieb und werth gemacht, namentlich den Fellows seines eigenen College. Es ist sehr glaublich, dass am Ende seiner Studien-Zeit die letzten Reste jener früheren, feindlichen Stimmung verflogen waren, und viele den Wunsch ausdrückten, Milton möge bei ihnen bleiben, auch nach seinem Weggang briefliche Verbindung zum Zeichen der Achtung und Freundschaft mit ihm erhielten (3). Aber sein scharfes Urtheil über den allgemeinen Zustand der Universität konnte sich, klar wie er dachte und aufrichtig wie er sprach, trotz dieser Anerkennung seiner Persönlichkeit nicht ändern, geschweige, dass er sich hätte versucht fühlen sollen, seine Tage in den klösterlichen Mauern von Christ-College zu beschliessen. Noch im Jahre 1642, als ein Gegner ihm vorwarf, dass er nach einer „leichtsinnigen und liederlichen Jugendzeit von der Universität in eine londoner

Vorstadt-Kloake ausgespieen worden sei", spart er in Beurtheilung der gemeinten Hochschule und der Schwesteranstalt nicht die herbsten Worte. „Die Vorstadt, sagt er, in der ich wohne, ist meines Bedünkens ein anständigerer Platz als seine Universität. Ich habe diese in der Zeit ihres besseren Zustandes und meiner eigenen jugendlichen Anschauung niemals sehr bewundert, jetzt aber thue ich es um so viel weniger" (1). Man sucht, ruft er in demselben Jahre aus, auf den Universitäten „gute und solide Kenntnisse" zu erlangen, aber man wird „mit nichts gefüttert als mit den mageren und dornigen Vorlesungen mönchischer, elender Sophistik." Die jungen Leute verlassen die Universität entweder mit einer armseligen „Bedienten-Bildung", die mit Heuchelei im Bunde vollkommen ausreicht zum Broterwerb und zur Verblendung des unwissenden Publikums, oder „überstudirt in unfruchtbaren Kontroversen". Die Universitäten, welche die „Quellen der Wissenschaft und Gelehrsamkeit sein sollten", erscheinen ihm unter der Leitung der Staatskirche „vergiftet und strangulirt". Die Theologen zumal tadelt er wegen der ungenügenden Bildung, die sie vom Studium mit sich fortnehmen. Sie wissen nicht in „reinem Stil zu sprechen oder zu schreiben", ihr Latein ist „barbarisch", Griechisch ist den meisten unbekannt, im Hebräischen sind mit wenigen Ausnahmen „ihre Lippen gänzlich unbeschnitten", und ihre Philosophie besteht in dem „saftlosen Aberwitz des alten Paris und Salamanca". „Wenn irgend ein Zimmermann, Schmied oder Weber ein solcher Pfuscher in seinem Handwerk wäre, wie es die meisten von ihnen in ihrem Berufe sind, so würde er aus Mangel an Kundschaft verhungern". Hebung der Universitäts-Bildung, anständige Fürsorge für „fähige Professoren jeder Wissenschaft" erwartet er erst von der Zukunft (2). Aber auch nach einer anderen Seite traf das Universitäts-Leben noch später sein Zorn. Im Jahre 1656 verweist er einem jungen Freunde, der in Oxford studirte, die blinde Bewunderung jener dort beliebten studentischen Leibesübungen, mit denen die Jugend zu renommiren pflegte, und fordert ihn auf, sich nicht an den Heroen physi-

scher Stärke, sondern an den Vorbildern der Gerechtigkeit und Mässigkeit ein Beispiel zu nehmen (1).

Mit einem Worte: Das Wesen der damaligen englischen Universitäten nach der Seite wissenschaftlichen Strebens wie nach der Seite jugendlicher Erholung war nicht der Art einen Milton zu befriedigen. Man mag bedauern, dass er beim Rückblick auf die sieben in Cambridge verlebten Jahre die Wirklichkeit und das Ideal der Seele nicht in Einklang zu bringen vermochte, für seine nächste Zukunft und für seine ganze Lebensbahn waren die Eindrücke, die sein Geist hier empfangen hatte, dennoch von grösster Bedeutung.

Drittes Kapitel.

Kirche und Staat.

Um die Zeit als Milton die Universität verliess, vielleicht schon nachdem er von Cambridge geschieden war, nahm er Gelegenheit, seine Gedanken über Lebens-Pläne und -Hoffnungen, wie sie sich im Herzen jedes zum Manne Werdenden bilden, gegenüber einem älteren Freunde auszusprechen. Dieser Freund, dessen Name uns unbekannt ist, möglicher Weise einer der Genossen des Christ-College, hatte ihm Vorwürfe über sein so rast- wie planloses Studium gemacht und ihn ermahnt, sich auf den geistlichen Beruf, als ein festes Ziel, mit ernster Zusammenfassung seiner Kräfte vorzubereiten. Milton antwortet Tags darauf in einem längeren, in zwei Entwürfen erhaltenen Briefe(1). In einigen einleitenden Sätzen dankt er dem Mahner, an dessen redlichen Absichten er nicht zweifelt und schickt sich an, ihm „ungefragt Rechenschaft über die Langsamkeit seines Lebensganges zu geben". „Wenn Sie, wie Sie sagten, der Ansicht sind, dass allzugrosse Lust des Studirens mein Fehler ist, und dass ich ganz und gar darin aufgehe, meine Jahre im Schosse einer fleissigen Einsamkeit zu verträumen, wie Endymion und der Mond nach der Sage von Latmos, so bedenken Sie, dass, wäre es auch nur die Lust des Studirens, mag sie nun aus bewusst schlechtem, gutem, oder natürlich gegebenem Grunde hervorgehn, diese nicht so lange so starken und mannichfaltigen entgegen-

wirkenden Kräften Stand halten könnte. Denn wäre der Grund schlecht, warum sollten nicht alle die Lieblings-Hoffnungen, mit denen kecke Jugend und Eitelkeit flügge sind, zusammt der Aussicht auf Vortheil, Stolz und Ehrgeiz mich mächtiger vorwärts treiben, als eine armselige, gering geachtete und unvortheilhafte Sünde der Wissbegier fähig wäre mich festzuhalten? Durch diese schneidet sich ja der Mann den Weg zum Handeln ab und macht sich zum hülflosesten, schwachmüthigsten und waffenlosesten Geschöpf der Welt, ganz unfähig das auszurichten, wonach alle Sterblichen am eifrigsten streben: Seinen Freunden zu nützen oder seinen Feinden zu schaden? Ist es aber als ein unwiderstehlicher Drang der Natur anzusehn, so wirkt dem ein viel mächtigerer, eingeborener Hang entgegen, der um diese Zeit sich im Leben des Mannes geltend macht: Die Sehnsucht nach eigenem Haus und Heerd, der nichts förderlicher zu sein gilt als der frühe Eintritt in ein achtbares Gewerbe, und die nichts mehr durchkreuzt als diese übertriebene Zurückgezogenheit. . . . Auch arbeitet eben die Natur noch in feinerer Weise, uns dem Dunkel zu langer Verborgenheit zu entreissen, nämlich in dem Verlangen nach Ehre und Namen und unsterblichem Nachruhm, wie es in der Brust jedes wahren Gelehrten wohnt. . . . Endlich würde die Lust des Studirens, da sie doch immer etwas Gutes erstrebt, . . rasch von der nutzlosen und phantastischen Jagd nach Schatten und Einbildungen zu dem wahren Gute hingelenkt werden, das aus schuldigem und schleunigem Gehorsam jenes biblischen Befehls hervorgeht, der aus der schrecklichen Züchtigung dessen erhellt, welcher sein Pfund vergrub.

„Es ist also wahrscheinlicher, dass nicht die ziellose Freude blosser Beschaulichkeit, sondern gerade die Erwägung jenes grossen Befehles mich nicht mit derselben Hast, wie viele andere, vorwärts drängt etwas zu wagen, sondern mich zurückhält mit einer Art heiliger Scheu und frommer Vorsicht, wie am besten etwas zu wagen wäre. Und mir bangt nicht davor, zu spät zu kommen, wenn ich dadurch nur den Vortheil erreiche, besser gerüstet zu kommen. Denn die

letzten verloren nichts, als der Herr des Weinbergs jedem seinen Lohn austheilte. Und hier bin ich an einer Quelle angelangt, voll genug, sich wie der Nil mit sieben Mündungen in's Meer zu ergiessen. Aber dann müsste ich mich auch in den Widerspruch gleichzeitiger Ebbe und Fluth verwickeln und dasjenige thun, wegen dessen Unterlassung ich mich ja vertheidige: Predigen und nicht Predigen. Damit Sie aber sehen, dass auch ich etwas argwöhnisch gegen mich selbst bin und recht wohl eine gewisse Saumseligkeit in mir bemerke, bin ich so kühn, Ihnen einige meiner vor einiger Zeit(1) niedergeschriebenen nächtlichen Gedanken zu senden, da sie sich hier ganz passend anschliessen, eingekleidet in eine Petrarca'sche Stanze, wovon ich Ihnen erzählte."

Und nun folgt jenes ernste, charakteristische Sonett, von dem ich nur die vier ersten Zeilen in gebundener Rede wiederzugeben wage:

Wie bald der Jugend schlauer Dieb, die Zeit,
Im Flug mir dreiundzwanzig Jahre stahl;
Die Tage fliehn mit Windes-Schnelligkeit,
Doch bleibt mein Spät-Lenz knosp- und blüthenkahl.

Der Dichter gesteht sich, dass sein Aussehn vielleicht noch nicht verrathe, wie nahe er dem Mannes-Alter gekommen und mag sich noch weniger „innere Reife" zusprechen. Aber er will sich an dem Loose genügen lassen, mag es „kleiner oder grösser, eher oder später" ihm zu Theil werden, zu dem ihn „die Zeit und des Himmels Wille hinleiten". Der Puritaner, der gläubige Calvinist, fühlt sich bei allem, wenn er „begnadet wird, es so zu nützen", „immer wie unter dem Auge seines grossen Werkmeisters".

„Und nun, denke ich, — schliesst der Brief, — werden Sie bereuen, diese Angelegenheit überhaupt berührt zu haben; denn wenn ich Sie nicht diese Zeit her überzeugt habe, so habe ich Sie sicher gelangweilt. Dies allein mag daher schon ein genügender Grund für mich sein zu bleiben, wie ich bin, damit ich nicht, nachdem ich Sie allein ermüdet habe, mit einer ganzen Gemeinde noch schlimmer verfahre" ....

Nicht ohne Grund finden sich jene Hindeutungen auf

den Beruf des Predigers, als denjenigen, für den sich Milton zu erklären aufgefordert wird und Bedenken trägt. Als er die Universität bezog, geschah es in der That mit dem Gedanken, sich für das Amt der Kirche vorzubereiten. Dahin waren seit seiner frühesten Jugend die Pläne und Hoffnungen von Eltern und Freunden gegangen, den talentvollen Jüngling eines Tages als Diener des göttlichen Wortes zu erblicken (1). Nach dem Abschluss der siebenjährigen Studienzeit galt es sich zu entscheiden, ob diese Pläne ausgeführt werden sollten. In welchem Sinne die Entscheidung erfolgte, wird man schon vermuthen. Diese Kirche und diese Kirchengewalt, deren Dienst der junge Magister sich weihen sollte, hatte ihn schon bei so manchem Anlass die Härte und Unlauterkeit ihres Wesens wie ihrer Mittel kennen und verabscheuen gelehrt. Hatte nicht eben vor ihrer Verfolgung ein geliebter Lehrer zeitweise den heimischen Boden fliehen müssen, so hatte sie einen andern, als Verbündete der weltlichen Macht, mit schmachvoller Strafe zu treffen gesucht. In Cambridge musste sie dem Studenten bei der Geschichte der Kanzler-Wahl Buckingham's verächtlich und bei der Katastrophe des Dr. Butts wenigstens nicht schuldfrei erschienen sein. Sodann aber war der gesammte Eindruck, den Milton auf der Universität von dem Geiste der herrschenden Theologie und ihrer Schüler erhalten hatte, kein günstiger gewesen. Hier hatte er jene jungen Gottesgelehrten kennen gelernt, über deren Künste ein Predigtchen zusammenzuflicken er sich so ironisch ausspricht, hier war ihm jene „pfäffische Unwissenheit“ entgegengetreten, die er so bitter beklagt. Die ganze Einrichtung der Universität, vor allem aber jene zwingenden Eidesformeln, an welche die Gewährung der akademischen Grade geknüpft war, liessen ihn den Druck der geistlichen Gewalt fühlen, deren Bestreben dahin gieng, vor allen Dingen eine Gesinnung zu erzeugen, oder doch als vorhanden erscheinen zu lassen, die der Gesinnung der kirchlichen und staatlichen Gewalten entspräche. Und möglicher Weise wurde in Cambridge Milton's Abneigung gegen das Betreten der theologischen Laufbahn noch von einer andern Seite her bestärkt. Es war nicht so schwer

einzusehn, dass die herrschende kirchliche Richtung keine treuere Bundesgenossin hatte als die Scholastik. Diese gewöhnte die Geister schon früh daran, Fesseln zu tragen, und erblickte eine gefährliche Feindin in der Naturwissenschaft, die zu beständigen Zweifeln an den auf Mysterien begründeten Ansprüchen der hierarchischen Autorität anregen musste. Wie Milton über Scholastik und Naturwissenschaft dachte, ist nun aber schon hinlänglich bekannt, und auch in diesem Falle mochte seinen Erwägungen ein Wort seines Bacon zu Hülfe kommen (1). Den grössten Einfluss auf seine Entscheidung übte aber die Betrachtung aus, die sich über persönliche Erfahrungen hinweg auf den Gesammtzustand der englischen Kirche und des englischen Staates hinlenkte, wie er damals war und wie er sich in seiner weiteren Entwicklung für die folgenden Jahre unschwer vorausahnen liess.

Puritanisch gesinnte Eltern hatten eine Zeit lang hoffen können, ohne allzu grossen Gewissenszwang ihre Söhne im Kirchendienst unterzubringen. Auf den erzbischöflichen Primat des zelotischen Bancroft, welcher in den ersten Zeiten König Jakob's die kirchliche Konformität mit allen Mitteln der Gewalt zu erzwingen suchte, war bald nach Milton's Geburt derjenige George Abbot's gefolgt, in dessen Augen puritanische Gesinnung durchaus kein Fehler war, und der dem System der Verfolgungen ihrer Anhänger ein Ziel setzte. Nachdem sein Einfluss durch das Emporkommen des Gross-Siegelbewahrers Williams, Bischofs von Lincoln, verdrängt worden, hatte der Puritanismus wenigstens keinen engherzigen Gegner zu fürchten. Williams war viel mehr Politiker als Kleriker, und die staatsmännische Ader war zu stark in ihm, als dass ihn religiöser Eifer gegen diese oder jene Richtung hätte Partei nehmen lassen. Es war die Zeit, in der sich Milton zum Besuch der Universität vorbereitete, aber schon war eine andere Strömung in der Kirche hervorgetreten, die während seiner Studienjahre immer mächtiger wurde und bald die herrschende genannt werden konnte. Man mag es schon aus psychologischen Gründen erklärlich finden, dass die ersten Würdenträger der anglikanischen Kirche die Tendenz erhielten,

ihrer Stellung eine höhere Weihe zuzuschreiben und für das Bisthum sowohl gegenüber der Laienschaft wie der übrigen Geistlichkeit eine unerhörte Gewalt in Anspruch zu nehmen. Bei der unbedingten Abhängigkeit des kirchlichen Organismus vom königlichen Supremat gab es kein anderes Mittel für die Bischöfe, einige Selbstständigkeit gegenüber den bürgerlichen Gewalten zu erlangen, als für ihren Stand einen übermenschlichen Ursprung zu behaupten und durch diesen Zuwachs an ideeller Macht auch eine thatsächliche Macht zurückzuerobern, ähnlich der, welche sich auf dem Boden der alten Kirche fand. Bestrebungen dieser Art, die deshalb nichts an Kraft verloren, weil man sich ihrer nicht immer deutlich bewusst war, wurden durch die Kampfweise des Puritanismus selbst sehr entschieden unterstützt. Der leidenschaftlichste der puritanischen Vorkämpfer im Zeitalter Elisabeth's hatte sich nicht begnügt, die bestehende Kirchenverfassung mit Gründen der Vernunft anzugreifen, sondern die presbyteriale, als die durch die Bibel allgemein vorgeschriebene Norm, ihr gegenübergestellt. Der Dogmatismus von dieser Seite rief den Dogmatismus von der anderen Seite hervor. Ehe zwei Jahrzehnte verflossen waren, tauchte die neue Behauptung auf, die göttliche Vorschrift fordere den Episkopat, die Bischöfe, als Genossen eines wesentlich unterschiedenen Standes, hätten kraft göttlichen Rechtes die Kirche und den ihnen unterworfenen Klerus zu regieren, und ein Läugnen dieser Sätze sei ketzerisch. Aus einem solchen Princip liessen sich die wichtigsten Folgerungen ableiten. Einerseits konnte dadurch der Zusammenhang der englischen Kirche mit den übrigen reformirten Kirchen gelockert, und die Wirksamkeit jeder nicht bischöflichen Ordination in Frage gestellt werden. Andrerseits wurde eine grössere Annäherung an das System der alten Kirche ermöglicht, und dem Bisthum eine Bedeutung gegeben, mit der sich der reformatorische Begriff des Priesterthums nicht mehr vertrug.

Indessen war, was man damals zu Gunsten eines göttlichen Rechtes des Bisthums vernommen hatte, zunächst nur ein vereinzeltes Vorzeichen geblieben. Hooker's Epoche

machendes Werk, in welchem die grossen Streitpunkte in voller Freiheit von dogmatischer Voreingenommenheit beleuchtet wurden, hatte nicht wenig dazu beigetragen, den Strom der Kontroverse in ein sanfteres Bett zu leiten, und eine Zeit lang liess man die Frage der kirchlichen Verfassung ruhn. Aber die Ideen, welche noch das Zeitalter Elisabeth's anzudeuten gewagt hatte, waren darum nicht erstorben. Sie gewannen in Verbindung mit anderen an Stärke unter dem Schutze König Jakob's und sie errangen den Sieg unter der Gunst König Karl's. Eine Schule bildete sich im englischen Klerus aus, reich an Kenntnissen, gelehrten und künstlerischen Interessen hingegeben, freier von dogmatischen Banden als ihre Gegner, aber entschlossen zur Anwendung gewaltsamer Mittel, geneigt aus äusseren Formen ein Idol zu machen und nicht gewillt, des Armes der Staatsmacht zu entrathen, um eine widerstrebende Bevölkerung unter das Joch ihrer Vorschriften zu beugen. Abgestossen von der fatalistischen Strenge der genfer Prädestinationslehre, hatte diese Schule die mildere arminianische Doktrin, trotzdem die Synode von Dordrecht sie verdammt hatte, auf ihre Fahne geschrieben und schon Jakob I., der in den eifrigsten Calvinisten auch die eifrigsten Gegner seiner inneren und äusseren Politik erblicken musste, für jene freiere Anschauung gewonnen. Ausserordentlich bewandert in den Schriften der späteren patristischen Theologie, erfüllt von bewundernder Ehrfurcht vor Ritualien, die ein graues Alter zu heiligen schien, fühlte sich eben diese Schule in schroffem Gegensatz zu einer Lehre, welche gegen den Begriff einer geistlichen Kaste ankämpfte und alle schmückenden Formen verschmähte. Sie schrak zurück vor der starren Energie eines religiösen Bewusstseins, welches keines äusseren Zeichens und keines höheren Mittlers bedurfte und das so manchen in den heissen Kampf gegen die Söldner Philipp's von Spanien und gegen die Schaaren der Ligue begleitet hatte. Sie durchdrang sich mit dem festen Glauben an eine unerlässliche Einwirkung des Göttlichen auf das menschliche Gemüth durch sinnliche Mittel, darauf berechnet, die Phantasie zu erregen, und durch eine kirchliche Organisation,

deren Spitzen vom Glanze überirdischer Weihe umflossen wären. In diesem Zusammenhang fand der Gedanke vom göttlichen Ursprung und vom göttlichen Rechte des Bisthums seine Stelle. Es gab nur eine Kirchen-Verfassung, welche dem Willen Gottes entsprach, — die bischöfliche. Der Parole „ohne Bischof kein König“ schloss die andere sich an, „ohne Bischof keine Kirche“. Das Amt des Bischofs selbst, seinem Wesen nach von allen übrigen kirchlichen Aemtern unterschieden, verlieh seinem Inhaber eine Summe besonderer Gnadengaben. Alle Befugnisse des Episkopats erschienen mit dem Anspruch seiner geheimnisvollen höheren Weihe gesteigert. Für geistliche Aufsicht und Gerichtsbarkeit, für Durchführung der alten und Einführung neuer Formen wurde ein stärkerer Rückhalt gewonnen.

Das Streben nach einer solchen Erhöhung des Bisthums hätte den Argwohn der monarchischen Gewalt erregen müssen, wenn dieser nicht selbst die Aussicht eröffnet worden wäre, aus jenen hochkirchlichen Theorieen Gewinn zu ziehn. Der kirchliche Supremat der Krone wurde mit ihnen keineswegs geläugnet, und es war ein Akt geschichtlicher Nothwendigkeit, dass diejenigen den göttlichen Ursprung und das göttliche Recht des Königs betonten, die trotz ihrer eigenen angenommenen Erhabenheit doch nur aus dieser Quelle ihre thatsächlichen Machtvollkommenheiten ableiten konnten. Auch hatte die Vergangenheit gelehrt, dass nicht das Königthum, sondern die parlamentarische Opposition den bestehenden Institutionen der Kirche Gefahr drohe, und jede Erhöhung der königlichen Gewalt war einer Schwächung der parlamentarischen gleich zu achten. Ein natürlicher Trieb und ein wohlverstandenes Interesse wirkten zusammen, um die Verfechter der neuen kirchlichen Grundsätze auch zu Verfechtern politischer Theorieen zu machen, die wenn nicht völlig neu, so doch seit langer Zeit auf englischem Boden nicht mit so anspruchsvoller Autorität geäussert worden waren. Schon die Canones der Konvokation von 1606, welche allerdings das Licht der Oeffentlichkeit nicht sahen, betonten den Grundsatz des duldenden Gehorsams für alle Fälle, und diese Doktrin

konnte dadurch nichts an entwürdigender Niedrigkeit verlieren, dass sie durch die aufreizende Ermuthigung popularen Widerstandes seitens des Pabstthums hervorgerufen zu sein schien.

Das Rechts-Lexikon Cowell's, das 1607 erschienen und nicht ohne gute Gründe dem Erzbischof Bancroft gewidmet war, hatte den Nutzen parlamentarischer Mitwirkung bei der Gesetzgebung nicht läugnen wollen, aber den Monarchen doch für „absolut, . . über dem Gesetze stehend" erklärt und in seinem Krönungseid kein Hindernis gefunden, von sich aus „einzelne Gesetze zu ändern oder aufzuheben" (1). Man konnte die Unterdrückung von Cowell's Buch erwirken, aber nicht die Unterdrückung von Cowell's Ansichten. Häufig genug wurden sie von den Anhängern der neuen kirchlichen Schule offener oder versteckter geäussert. Im Jahre 1627 machten die Predigten Sibthorpe's und Manwaring's das grösste Aufsehn. Der eine hatte dem König die Befugnis „Gesetze zu machen" zugeschrieben und den Unterthanen selbst dann ein Recht zum Widerstand abgesprochen, wenn jene Gesetze etwas Unmögliches oder gegen Gott und Natur auflegen sollten. Der andere hatte vor dem König selbst zwei Mal verkündigt, dass die Unterthanen sich einer Sünde schuldig machen würden, wenn sie in „dringenden Fällen" auch unbewilligte, mässige Steuern „der höchsten Obrigkeit" zu entrichten sich weigern würden, und er hatte bei dieser Gelegenheit die heftigsten Ausfälle gegen das Parlament nicht gespart. Sein Begriff von der monarchischen Gewalt war der höchst denkbare, wenn schon er sie zu gleicher Zeit in idealster Weise auffasste. Das Königthum göttlichen Ursprungs, durch nichts in der Welt beschränkt, erhaben auch über den Grössten, sollte dazu bestimmt sein, auch dem Niedrigsten „seine sanfte Sorgfalt und Vorsorge" zu widmen und über den kleinlichen Rücksichten der Partei, als ein Abbild göttlicher Weisheit und Gerechtigkeit, die grossen nationalen Interessen vertreten (2). In einer Zeit, da der Kampf um die Frage der Gesetzlichkeit von Zwangs-Anlehen auf's heftigste entbrannt war, mussten solche Lehren, mit dem ganzen Gewicht geist-

lichen Ansehns vorgetragen, doppelt zum Widerspruch reizen. Auch zeigte die Folge sehr bald, dass bei dieser „Gottähnlichkeit“ des Königthums der Begriff der Allgüte und der Allgerechtigkeit in dem einzigen Begriff der Allmacht, welcher keine Grenze gezogen sein sollte, vollständig untergieng. Die Weigerung des Erzbischofs Abbot, jener Predigt Sibthorpe's die nöthige Druck-Erlaubnis zu ertheilen, hatte nur dazu gedient, ihm die Strafe zeitweiliger Internirung und der Wegnahme seiner geistlichen Jurisdiktion zuzuziehn. In Montaigne, dem Bischof von London, dem selbst die Genossen seiner Partei einen sehr ungeistlichen Lebenswandel vorwarfen, erlangte Karl I. ein gefügigeres Werkzeug, und fortan wurde Sibthorpe's wie Manwaring's Ansichten, die an höchster Stelle sehr wohlthuend berührt hatten, die weiteste Verbreitung gegeben. Auch blieben gegenüber der Strafe, die das Parlament Manwaring zuerkannte, demonstrative Anzeichen der königlichen Gunst durch rasche Beförderung im Kirchendienst nicht aus. Es war nur ein Beispiel für viele, in denen man eben die zu Würden und Aemtern erhoben sah, die sich durch Wort und Schrift besonders verhasst gemacht hatten. Immer deutlicher trat es hervor, dass die monarchische Gewalt mit ihren absoluten Neigungen und die hochkirchliche Partei mit ihren anspruchsvollen Bestrebungen gleichsam einen Versicherungs-Vertrag auf Gegenseitigkeit gegründet hatten. Der Ausspruch eines der hauptsächlichsten Vorkämpfer jener kirchlichen Richtung: „Schütze du mich mit dem Schwert, und ich will dich mit der Feder schützen“ (1), konnte als Motto des engen Bundes gelten, zu welchem Kirche und Staat, in Auffrischung mittelalterlicher Grundsätze, gegen gemeinsame Widersacher sich vereint hatten, und wirksamer noch als die Feder sollte das Wort jener grossen geistlichen Hülfsschaar werden, die in immer strafferer Abhängigkeit von den Befehlen der wachsamen Oberen gehalten ward.

Schon seit geraumer Zeit hatte die hochkirchlich-arminianische Faktion, die sich zu gleicher Zeit zur Verfechterin absolutistischer Grundsätze aufwarf, ein geistiges Haupt erhalten, dessen Ansehn beständig wuchs. Ein Jahr nachdem

Milton die Universität verlassen hatte, wurde dem anerkannten Führer auch die erste Stelle der Kirche zu Theil. William Laud, durch bedeutende Kenntnisse unterstützt und durch unruhigen Ehrgeiz vorwärts getrieben, war ohne grosse Mühe allmählich in den Besitz einträglicher Stellen gelangt und von Staffel zu Staffel auf der Leiter hierarchischer Würden emporgestiegen. Auch traten gewisse Züge seiner Natur, die ihn später eine so verhängnisvolle Rolle spielen liessen, schon ehe er zum Gipfel der Macht gelangt war, deutlich hervor. Es mag dahin gestellt bleiben, ob er schon als Vorsteher des St. John's College in Oxford den Denuncianten von Theologen missliebiger Richtung gespielt und über die Erzeugnisse der Presse in demselben Geiste eine Art privat-polizeilicher Aufsicht geführt hat. Im Jahre 1616 zum Dechanten von Gloucester ernannt, hatte er im Auftrage König Jakob's nichts eiligeres zu thun, als mit allem Nachdruck eine Aenderung der dortigen Stellung des Abendmahls-Tisches zu fordern, da er es für eine Lebensfrage hielt, dass derselbe am östlichen Ende des Chores hochaufgerichtet und noch dazu durch Kniebeugungen der eintretenden Kirchendiener geehrt werde. Die Aufregung, welche ein solches Vorgehn unter der Bevölkerung Gloucester's hervorrief, war seinem Emporsteigen nicht hinderlich. Wenige Jahre später erhielt er den Bischofssitz von St. David's und erlangte damit einen grösseren Wirkungskreis für die Durchführung seiner Grundsätze. Aber erst nachdem Karl I. den Thron bestiegen hatte, eröffneten sich ihm weitere Aussichten. Er stand schon seit einigen Jahren im vollen Vertrauen Buckingham's und gelangte alsbald auch beim König zu einem Ansehn, wie er es gegenüber Jakob niemals genossen hatte. Eine von ihm verfasste Liste, in welcher die Namen englischer Geistlicher mit O. und P. als orthodox und puritanisch bezeichnet waren, gab der Staatsgewalt die nöthige Anleitung, um die Gutgesinnten zu befördern und die Schlechtgesinnten zurückzusetzen. Seine Predigt vor dem König nach der Eröffnung des ersten Parlaments hatte den Monarchen als „unmittelbaren Stellvertreter Gottes auf Erden" bezeichnet und erklärt, dass selbst das Parlament

nur von „diesem Verwalter Gottes“ . . „Einfluss und Macht erhalte“ (1). Die Worte, die er bei Eröffnung des zweiten Parlaments von der Kanzel herab hören liess, hatten kein anderes Ziel und suchten den Satz von der Nothwendigkeit strengster Einheit von Kirche und Staat mit allem Nachdruck einzuprägen (2). Als er das dritte Mal an der gleichen Stelle stand, sprach er bei einem Rückblick auf die erlebten Konflikte etwas elegisch, sein Auftreten hatte ihn schon zu einer Zielscheibe der oppositionellen Angriffe gemacht. Zwar hatte er vor der Veröffentlichung von Manwaring's Predigten gewarnt, aber seine Billigung der Ansichten Montague's, welche den orthodoxen Calvinismus verletzten, sein vertrautes Verhältnis zu dem verhassten Minister, seine Vertheidigung absolutistischer Theorieen liessen auch seinen Namen in der Remonstranz erscheinen, welche im Juni 1628 dem König überreicht ward (3).

Inzwischen waren ihm immer mehr Gnadenbeweise zu Theil geworden. Er war seit 1627 Mitglied des geheimen Raths. Er erlangte im Sommer 1628, als eine allgemeine Beförderung von Anhängern der hochkirchlichen Richtung eintrat, das Bisthum von London und damit den unberechenbaren Einfluss auf eine grosse, durch und durch puritanische Diöcese. Der einzige Mann seines Standes, dessen Begabung er zu fürchten gehabt hätte, der Gross-Siegelbewahrer Williams, hatte schon seit drei Jahren wegen seines Gegensatzes zu Buckingham sein Amt aufgeben müssen. Der einzige Mann, der ihm überhaupt in der Gunst des Königs vorangieng, Buckingham selbst, wurde durch den Stahl des Mörders weggerafft. Noch lebte Abbot, der Erzbischof von Canterbury, aber auch auf diesen Primat waren Laud schon Hoffnungen gemacht. Ehe er ihn wirklich erlangte, trat jene kritische Wendung im Staatsleben ein, welche dazu führte, England ein eilfjähriges parlamentarisches Interregnum erdulden zu lassen. Beim Wiederzusammentritt desselben Parlaments, aus dessen Schoss die Petition des Rechtes hervorgegangen war, im Januar 1629, hatte der Zwiespalt, der schon vor der Prorogation hervorgetreten war, wiederum seinen schärfsten

Ausdruck gefunden. Mochte der König die Petition des Rechtes in dem Sinn, wie er sie verstand, nicht gebrochen haben, nach der Meinung des Hauses der Gemeinen war sie gebrochen. Mochten Laud und seine Genossen noch so gute Protestanten sein, nach der Meinung des unduldsamen und schwarzsichtigen Puritanismus war die Landesreligion durch ihr Gebahren gefährdet. Nach den heftigsten Debatten über geistliche und weltliche Gegenstände, inmitten der grössten Aufregung, unter leidenschaftlicher Verwahrung gegen Neuerungen der Religion, Erhebung und Zahlung des Tonnen- und Pfundgeldes, gieng die Versammlung auseinander. Einige der Führer der Opposition wurden festgenommen, und Eliot hatte nach langer, qualvoller Haft in den düsteren Mauern des Tower den Märtyrertod für die Sache zu sterben, der er mit solchem Feuer gedient hatte.

Der Beginn der parlamentslosen Zeit bedeutete zugleich das Ende der Epoche des Krieges. Nach dem Abschluss des Friedens mit Frankreich waltete noch der Gedanke vor, England freie Hand zu geben, um sich in Verbindung mit den nordischen Mächten, den Niederländern und den Hansastädten, den Fortschritten der ligistischen und kaiserlichen Waffen entgegenzuwerfen. Als aber der Rücktritt Dänemarks Pläne der Art scheitern liess, wurden die Absichten gegen das Haus Habsburg aufgegeben, und der Friedensvertrag auch mit Spanien kam zu Stande. Die Staatsmänner, welche die spanischen Interessen vertraten, gelangten wieder zu Ansehn, dem Gross-Schatzmeister Weston, der ohne Parlament für die Finanzen zu sorgen hatte, war eine friedliche Abkunft erwünscht, der König liess sich in Betreff der pfälzischen Frage an einer allgemeinen Versicherung für die Zukunft genügen. Zwar verlor er die grossen europäischen Angelegenheiten nicht aus dem Auge, und es gab Momente, in denen er auf's neue in dieser oder jener Richtung in sie einzugreifen versuchte. Er verhandelte mit Gustav Adolf wie mit Oxenstjerna zu Gunsten seiner pfälzer Verwandten und liess sich zu beträchtlichen Geldopfern herbei. In dem Bestreben, der mächtigen niederländischen und der aufstrebenden französischen

Marine entgegenzutreten, war er mehr als einmal einem Bündnis mit Spanien nahe, während er sich zu anderen Zeiten in den grossen europäischen Machtfragen enger mit Frankreich verknüpft und einer Allianz mit dem starken Leiter seiner Politik geneigt fühlte. Er hat einmal den Versuch gemacht, sich mit dem Kaiser über die Wiederherstellung seines Neffen, des jungen Kurfürsten von der Pfalz, zu verständigen und einige Jahre nachher den verfehlten Plan begünstigt, ebendenselben an die Spitze des verwaisten Heeres Bernhard's von Weimar zu stellen(1). Aber bei allen diesen hin und her schwankenden Unternehmungen hielt er sich von einer thätigen Einmischung in die festländischen Dinge zurück. Die Sache des Protestantismus erschien dem argwöhnischen, grob urtheilenden Engländer, der sich in das Zeitalter Elisabeth's zurückträumte, und dem die wirklichen Verhältnisse wenig bekannt waren, überall wie absichtlich aufgegeben. — In einem Punkte jedoch hatte das gemeine Urtheil Recht, dass im Wegfall des Parlamentes und der Unterstützung, die ein solches allein gewähren konnte, die hauptsächliche Ursache jener zweideutigen und schwächlichen auswärtigen Politik zu suchen sei.

Karl I. war indessen entschlossen, so bald nicht auf's neue ein Parlament zu berufen, mit dem er drei Mal so üble Erfahrungen gemacht hatte. Seine Absicht gieng dahin, gestützt auf die dehnbaren Befugnisse weltlicher und kirchlicher Gewalten, die königliche Macht den absoluten Regierungen jenseits des Kanals innerlich anzunähern. In diesem Sinne hatte das grosse Wort, welches Sir Robert Phelips im Parlamente von 1625 hatte fallen lassen: „Wir sind die letzte Monarchie in der Christenheit, die ihre ursprünglichen Rechte und ihre alte Verfassung bewahrt hat“: eine tiefe, historische Bedeutung(2). Strebten die Gemeinen über diese alte Verfassung selbst schon mit mehr oder weniger Bewusstsein hinaus, liess sich über das formale Recht in diesem und jenem Fall streiten, sie vertraten dennoch jenes ursprüngliche Recht des Volkes, das durch keine Zeit verjähren konnte, und durch dessen zähe Vertheidigung sie mittelbar noch mehr als die Zukunft allein des eigenen Vaterlandes bestimmten. Mit

ihrem Widerstande hatte der König nun auf Jahre hinaus nicht mehr zu rechnen, und die Bahn für die Einführung unumschränkter Monarchie schien frei zu sein. Das Privy-Council, schon längst zu einem formlosen Kabinetsrath geworden, als Mittelpunkt der ganzen Regierung, dehnte seine unbestimmten Befugnisse in einer Weise aus, welche die Landesverfassung gänzlich zu beseitigen drohte. Seine Verordnungen, die schonungslos selbst in das Privatrecht eingriffen, „befahlen, was durch Gesetze nicht befohlen, und verboten, was durch Gesetze nicht verboten war“. Seine diskretionäre Strafjustiz, vom Bedürfnis früherer Zeiten gefordert, mit Umgehung des nationalen Instituts der Geschworenen, in der Sternkammer(1) ausgeübt, diente zu gleicher Zeit dazu, den ungesetzlichen Verordnungen Gehorsam zu erzwingen und die Staatskasse zu bereichern. Büssung und Zwangssteuer, Internirung und Ausweisung, Haussuchung und Verhaftung, Straferkenntnisse auf Geldzahlung von kleinen Summen bis zu Tausenden von Pfunden, auf Gefängnis von kurzer Dauer bis auf Lebenszeit, auf Ausstellung am Pranger und öffentliches Auspeitschen, auf Abschneidung der Ohren und Aufschlitzen der Nase: Das alles war auf die Thätigkeit der einen Behörde zurückzuführen, welche ihre Verordnungsgewalt in derselben Weise missbrauchte wie ihre Administrativ-Justiz, für welche keine der Bürgschaften von Freiheit und Eigenthum des Engländers vorhanden, und von der eine Appellation an eine höhere Instanz nicht möglich war.

Die grossen ausnahmsweise bestehenden Provinzial-Behörden, dem Muster des Privy-Council angepasst, einst durch besondere örtliche Verhältnisse hervorgerufen, waren gleichfalls geeignete Mittel, um die üblichen Formen der Verwaltung, des gemeinen Rechts und der volksthümlichen Rechtspflege zu durchbrechen. Energischen Inhabern wurden durch die Summe von Gewalten, die mit diesen Aemtern verknüpft waren, zweischneidige Waffen in die Hand gegeben, gleich fähig, zum gemeinen Besten wie zum Unheil verwandt zu werden. Schon machte sich an der Spitze einer dieser Behörden, als Lord-Präsident des Rathes des Nordens, der

Mann einen grossen Namen, dessen Vergangenheit nicht auf diese Laufbahn gedeutet hatte, dessen Zukunft Höheres barg: Thomas Wentworth, der spätere Graf Strafford.

In den ersten Jahren der parlamentslosen Zeit traten allerdings die Massregeln der absoluten Verwaltung noch nicht in solcher Schärfe hervor wie in den späteren. Es war noch nicht nöthig, auf Processe zu rechnen, um verurtheilen zu können und auf Verurtheilungen, um die Strafsummen möglichst hoch zu schrauben. Den Bedürfnissen des Staates wurde vorzüglich durch Erhebung des Tonnen- und Pfundgeldes genügt, über dessen Bewilligung kein Einverständnis erzielt worden war, das der König trotzdem als ihm zuständig betrachtete (1). Vorzüglich die Kaufleute fanden darin einen Grund gerechten Missvergnügens. Aber bald tauchten neue ungesetzliche Forderungen auf, die ein Gefühl des Unwillens in weiteren Kreisen der Bevölkerung verbreiteten, und mit der Auflegung des Schiffsgeldes langten der Absolutismus der Krone und die Erregung der Massen auf ihrem Gipfel an (2).

Neben den Gewaltsamkeiten auf diesem Gebiet nahm das Kirchen-Regiment immer entschiedener einen Charakter an, der das Misstrauen breiter Volksschichten auf's äusserste herausforderte und den einzelnen im Besitz seiner theuersten Güter und Freiheiten gefährdete. Hier war William Laud das treibende Element. Der kleine, bewegliche Mann mit dem rothen Gesicht gelangte erst jetzt zur vollen Entfaltung seiner Pläne. Er versäumte nicht, mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit über seine Träume Buch zu führen, aber er verlor über persönlichen Stimmungen und Verstimmungen niemals die klaren und einfachen Ziele aus den Augen, die ihm vorschwebten. So häufig ihm der Widerspruch dieses und jenes Kollegen im geheimen Rath entgegentrat, so wusste er den König völlig für sich einzunehmen und einen Einfluss auszuüben, der weit über das eigentlich kirchliche Gebiet hinausgieng. Auf diesem selbst trat er auch äusserlich an die Spitze, als ihm nach dem Tode des Erzbischofs Abbot im Sommer 1633 der Sitz von Canterbury zu Theil ward. Von

jeder parlamentarischen Kontrole befreit und zugleich jeder Mitwirkung einer geistlichen Konvokation enthoben, des Vertrauens seines Herrn gewiss und von grösstem Eifer für seine Ideale erfüllt, arbeitete er unermüdlich mit den gleichgesinnten Genossen, um durch königliche Verordnungen, scharfe Aufsicht, Anmahnungen und Strafen den Zustand der Kirche in seinem Sinn zu ändern. Er hatte ein offenes Auge für manche ihrer Schäden, wie für die ungenügende Besoldung vieler Vikare, er suchte die gelehrten Studien mannichfach zu befördern, aber die Aufgabe seines Lebens war ihm jene „heilige Einigkeit", jene vollkommene Konformität auch im Aeusserlichen herzustellen, ohne die ihm die Kirche „allen Batterien des Teufels offen zu liegen" schien (1). Zelot, wie er war, begnügte er sich nicht mit jenen moralischen Mitteln, die er einst als unerlässlich für diesen Zweck angegeben hatte, sondern schrak vor der Billigung folterähnlicher Strafen nicht zurück. Auf's engste mit der Staatsgewalt verbündet, wie er sich wusste, hatte er nicht zu fürchten, von ihr gehindert zu werden, sondern konnte vielmehr ihren starken Arm in Anspruch nehmen, um mit den Feinden der wahren Religion auch die Gegner des Königs aus göttlichem Rechte zu treffen. Er nutzte die Verbindung, wie sie zwischen der anglikanischen Kirche und der monarchischen Gewalt bestand, in einer Weise aus, die beiden das gleiche Verderben heraufbeschwor. Alle Unbilden, die man vom Kirchenregiment zu erdulden hatte, waren nur unter Mitwirkung der Staatsmacht möglich, alle Rechtsbrüche, deren sich diese schuldig machte, fanden in den höchsten Dienern der Kirche ihre Vertheidiger.

Auf diese Weise gelang es dem neuen Prälatenthum, wie es in Laud verkörpert erschien, die Gegner seines Kirchenregiments und die Gegner der Willkürherrschaft zu einer festgeschlossenen Phalanx um das Banner des Puritanismus zu versammeln und im Puritanismus selbst gleichzeitig alle jene Antriebe mit verstärkter Kraft wieder aufleben zu lassen, die nacheinander seine Geschichte bezeichnet hatten. Einige der alten Gegenstände des Streites hatten eine Zeit lang als auf-

gegeben gelten können. Es hatte Jahre gegeben, in denen gegen Chorhemd und viereckige Kappe, gegen Ring und Kreuzeszeichen so gut wie gar kein Widerstand zu bemerken gewesen war. Der Streit um die kirchliche Verfassung, wie man sie in der Bibel als vorgeschrieben zu finden glaubte, hatte so gut wie ganz geruht, bis der Episkopat selbst mit seinen neuen Ansprüchen zu seiner Wiederaufnahme reizte. An Klagen über ungebührliche Ausdehnung der kirchlichen Disciplin, über Pfründenhäufung und Sinekuren, über Anstellung unfähiger Geistlicher und Nichtresidenz am Amtssitze hatte es niemals gefehlt. Die „sabbatharische Frage", der Streit um die Heilighaltung des Sonntags, der sich gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts erhoben hatte, war unter der Regierung Jakob's an einer Stelle mit grösserer Heftigkeit aufgeflammt. Der Kampf um die calvinistischen Grundlehren, welcher auch auf dem Felde des Dogmas die Puritaner unter die Waffen rief, hatte erst damals begonnen. — Die Massregeln Laud's brachten zu Wege, dass alle diese vereinzelten und zeitweise beruhigten Strömungen zu einer mächtigen und reissenden Fluth zusammenflossen.

Unzweifelhaft war Laud in mehr als einem Punkte seinen Gegnern an Freiheit der Anschauung überlegen. Aber die Art und Weise, mit der er sie zu dieser freieren Anschauung zu bekehren suchte, liess sie den besten Theil ihres Werthes verlieren. — Die Sonntagsfeier, wie der Puritanismus sie anstrebte, konnte nicht nach jedermanns Geschmack sein und war dem englischen Volksgeist von Haus aus etwas durchaus fremdes. Während die meisten, vom Hofmann bis herab zum Bauern, am Sonntag nach dem Gottesdienst sich einer heiteren, oft ausgelassenen Musse hingaben, und um den Maibaum das Lachen der tanzenden Paare, aus der Schenke der Jubel fröhlicher Zecher erscholl, flüchtete sich der ernste Puritaner am Tage des Herrn aus dem Getümmel der Welt in die stille Beschaulichkeit seiner eigenen, frommen Gedanken und empörte sich über die lärmenden Entweihungen des „Sabbath" durch seine Mitmenschen. Streitigkeiten über die Sonntagsfeier in Lancashire hatten 1618 König Jakob bewogen,

eine Deklaration, das s. g. Book of Sports, zu erlassen, worin nicht wenige Belustigungen aufgezählt waren, deren Genuss den Unterthanen Sonntags nach dem Gottesdienst gestattet und nicht von anderen durch Wort oder That behindert werden sollte. Der Befehl, welcher der gesammten Geistlichkeit des Landes zur Pflicht machte, die Deklaration von der Kanzel herab zu verlesen, hatte schon damals eine solche Aufregung hervorgerufen, dass er zurückgezogen werden musste. Die Gemüther schienen sich beruhigt zu haben, aber es bedurfte nur eines neuen Anstosses, um die Bewegung wieder hervorzurufen. In einer Zeit, da von oben herab so manches Beispiel der Frivolität gegeben wurde, und die Bande von Zucht und Sitte auch in den unteren Ständen sich vielfach lockerten, klammerten sich ernste Naturen um so fester an eine äussere Form der Selbstzucht und Entsagung, welche nichts mehr als die Willensstärke des einzelnen erforderte. Indessen liessen sich Reibungen zwischen den Bewohnern derselben Stadt, desselben Dorfes nicht immer vermeiden. Das Ideal der Keuschheit und Mässigkeit, welches die einen mit weltverachtender Strenge zu verwirklichen suchten, reizte den Spott ihrer Nachbarn. Der brausende Uebermuth, welchem diese zum Trotz alle Zügel schiessen liessen, gab jenen zu tugendstolzen Klagen und Beschwerden Veranlassung. Diese Gegensätze hatten sich in Somersetshire zu solcher Schärfe zugespitzt, dass richterliche Verfügung hier die Abstellung gewisser Kirchweihfreuden geboten hatte, durch welche Rohheit und Unsittlichkeit befördert worden waren. Die Verfügung war mit Umgehung der geistlichen Oberbehörde zur Veröffentlichung an die Pfarrer ergangen. Nicht genug damit, dass dieser Eingriff in das Gebiet des kirchlichen Beamtenthums seine Strafe fand: die Deklaration König Jakob's ward wieder hervorgesucht und der Pfarrgeistlichkeit in ganz England eingeschärft, sie zur allgemeinen Kenntnis zu bringen (18. Oktbr. 1633)(1). Puritanisch gesinnte Geistliche hatten vor einer Gemeinde, deren Mehrheit vielleicht im Herzen gleichfalls puritanische Ueberzeugungen hegte, von derselben Stelle, an der das Wort Gottes ertönte, mit vor Unwillen zitternder

Stimme zu verkündigen, dass Tanzen und Bogenschiessen, Springen und Schwingen, Mai-Spiele und Pfingst-Bier dem Tage des Herrn wohlanständig seien. Mochte der Geist, den die Deklaration athmete, unendlich freier sein als der Geist des Puritanismus: es war ein schwerer Gewissenszwang, die amtliche Stellung des Klerus in dieser Weise auszubeuten und die Vernachlässigung jenes Befehls zu einem strafwürdigen Verbrechen zu machen.

Ein gleiches Verfahren wurde in den dogmatischen Streitigkeiten eingehalten, die bis auf die letzten Jahre König Jakob's zurückgiengen. Die theologische Ansicht William Laud's strebte über die Schranken hinaus, in welchen der gläubige Calvinist, dessen Denken sich um das Geheimnis der Erwählung und Verwerfung bewegte, eine Stellung einnahm, die ihm selbst den höchsten Grad moralischer Sicherheit geben, aber zugleich zu einer unduldsamen Verachtung von Millionen von Mitmenschen führen konnte. Der Calvinismus mit seinem unerbittlichen Satze der Vorherbestimmung hatte Grosses geleistet, als es galt, im verzweifelten Ringen mit der wieder erstarkten Macht von Rom den Gegensatz zu ihren Principien bis in die äussersten Folgerungen schonungslos durchzuführen und den einzelnen mit einer todverachtenden Glaubens- und Siegesgewissheit zu erfüllen. Aber dieses Gefühl, das Leben als einen Kampf zwischen den Auserwählten und den Verworfenen zu betrachten und sich selbst in den furchtbaren Kreis eines ausschliessenden Dogmas gebannt zu denken, hatte bei vielen Naturen milderen und versöhnlicheren Anschauungen Platz gemacht. Der Arminianismus hatte in England eine neue Zuflucht gefunden, nachdem er in Holland zeitweise zurückgedrängt worden war. Die Männer der hochkirchlichen Partei hatten ihn in ihren Reihen freudig aufgenommen, mit dem Bewusstsein, ihn mit ihren übrigen Bestrebungen in Verbindung setzen und ihn als Waffe gegen den starren Puritanismus benutzen zu können. „Kein grösserer Dienst konnte dieser milderen Anschauung geleistet werden, als ihr zu gestatten, sich auf dem Wege der Ueberzeugung Bahn zu brechen. Kein grösseres Unrecht konnte ihr zu-

gefügt werden, als ihr Macht zu geben, ihre Gegner mit Gewalt zum Schweigen zu bringen“ (1). Eben dies war aber geschehn, sobald die Staatsgewalt für diese Ansicht gewonnen worden war. Jakob hatte 1622 nicht in Form eines Rathschlags, sondern eines Befehls verkünden lassen, dass „kein Prediger unter dem Range eines Bischofs oder Dechanten sich künftig erkühnen solle, vor einer Zuhörerschaft aus dem Volke über die tiefen Fragen der Prädestination, Erwählung, Verwerfung oder der Universalität, Wirksamkeit, Widerstehlichkeit oder Unwiderstehlichkeit der göttlichen Gnade zu predigen“ (2). Ein Schrei der Entrüstung hatte sich unter den Puritanern erhoben. Das Wort Gottes zu predigen und auszulegen sei ein heiliges Recht des Christen, und die höheren Würdenträger der Kirche seien nicht allein mit der Fähigkeit richtiger Einsicht begnadet. Auch sah man die Unparteilichkeit nur dem Scheine nach gewahrt, da bei Besetzung der höheren Stellen nun auch auf die gewünschte dogmatische Richtung geachtet ward. In der That schloss das Beiwort „orthodox“ in der Liste Laud's auch die Bedeutung „arminianisch“ in sich ein. Je mehr er zu Einfluss gelangte, desto sichtlicher wurde das Eindringen des arminianischen Elements in den Kirchendienst gefördert. Bei der Besetzung vakanter Bisthümer und Dechaneien, bei der Vergabung königlicher und bischöflicher Pfründen wurden arminianisch Gesinnte entschieden bevorzugt. Die 1628 erlassene Deklaration, welche dem officiellen Druck der neununddreissig Artikel vorgesetzt worden war, hatte auf's neue das Verbot, streitige Dogmen in Wort oder Schrift zu berühren, eingeschärft und der Konvokation des Klerus unter Vorbehalt königlicher Erlaubnis Gegenstände der Art überwiesen. Eben gegen diese Deklaration, die während seines Recesses erlassen worden war, hatte das Parlament noch die leidenschaftlichsten Angriffe richten können, aber allen Verwünschungen zum Trotz blieb sie bestehn, und ihre Uebertretung wurde schwer geahndet. Hervorgegangen aus dem ehrlichen Wunsche, „faktiöse“ Bewegungen zu beruhigen, erschien sie selbst als Aeusserung einer Faktion. Es war erreicht worden, dass man die Theologie

William Laud's und seiner Genossen als untrennbares Glied eines verhassten kirchlich-politischen Systems betrachten musste. Wie Arminianismus und Papismus als ziemlich gleichbedeutende Worte gebraucht wurden, so galt der grossen Masse der Glaube an die unbedingte Prädestination und der Widerstand gegen die Gelüste der Absolutie als unzerreissbares Symbol ein und derselben Gesinnung.

Das grösste Gewicht indessen legte das herrschende Kirchenregiment auf die strenge Beobachtung jener äusseren Formen, durch die es dem einzelnen die Einwirkung der vermittelnden Kirche bei jedem Schritt seines Lebens zum Bewusstsein zu bringen und das Amt des vermittelnden Priesters selbst zu einer geheimnisvollen Erhabenheit zu steigern gedachte. Alle die antiquarischen und ästhetischen Neigungen der hochkirchlichen Schule kamen hier zur Verwendung. Alle Hebel wurden angesetzt, um jene „Uniformität und Decenz", jene „Schönheit der Heiligkeit" durchzuführen, wie der Laud'sche Lieblingsausdruck für diese Seite seines Systemes lautete. Nicht nur, dass mit lobenswerther Sorgfalt auf die Herstellung verfallener Kathedralen und Kirchen gedrungen, auf Ordnung und Würde beim Gottesdienst gehalten wurde: der ganze künstlerische, auf sinnliche Wirkung berechnete Apparat wurde wieder heraufbeschworen, von welchem für das rigorose Gefühl des Puritanismus ohnehin noch allzu viele Reste vorhanden waren. Das Innere der Gotteshäuser wurde durch eine Fülle von Bildern, Schnitzereien und Figuren geschmückt. In bunten Fenstern brach sich das gedämpfte Licht. Krucifixe und die Gestalt der Mutter Gottes tauchten wieder auf. Ueberall hatte sich in der östlichen Nische des Chores der geweihte, mit Schranken umgebene Hochaltar zu erheben, dem durch Kniebeugung in den Kathedralen Ehrfurcht zu erweisen war. Wie Kirchen und Kapellen, so wurden die dem Kultus dienenden Geräthschaften, vor allem die Abendmahlsgefässe, geweiht. Hie und da glich das Bild, welches sich dem Beschauer des erzbischöflichen Gottesdienstes bot, die zahlreichen Verneigungen, Elevationen und Adorationen, die Ceremonieen des geschmückten Würdenträgers

und seines geistlichen Gefolges, der Glanz der brennenden Kerzen in prunkvollem, von Orgelton und Chor-Gesang durchbraustem Raume, ganz und gar dem blendenden Schauspiel, das an den berühmten Kultusstätten der alten Kirche die überwältigten Sinne berauschte. Die Formen des Messopfers erschienen nachgeahmt. Laud machte kein Hehl daraus, dass der Altar die heiligste Stätte der Wohnung Gottes auf Erden sei, heiliger als die Kanzel, „denn dem Leibe des Herrn gebühre eine grössere Verehrung als dem Worte des Herrn“(1). Auch wurden an hoher Stelle Coelibat und Ohrenbeichte mitunter warm empfohlen.

Man ist heute der Mühe überhoben, die Nichtigkeit der Anklage nachzuweisen, welche am meisten dazu beigetragen hat, Laud's tragisches Schicksal herbeizuführen und den Verdacht zu entkräften, dessen blinde Gewalt nicht am wenigsten dazu mitgewirkt hat, auch den König zu Fall zu bringen. Laud hat nicht daran gedacht, den Katholicismus als Landes-Religion zurückzuführen, und der König war weit entfernt davon, sich bekehren zu lassen. Wenn man in Rom eine Zeit lang mit solchen Hoffnungen sich trug, so musste man bald die Unmöglichkeit ihrer Erfüllung einsehn. Der Kleriker, welcher einst gegen den Jesuiten Fisher die protestantische Religion vertheidigt hatte, liess sich auch durch die Aussicht auf den Kardinals-Hut nicht verlocken. Der Herrscher, welcher sich als Mensch und König durch zahlreiche Schranken in seinem Denken vom römischen Pontifikat und dessen Lehren getrennt sah, erklärte dem päbstlichen Agenten offen: „Zu einem Papisten werdet ihr mich nicht machen.“ Allerdings für Karl I. wie für Laud war der Gegensatz zum Katholicismus durchaus nicht von gleicher Stärke wie für die grosse Masse des Volkes. Der Pabst war ihnen nicht mehr der Antichrist, und Rom nicht mehr das apokalyptische Thier. Mit dem Erzbischof urtheilten nicht wenige Glieder der vornehmen, feingebildeten Gesellschaft, dass die anglikanische und die römische Kirche „nicht in wesentlichen, sondern nur in nebensächlichen Dingen“ verschieden seien, und bei denjenigen, welche nicht geradezu im sicheren römischen Hafen nach

stürmischer Lebensfahrt ankerten, brach der Gedanke einer höheren Einheit sich Bahn. Aber sie waren noch nicht im Stande, sich jene höhere, humane Einheit als möglich zu denken ohne die Einheit äusserer Zeichen, der sie mit Bewusstsein zustrebten. Indem sie sich von der Unduldsamkeit der bisherigen Ueberlieferung freizumachen suchten, liessen sie sich selbst zu den grausamsten Zwangs-Massregeln fortreissen, um jede Abweichung von ihren Geboten zu unterdrücken. Indem sie zwischen der Unfehlbarkeit von Rom und der Unfehlbarkeit von Genf einen Mittelweg zu finden strebten, erklärten sie das System ihrer eigenen Erfindung für unfehlbar, das weder katholisch war, weil es die Spitze des Pabstthums verschmähte, noch reformirt, weil es unentbehrliche Grundpfeiler der Reformation umzureissen drohte.

Es sind nur zu oft die irrigen Ideen, welche die treibenden Kräfte der Geschichte bilden. Die Masse des englischen Volkes war im Irrthume, wenn sie Laud für einen verkappten Papisten und den König für geneigt hielt als reuiges Glied in den Schoss der alleinseligmachenden Kirche zurückzukehren. Aber dieser Irrthum bestimmte mehr als alles sonst die Geschicke der Nation, und es gab Anzeichen genug, die ihn als unwiderlegliche Wahrheit erscheinen lassen konnten. Im Dogma wurde die äusserste Spitze, zu der die Reformation im Kampf gegen Rom sich geschärft hatte, gewaltsam abgebrochen. Im Ritus wurde die engste Annäherung an das katholische Muster erzwungen. In der Verfassung der Kirche trat das priesterliche Element mit unerhörten Ansprüchen auf. Verhandlungen zwischen der Kurie und den Leitern von Staat und Kirche fanden Statt, und dass man ihren wahren Charakter nicht kannte, gab dem Misstrauen einer reizbaren Bevölkerung den weitesten Spielraum. Einem Agenten der katholischen Königin in Rom entsprach ein Agent des Pabstes am Hofe. Richard Smith, Titular-Bischof von Chalcedon, übte in Lancashire in voller Freiheit und mit allem äusseren Pomp aus päbstlichem Auftrag bischöfliche Gerichtsbarkeit(1). Die ausländischen Jesuiten-Seminare sandten zahlreiche, eifrige Zöglinge zu Zwecken der Propaganda über den Kanal, und am Sitze der

päbstlichen Macht widmete man dem Seelenheil der Ketzer von der fernen Insel eine besondere Sorgfalt. In der That vermehrten sich die Uebertritte zum Katholicismus von Jahr zu Jahr. Vornehme Engländer, die den heimischen Boden als überzeugte Protestanten verlassen hatten, kehrten nach einem Besuch der romanischen Länder mit den Gefühlen eines Mortimer zurück. In England selbst verstanden nicht selten die zarten Hände hochgestellter Damen das Netz der Bekehrung auszuwerfen. Die Weston, Windebank, Cottington, Porter und vor allen Sir Kenelm Digby und Sir Toby Matthews waren entweder offene oder heimliche Anhänger und Förderer des Katholicismus, und wenn nicht alle, die dieser Genossenschaft angehörten, die wichtigsten Staats-Aemter inne hatten, so wurde durch sie doch bei Hofe der mächtigste Einfluss ausgeübt.

Nichts konnte der Sache der Gewissensfreiheit gefährlicher sein als der finstre Argwohn, den ein Ueberblick aller dieser Erscheinungen in den Herzen der Puritaner erregte. England hatte in den Zeiten, da politische und religiöse Gegensätze sich zu decken schienen, eine unsühnbare Schuld gegen diejenigen seiner Söhne auf sich genommen, deren einziges Verbrechen darin bestand, der alten Kirche treu zu bleiben. Flammten auch keine Scheiterhaufen mehr auf, so bestand das System der schweren Geldstrafen für die Rekusanten und der Verfolgung katholischer Priester gesetzlich noch fort. Seit den geheimen Versprechungen, die Karl I. in seinem Ehe-Vertrage zu Gunsten der englischen Katholiken gemacht hatte, waren diese Gesetze, je nach der politischen Lage und dem financiellen Bedürfnis, milder oder strenger ausgeführt worden, und die letzte Rücksicht scheint in der Zeit des parlamentarischen Interregnums niemals ihren Werth verloren zu haben. Aber alles in allem hatte sich doch die Lage der katholischen Unterthanen ausserordentlich gebessert. An manchen Orten konnten sie ungestört Gottesdienst halten, ihre Priester wurden nicht mehr verfolgt, die Geldstrafen häufig gemindert oder erlassen. Sie versicherten niemals bessere Zeiten gesehen zu haben, obgleich das Dasein der

alten Gesetze ihnen noch immer gerechten Grund zu schweren Besorgnissen gab. Aber auch dies Mal war ihr Unglück, dass ihre gute Sache in der engsten Verknüpfung mit anderen Interessen erschien, welche die schlechtesten Bundesgenossen im Kampfe um die Glaubens- und Kultus-Freiheit sein mussten.

Als der spanische Gesandte Gondomar unter Jakob I. die unterdrückten Rechte seiner Glaubens-Genossen vertrat, hatten sie einen Beschützer gewonnen, der den Zwiespalt des Königs und des Parlamentes das „grösste Glück“ nannte, das sich seit dem Auftreten des Ketzers Luther ereignet habe, der den Staatslenkern an der Themse den Plan einer Theilung der Niederlande unterbreitete, und dessen verstecktes Ziel die Rekatholisirung von England bildete. Als unter dem Kirchenregimente Laud's eine gewisse Erleichterung eintrat, war sie demselben Manne zu verdanken, der die Lehre vom leidenden Gehorsam der Unterthanen verkündigte, der verdächtige Neuerungen auf dem Gebiet des religiösen Lebens einführte, und dessen Duldsamkeit auf der einen Seite im bedenklichsten Gegensatz zu seiner Unduldsamkeit auf der anderen erschien.

In der That sahen sich die Anhänger des Puritanismus in der Geistlichkeit immer schwereren Bedrückungen ausgesetzt, und die Laienschaft, die ihre Gesinnungen theilte, immer heftiger durch das herrschende System verletzt. Die Bischöfe der beiden Kirchen-Provinzen, in die das Land zerfiel, hatten durch Visitationen die strengste Aufsicht über den kirchlichen Zustand ihrer Diöcesen zu üben und auf strikte Einhaltung der vorgeschriebenen Formen zu achten. Zum grössten Theile Anhänger der Laud'schen Richtung, giengen sie meistens mit dienstbeflissenem Eifer an's Werk. Ihr inquisitorisches Verfahren erstreckte sich auch auf Glieder des Laienstandes. Die Kirchenvorsteher der einzelnen Kirchspiele wurden eidlich verpflichtet, sich an die Frage-Bogen zu halten, in denen die Visitations-Artikel verzeichnet waren, und unter den 897 Fragen, deren Beantwortung Bischof Wren von Norwich forderte, war noch nicht die geringste, ob die Pfarrkinder beim Kommen und Gehen sich gegen den Chor

hin verneigten, und ob die Gräber in der Richtung von Ost nach West gegraben, und die Leichen mit dem Kopf nach Westen gelegt seien(1). Viele der Kirchenvorsteher weigerten sich, den verlangten Eid zu leisten, und fortan wurde nicht nur diese Weigerung, sondern auch der Versuch, sie in Wort oder Schrift zu rechtfertigen, ein neuer Gegenstand der Strafe.

Die bischöfliche Jurisdiktion trat der Visitation ergänzend zur Seite. In jener Diöcese von Norwich sollen im Zeitraum von zwei Jahren und vier Monaten fünfzig Geistliche abgesetzt oder mit schweren Strafen belegt worden sein. Die Laienschaft sah sich in unzähligen Fällen, von Erbschafts- und Ehe-Processen bis zu Streitigkeiten über Kirchenstühle und Stol-Gebühren den Erpressungen der geistlichen Gerichtsbarkeit Preis gegeben, und die kirchliche Strafgewalt dehnte sich in demselben Masse aus, in dem es praktisch erschien, die Pönitenzen in Geldbussen umzuwandeln. Auf anderen Gebieten konnte Laud selbst eingreifen, wie er denn seit 1630 Kanzler von Oxford war und einige Jahre später das Recht erlangte, als Metropolitan die beiden Universitäten zu visitiren.(2) Aber der Haupthebel seiner Macht wurde jener hohe Kommissionshof, der einst unter Elisabeth seine definitive Gestalt erhalten hatte, und bei dessen Verfolgung von „Ketzereien, aufrührerischen Büchern, Ungehorsam, Verschwörungen, falschen Gerüchten, verläumderischen Worten gegen Supremats- und Uniformitäts-Akte etc.“ die grausamen Formen des reinen Inquisitions-Processes zur Anwendung kamen(3). Es waren zum Theil dieselben Männer, welche hier und in der Sternkammer sassen, und beide Tribunale griffen durch ihre Thätigkeit ergänzend ineinander ein. Der alte Kampf zwischen Juristen und Klerus über die Kompetenz der geistlichen Gerichtsbarkeit schien auf allen Stufen ganz und gar zu Gunsten des letzteren entschieden zu sein. Wie das Schwert der Staatsgewalt nicht säumig war, auszuführen, was der Mund des geistlichen Richters gesprochen hatte, so suchten die geistlichen Tribunale den Kreis ihrer Befugnisse rücksichtslos zu erweitern.

Von den Fällen barbarischer Straf-Justiz aus den ersten Jahren der Laud'schen Epoche machte derjenige Alexander Leighton's ein ausserordentliches Aufsehen. Leighton war ein Schotte von Geburt, trat in seiner Heimat in den geistlichen Stand, hatte aber ausserdem in Leyden den medicinischen Doktorgrad erworben. Nach London verschlagen, scheint er sowohl eine kleine religiöse Privat-Gemeinde um sich versammelt, wie auch ärztliche Praxis ausgeübt zu haben, aber das eine wie das andere suchte man ihm unmöglich zu machen. Im Jahre 1628 wurde er zum Fürsprech einer Anzahl von Männern, die ihn „wegen der besten Art dem Parlament ihre Beschwerden vorzulegen" um Rath gefragt hatten. Er erfüllte sie mit der Ueberzeugung, dass nur eine Abschaffung des ganzen bischöflichen Systems das Heil bringen könne, gewann sich, wie er lange nachher rühmte, für eine darauf gerichtete Petition ein Paar hundert Unterschriften und besorgte in den Niederlanden den Druck jener Schrift, welche seine Ansichten näher darlegte und ihn zum Märtyrer machte. In diesem „Appell an das Parlament oder Sion's Klage gegen Prälatenthum" waren die leidenschaftlichsten Angriffe gegen die Bischöfe und den bischöflichen Stand, Schmähungen der Königin, „der Tochter Heth's", Freudenbezeugungen wegen Buckingham's Ermordung aneinandergereiht. Ein erstes Zeichen des wieder erwachenden Presbyterianismus, der seit Jahren in England geschlummert hatte, zog das Libell des fanatischen Schotten die Aufmerksamkeit der herrschenden Gewalten besonders auf sich. Als der Autor im Juli 1629 nach England zurückkehrte, war das parlamentarische Interregnum angebrochen. Am 17. Februar 1630 wurde er auf einen von Laud unterzeichneten Haftbefehl des hohen Kommissionshofes hin ergriffen und funfzehn Wochen lang in einer ungesunden Zelle gefangen gehalten. Am 4. Juni fand die Verhandlung vor der Sternkammer Statt. Dass der Angeklagte die ganze Urheberschaft des Pamphletes auf sich allein nahm und sich weigerte, irgend einen der Anstifter und Mitwisser zu nennen, hat der einstimmig gefällten Sentenz jenen abschreckenden Charakter barbarischer Härte gegeben. Das

Urtheil lautete auf lebenslängliches Gefängnis, Zahlung einer Strafsumme von 10,000 Pf. St., Degradirung, Auspeitschen am Pranger, öffentliche Brandmarkung des Gesichtes, Aufschlitzen der Nase, Abschneiden der Ohren, und dies, um die Quälerei zu verstärken, zu verschiedenen Terminen. Nachdem der Spruch verkündet worden war, entblösste Laud sein Haupt, um Gott mit erhobenen Händen für diesen Sieg zu danken. Den Abend vor dem 5. November, welcher für den Beginn der Marterung bestimmt war, gelang es Leighton mit Hülfe von Freunden in einer Verkleidung zu entfliehen. Vierzehn Tage darauf wurde er wieder gefasst, und man zögerte nicht, mit peinlicher Genauigkeit dem Richterspruch gemäss zu verfahren. Als ihm das lange Parlament nach zehn Jahren die Freiheit wiedergab, konnte er kaum gehen, sehen und hören(1).

Es dauerte geraume Zeit, bis dieses Beispiel von Brutalität erneut wurde, aber wenn hier die Art der Strafe den tiefsten Eindruck hervorgebracht hatte, so trug die Masse der Heimsuchungen nonkonformistischer Kleriker, welche von Jahr zu Jahr stärker anschwoll, die Wirkung der bischöflichen Kirchen-Politik gleichfalls in die weitesten Kreise. Man hätte eine gewaltige Namensliste anzufertigen, um alle Opfer der geistlich-weltlichen Verfolgung aufzuzählen. Der eine hatte gesündigt, weil er über die „fünf Punkte“, der andere, weil er gegen die Bilder gepredigt hatte, dieser, weil er sich geweigert, bei Nennung des Namens Jesus das Knie zu beugen, jener, weil er einer Verlesung des „book of sports“ ausgewichen war. Glücklich, wer mit Geldstrafe oder zeitweiliger Enthebung vom Amte davon kam. Wie viele wurden ihrer Pfründen gänzlich beraubt, für Monate in's Gefängnis geworfen und mit ihren Familien dem Elend Preis gegeben. Auf diese Weise wurde alles gethan, um „die Kirche mit Glauben und Milde zu einer heiligen Einheit zusammenzuschmieden“(2) und jeden puritanischen Auswuchs abzuschneiden. Es gab eine Klasse von Geistlichen, durch welche der Puritanismus hoffen mochte, seine Ideale zu retten. Das Institut der Lecturers, denen nach Unterschreibung des Supremats, des Common-prayer-book und der 39 Artikel von

den geistlichen Behörden Licenz ertheilt wurde, war zur Zeit Elisabeth's emporgekommen und hatte manchem, der durch Uebernahme einer ständigen Seelsorge leicht mit seinem Gewissen in Konflikt kommen konnte, die Möglichkeit zur Ausübung des geistlichen Berufes gegeben. Die feurige, zwanglose Predigtweise der Lecturers fand unter einer puritanisch gesinnten Bevölkerung grossen Anklang. Sie zogen im Lande umher, predigten in den Städten, namentlich an den Markttagen und Sonntagnachmittagen, und bildeten im Dienst einzelner Familien oder Korporationen gefährliche Nebenbuhler für die bepfründete Pfarr - Geistlichkeit. Im Jahre 1626 hatten sich zwölf Puritaner, Geistliche, Juristen und reiche Kaufleute, zu einer Compagnie vereinigt, deren Zweck war, impropriirte Pfründen(1) aufzukaufen, damit man über eine Anzahl von Stellen verfügen und einen Theil der Einkünfte zur Besoldung von Lecturers, als Reiseprediger, aufwenden könne. Aber Laud's scharfes Auge hatte die drohende Gefahr nicht übersehen. Den Aufkauf von Impropriationen zu verhindern, war einer der Vorsätze, den er in sein Tagebuch niederschrieb. Auch wurde jene Gesellschaft 1632 aufgelöst, und das von ihr angesammelte Kapital konfiscirt. Und schon Ende 1629 waren die schärfsten Instruktionen zur Beaufsichtigung der Lecturers ergangen, „dieser Kreaturen des Volkes, — wie sie in dem ursprünglichen Entwurf genannt werden, — die die Blasebälge seiner Empörung aufblasen“(2). In der That wurde eine systematische Verfolgung der Lecturers mit den bekannten Mitteln eingeleitet und siegreich durchgeführt.

Auf allen Seiten angegriffen, in ihren Pfarreien, während ihrer Wanderung durch das Land, bis in's Innere des Familien-Lebens von dem wachsamen Auge der geistlichen Oberen verfolgt, in Burgen und Schlössern vornehmer Gesinnungs-Genossen, in den gastlichen Häusern wohlhabender Bürger vor dem Späherblick der Häscher nicht sicher, in beständiger Gefahr, ihres Gutes, ihrer Freiheit beraubt, wo nicht gar schmählich verstümmelt zu werden, sahen viele der puritanischen Prediger kein anderes Mittel zur Rettung vor

Augen, als ihr Vaterland zu verlassen und Stätten aufzusuchen, wo sie von hoher Kommission und Sternkammer nicht erreicht werden könnten. In mehr als einer der norddeutschen und niederländischen Städte waren seit langer Zeit englische Kaufmanns-Gesellschaften ansässig, denen eigene Kapläne dienten. Vor allem war es Holland, das ein Asyl für die Vertriebenen wurde, an zahlreichen Orten die Bildung englisch-schottischer Gemeinden nach calvinistischem Muster duldete und selbst independentischen Kongregationen Schutz gewährte. Und schon waren jenseits des Oceans jene kolonialen Gründungen begonnen worden, denen die politische und kirchliche Gewaltherrschaft der Heimat immer neue Kräfte zuführte.

Jahr für Jahr sammelten sich die Schaaren der Auswanderer in den englischen Hafenstädten, und die Regierung sah sich bald veranlasst, scharfe Massregeln gegen den freien Abzug von Nonkonformisten zu treffen, so sehr es in ihrem Interesse gelegen hätte, den Gährungsstoff aus dem Lande selbst zu entfernen. Aber sogar jene fernen Gebiete suchte Laud seinem Willen zu unterwerfen. Es wurde 1634 dem geheimen Rathe eine Vorlage unterbreitet, nach der nur solche Geistliche bei den englischen Regimentern und Kaufmanns-Gesellschaften im Auslande zugelassen werden sollten, die sich in allen Dingen der Staatskirche konformirt hätten. Auch sollte jeder Geistliche zur Verantwortung gezogen werden, der als englischer Unterthan, wenn schon in irgend einem Lande jenseits des Meeres, durch Wort oder Schrift die Staatskirche angriffe. Im Sinne dieser Vorschläge richtete Laud selbst einen warnenden Brief an die Kaufleute von Delft(1). Bemühungen der Art blieben Dank der weiten Entfernung und der Toleranz der Niederländer erfolglos. Um so unnachsichtiger verfuhr Laud in seinem eigenen Machtgebiet gegen die Gemeinden holländischer und wallonischer Kaufleute und Handwerker, die seit langer Zeit in England angesessen, ihren eigenen Kultus ausübten und sich hiefür auf frühere Freibriefe beriefen. Die scharfen Verordnungen, nach denen die in England geborenen Kinder der

Fremden sich der anglikanischen Kirche konformiren sollten, hatten zur Folge, dass zahlreiche dieser gewerbthätigen, wohlhabenden Familien das Land verliessen. Man rechnet, dass allein aus der Diöcese Norwich an dreitausend Wollen- und Tucharbeiter auswanderten (1). Vollends die zerstreuten kleinen Konventikel von Separatisten, die sich aus der grossen puritanischen Masse noch aussonderten, mochten sie als Brownisten, Anabaptisten, Fanatiker oder wie sonst gebrandmarkt werden, hatten auf keine Gnade zu rechnen. Sie gehörten fast durchgängig den niederen Ständen an und versammelten sich in ärmlichen Schlupfwinkeln der Vorstädte von London und in einigen anderen Orten des Landes, woselbst sie die im Dienst der Kirche arbeitende Polizei unschwer aufzuspüren im Stande war (2).

Es war eine nothwendige Ergänzung der Bestrebungen Laud's, dass er sein Ideal kirchlicher Konformität auch in Schottland und Irland zu verwirklichen suchte. Schon war es unter Jakob gelungen, im Kampfe mit dem Presbyterianismus seines Erbreiches dort eine Organisation herzustellen, die mehr als den blossen Titel von Erzbischöfen und Bischöfen zurückführte, und durch Aufdrängung der fünf Artikel von Perth im Rituellen wenigstens auf dem Papier ein Stück des strengen Calvinismus verschwinden zu lassen. Aber die mangelhafte Durchführung dieser Artikel zeigte deutlicher als alles sonst, welche Widerstandskraft dem schottischen Presbyterianismus innewohnte. Sobald Laud zu Ansehen gekommen war, machte er seinen Einfluss geltend, um diesen Widerstand zu brechen. Bei Gelegenheit des Krönungsbesuches Karls, in dessen Begleitung auch Laud erschien, im Sommer 1633, musste man in Edinburg die Formen des anglikanischen Rituals bemerken. Das bischöfliche Element, wie es in bevorzugter Stellung dem Parlament eingefügt worden war, fand auch im geheimen Rath von Schottland eine starke Vertretung. Ein neues Bisthum von Edinburg wurde geschaffen. Ein höchster geistlicher Gerichtshof war in Thätigkeit, dessen Charakter dem der hohen Kommission für England angenähert war. Die kirchlichen General-Versammlungen

kamen in Abgang, der Adel hatte für seinen Einfluss, für den Besitz der in seine Hand gefallenen Kirchengüter zu fürchten, die Geistlichkeit für die Freiheit des Wortes und die Unabhängigkeit ihrer Stellung, und die ganze Masse des Volkes für die alten Gebräuche, die sie bereit war, mit ihrem Leben zu vertheidigen.

In Irland bestand eine bischöfliche Kirche, deren äussere Organisation sich stattlich genug ausnahm. Aber nicht nur, dass die überwältigende Masse der Bevölkerung, von nationalem und religiösem Hass durchglüht, mit grimmigen Blicken das aufgedrungene Geschöpf räuberischer Eroberung betrachtete, diese Kirche selbst, die kaum über 200,000 Bekenner gebot, entsprach sehr wenig den Laud'schen Idealen. Ihre materielle Lage war die elendeste, da die Laien bei der Säkularisation den Löwen-Antheil für sich genommen hatten, ihre Aufgabe des Unterrichts und der Seelsorge war äusserst vernachlässigt, ihre Jurisdiktion gegenüber der mächtigen, katholischen Volkskirche wenig mehr als ein blosses Wort, und beim Ausbau ihrer Verfassung, ihres Kultus und ihres Dogmas hatte sie Eigenthümlichkeiten angenommen, die sie sehr bedeutend von der bischöflichen Kirche Englands unterschieden. Der Einwirkung hinübergewanderter presbyterianischer Schotten und englischer Puritaner war es zu danken, dass die Bischöfe auf manchen ihrer Ansprüche verzichteten, und dass die Artikel vom Jahre 1616 bei weitem freier von Anklängen an das Alte waren als die 39 Artikel der Kirche von England. Auch hier beschloss Laud einzuschreiten. Männer aus seiner Schule, Anhänger der hochkirchlichen und arminianischen Grundsätze erhielten gegenüber starren Calvinisten bei Vergabung der Kirchen-Aemter den Vorrang. Der Plan einer würdigeren Ausstattung der dortigen Kirche wurde gefasst. Vor allem der Gedanke, die irischen Artikel von 1616 abzuschaffen und durch die 39 Artikel zu ersetzen, gieng seiner Verwirklichung entgegen.

Man sieht, zu wie umfassender Bedeutung die Bestrebungen Laud's und seiner Genossen sich steigerten. Ob er selbst daran gedacht hat, das Erzbisthum von Canterbury

zu einem Patriarchat der britannischen Inseln zu erweitern, bleibt ungewiss, unzweifelhaft bemühte er sich, die kirchliche Einheit wie in England so in Schottland und Irland nach Kräften herzustellen. Die Idee eines grossbritannischen Reiches wurde, wie bereits unter Jakob, durch die Tendenzen des Prälatenthums befördert, und diesem selbst eben deshalb auch bei der äussersten Steigerung seiner Ansprüche die thätige Beihülfe der Staatsmacht gesichert. Denn wie hoch sich auch immer die bischöfliche Gewalt erhob, sie blieb nach wie vor der königlichen untergeordnet, bereit, das absolutistische Verfahren der Monarchie aus Gehorsam und Interesse zu vertreten.

Inmitten der ineinandergreifenden Bestrebungen von Kirche und Staat stand der Hof. So locker die Sitten und die Sprache der Gesellschaft auch sein mochten, die sich hier versammelte, so bot er doch nicht mehr das grelle Bild der Zuchtlosigkeit, wie zur Zeit Jakob's, in welcher der französische Gesandte Tillières, der keinen Grund hatte, den Moral-Prediger zu spielen, sich scheute, die Dinge, die er zu sehen bekam, in wahrheitsgetreuen Ausdrücken wiederzugeben, weil es unmöglich sei, sie vor keuschen Ohren auszusprechen(1). Karl I. galt für ein Muster häuslicher Moralität, eine vornehme, gemessene Art kennzeichnete sein Auftreten. Aber man hatte schon übergenug Erfahrungen darüber sammeln können, dass ihm für das Sittliche im höheren Sinn der Massstab fehle, und dass der äusserliche Anstand nur die Maske eines ungezügelten Eigenwillens sei. Ein tief unwahrer Zug beherrschte sein ganzes Wesen, und je weniger starke Leidenschaften und ein weitreichender Verstand ihm zu Hülfe kamen, desto mehr gewöhnte er sich daran, in absichtlichen Zweideutigkeiten ein erlaubtes Mittel zu erblicken, um sich aus einer augenblicklichen Verlegenheit zu befreien. Ein Versprechen galt ihm als Nothbehelf und ein Wortbruch als erlaubte Waffe. Die Königin hatte in der ersten Zeit der Ehe, die durch so manche Streitigkeiten verbittert worden war, keinen politischen Einfluss ausgeübt. Erst mit den Jahren gelang es ihr bestimmend auf die Rathschlüsse ihres Gemahls einzuwirken, der ihr in aufrichtiger Neigung ergeben,

von ihrer geistvollen Lebendigkeit entzückt war. Vom Vorzug ihrer Religion wie von der Höhe des Herrscheramtes gleich innig überzeugt, musste sie für alle antipuritanischen Elemente die stärkste Stütze werden und in diesem Sinn beständig auf ihre Umgebung, auf den ganzen Hof zurückwirken. Hier liefen alle die Fäden zusammen, an welchen sich das Dasein dieser geistreichen, vornehmen, lebensfrohen Gesellschaft bewegte. Auf diesem glatten Parket begegneten sich der gewiegte Staatsmann, der fremde Diplomat, die verführerische Schöne, der leichtfertige Kavalier und der umschauende Sendling der Kurie. Rauschende Feste, glänzende Maskenzüge, alle Künste, zu vereinter Anstrengung aufgefordert und von einem feingebildeten Publikum gewürdigt, schmückten das Leben. Meisterwerke des Alterthums, aus weiter Ferne herbeigebracht, Perlen der italienischen Malerei, durch glückliche Ankäufe erworben, entzückten das Auge. Inigo Jones verwandte seine reiche Phantasie im Dienste dieser Kreise. Van Dyck fand Vorwürfe, die es verdienten, von seiner Hand auf die Leinwand gezaubert zu werden. Rubens erschien in doppelter Eigenschaft als Künstler und als politischer Agent. Ben Jonson spendete dieser bunten Welt seine schmeichlerischen Verse. — Die absolutistischen Massnahmen der Regierung, die katholisirenden, künstlerischen Bestrebungen der Kirche, die freie, höfische Bildung mit ihrem Sinn für das Schöne: Das alles, sich gegenseitig verstärkend, verschmolz zu einem imponirenden Ganzen.

Aber nicht minder schlossen sich die entgegengesetzten Kräfte, die in der Nation wirksam waren, fest aneinander. Viele Mitglieder des hohen Adels hielten sich vom Hofe fern. Ein Theil der landsässigen Gentry, die grosse Masse der städtischen und ländlichen Bevölkerung blickte mit ganz anderen Gedanken in die Zukunft, als die der herrschenden Kreise waren. Es galt gerüstet zu sein für die Tage des Kampfes, mit Zähigkeit auszuhalten in den Tagen der Versuchung. Aber wer es mit den feindlichen Mächten aufnehmen wollte, musste sich selbst erst überwinden. Frei von der modischen Frivolität in Sprache und Gebahren, ernst und

gemessen auch in den Stunden der Musse, gestärkt durch das mahnende Wort der Bibel, bildete sich das tapfere Geschlecht, dessen Härten und Schroffheiten mit seiner Energie und Selbst-Zucht untrennbar verknüpft waren. Die sittliche Strenge des starren Calvinismus, die argwöhnische Furcht vor gewaltsamer Religions-Aenderung, der unbeugsame, männliche Freiheitssinn gegenüber der brutalen Tyrannei kirchlicher und staatlicher Gewalten: Das alles verband sich zu der einen, geschlossenen Macht des Puritanismus. Wie sich das gottentstammte Königthum mit dem Schimmer religiöser Weihe umgab, so war die Partei der kirchlichen Reform und der politischen Opposition auf's innigste mit einander verwachsen. — Es gab zwischen beiden Gegensätzen keine Versöhnung. Denn über allem Getriebe persönlicher Feindschaften, kirchlicher Streitigkeiten, politischer Kämpfe erschienen sie, von einem höchsten Gesichtspunkt aus betrachtet, als zwei sich befehdende Weltanschauungen, die im Begriff standen, sich den Besitz der Nation streitig zu machen.

In dem Augenblick, als Milton sich über seine Zukunft zu entscheiden hatte, waren die Verhältnisse in Kirche und Staat noch nicht in dem Masse gespannt, wie wir sie, hie und da vorgreifend, hier skizzirt haben. Aber die Ziele, denen das kirchliche und staatliche Regiment zustrebte, die Mittel, die es zur Erreichung derselben verwandte, lagen schon damals vor aller Augen. Es war fast ein Akt der Nothwendigkeit, dass Milton mit jenen Jugend-Träumen einer geistlichen Thätigkeit vollkommen brach. So stark war seine theologische Ader überhaupt nicht, dass er sich hätte angezogen fühlen sollen zum Märtyrer, zum Opfer der Sternkammer oder der hohen Kommission zu werden. Und zum geschmeidigen Diener, zum Vertheidiger der geistlichen und politischen Gewalt war er nicht geboren. „Als ich sah, welche Tyrannei in die Kirche sich eingedrängt hatte, dass der, welcher in den geistlichen Stand treten wollte, sich durch seine Unterschrift zum Sklaven zu machen und einen Eid darauf abzulegen

habe, der, ohne Dehnung des Gewissens, ein Meineid sein oder ihn mit seinem Glauben in Widerspruch setzen musste, da zog ich ein tadelloses Schweigen dem heiligen Amt des Redens vor, das nur durch Knechtschaft und Falschschwören erkauft und begonnen werden konnte“ (1).

Was Milton bei der Hindeutung auf einen geforderten Eid im Auge hatte, ist nicht ganz klar. Wir wissen, dass er schon zwei Mal, als er die Würde des Baccalaureus und die des Magister zu erlangen im Begriff war, eine Eidesformel zu unterschreiben hatte und ohne Anstand unterschrieb In der That enthielten aber die Eide, welche den angehenden Geistlichen abverlangt wurden, wesentlich nichts anderes, als jene Universitäts-Eide. Freilich mochte man die Nöthigung zur Unterschrift im einen Fall als eine akademische Formalität, im andern als eine mit den ernstesten Folgen verbundene Verpflichtung betrachten. Und überhaupt wollte Milton das sklavische Verhältnis, in das der Geistliche zu seinen Oberen zu treten hatte, wohl nur so drastisch wie möglich bezeichnen(2). Genug, er leistete für immer auf die Kanzel und das geistliche Gewand Verzicht. Der alte Milton, wie alle Väter besorgt, den Sohn frühzeitig in einer festen Lebensstellung zu sehen, scheint nun eine Zeit lang daran gedacht zu haben, ihn auf die juristische Laufbahn zu verweisen. Es existirt ein Exemplar des Buches „Natura Brevium“ von Fitz Herbert, einem bedeutenden Juristen aus der Zeit Heinrichs VIII.(3), in der Ausgabe von 1584, auf dessen Titelblatt Milton's Name, von seiner Hand geschrieben, zu lesen ist (Johes Milton: me possidet). Auf einem Vorsatzblatt am Anfang steht von derselben Hand: Det Christus studiis vela secunda meis (Christus möge meine Studien begünstigen), und auf demselben Blatt etwas tiefer von einer anderen Hand: Det Christus studiis vela secunda tuis (Christus möge deine Studien begünstigen). Ich weiss nicht, ob dieser zweite Wunsch, der sich doch wohl auf den Inhalt des juristischen Werkes beziehen soll und wie eine Antwort auf den ersten klingt, aus der Feder des alten Milton geflossen ist(4). Man mag es vermuthen, wenn man einige

Verse eines lateinischen Gedichtes betrachtet, welches Milton wahrscheinlich bald, nachdem er die Universität verlassen hatte, an seinen Vater richtete (s. o. S. 20). Das ganze Gedicht athmet die höchste Verehrung für den Vater und soll als kleines Gegengeschenk für dessen grosse Gaben dargebracht werden. „Verachte die heiligen Musen nicht und halte ihre Werke nicht für eitel und fruchtlos“, ruft er dem soliden auf's Reale Gerichteten zu und erinnert ihn wie im Scherze daran, dass er als Musiker selbst halb zu dieser Zunft gehöre. „Warum solltest du dich also wundern, wenn du einen Dichter zum Sohne hast. . . . Wenn du auch die zarten Kamoenen zu hassen vorgiebst, so glaube ich doch nicht an diesen Hass. Denn du hast mich nicht gezwungen, mein Vater, auf der breiten Strasse zu gehen, wo der Markt leichten Gewinnes sich öffnet, und die sichre, glänzende Hoffnung Gold aufzuhäufen blinkt. Du drängst mich nicht zum Studium der Gesetze und der schlecht bewachten Rechte des Volkes und verdammst mich nicht zum Anhören des läppischen Process-Gezänks. Vielmehr leitest du mich, beseelt von dem Wunsche meinen Geist durch Bildung zu bereichern, fern von dem Getöse der Stadt zu einsamer Stelle und lässt mich an der Seite Apoll's, als seinen glücklichen Jünger, in seliger Musse die aonischen Fluren durchwandern“(1). „Du drängst mich nicht“ soll doch wohl nichts anderes heissen als: „Du hast zwar gewünscht, mich in Amt und Würden zu sehen, aber meine Abneigung gegen die Juristerei, (und sie tritt noch mehrfach in Miltons Schriften hervor)(2), hat den Sieg über deine Wünsche davon getragen.“ — Mit diesen Plänen war es also auch nichts, und so blieb denn das übrig, was in jenen Versen mit dem Gefühl innerer Befriedigung und Seligkeit im Stil der Renaissance ausgesprochen wird. Milton erwählte zunächst gar kein Nährfach, er durfte sich, Dank der Grossherzigkeit seines Vaters, mit den Seinigen wieder vereinigt, in ländlicher Stille den Musen widmen. Wie mächtig hatte sich in den vergangenen Jahren die dichterische Ader, die schriftstellerische Neigung schon in ihm geregt! Was er geschaffen, war mehr als ein ärmliches Häufchen werthloser

Jugend-Versuche. Schon fanden seine Lehrer und Freunde, dass in dem, „was er in Ausführung von Aufgaben oder nach eigener Wahl in englischer oder einer anderen Sprache hervorgebracht hatte, Prosa oder Poesie, zumal aber in der letzten, der Stil, gewissen lebendigen Anzeichen nach zu schliessen, nicht untergehen werde“ (1). Die folgenden Jahre bildeten den Dichter.

Bevor wir diese Entwicklung betrachten, ist es unerlässlich, einen Blick auf die gleichzeitige poetische Literatur England's zu werfen. Nur so wird es möglich sein, zu beurtheilen, welche Stellung Milton damals in ihr einnahm.

Viertes Kapitel.

Blick auf die gleichzeitige poetische Literatur Englands (1).

Zwei und ein halbes Jahrhundert war beinahe verflossen, seit Geoffrey Chaucer die schöpferische That vollbracht hatte, die Elemente des angelsächsischen und normannischen Geistes zu verschmelzen, Formen, die sich guten Theils ausländischen Vorbildern anschlossen, mit einem durch und durch volksthümlichen Gehalt zu füllen und der Nation in einem unvergleichbaren Werke freischaltenden Dichter-Genius durch den Zauber der Kunst die einheitliche Sprache zu weihen, in der sich fortan ihr geistiges Leben bewegte. In den folgenden wilden Jahrzehnten innerer und äusserer Kämpfe wurde die weitere Entfaltung der poetischen Blüthen freilich gewaltsam zurückgedrängt. Erst als der festgefügte nationale Staat mit der Tudor-Dynastie sich aus den Wirren hervorgearbeitet hatte, fand die englische Muse Zeit sich auf sich selbst zu besinnen. Das Wieder-Erwachen der Antike, der Aufschwung der Wissenschaften, die Ausbreitung überraschender Kenntnisse durch den Druck: Alles, was die Grösse der Epoche des Humanismus ausmacht, kam auch der englischen Bildung, der englischen Dichtung zu Statten. Man lernte die grossen Muster des Alterthums besser verstehn und liess sich von dem breiten Strome jener neuen Anschauung der grossen und der

kleinen Welt treiben, dessen Wellen von Italien aus Europa überflutheten.

Nach erfolgtem Bruch mit Rom, durch die Jahrzehnte langen Kämpfe, im Inneren unter wechselnden Tendenzen der Monarchie um die Gestaltung einer reformirten Staatskirche, nach aussen gegen den Landesfeind um die Erhaltung der politischen Selbstständigkeit, durch jene grossartige Anspannung aller Volkskräfte, im Wettbetrieb des Kaufmanns und des Kriegers zu Wasser und zu Lande, war ein tiefer Ernst des Gedankens und ein kühner Schwung der Phantasie zur Geltung gekommen, deren vereinte Gewalt in erhabenen Werken der Poesie unvergänglichen Ausdruck fand, als jene vielumstrittenen Güter gesichert waren. Während die volksmässige Dichtung in Liedern und Balladen fortlebte, Lyrik und Epos von kunstvollen Händen gepflegt wurden, war aus verschiedenen Wurzeln das Drama erwachsen und hatte sich nach einer wilden Periode von Sturm und Drang zu jenen reinen Gebilden abgeklärt, die man nicht nöthig hat mit Namen zu bezeichnen.

Unter Elisabeths ruhmvoller Herrschaft hatten sich alle jene Elemente der höchsten Entfaltung nationaler Poesie strahlend vereint gefunden. In den Jahren Jakobs I. hatte sie sich noch üppig ausgebreitet und war zum Gemeingut geworden. In den Zeiten Karls I. sahen schon die Epigonen mit neidischer Bewunderung auf den Glanz der Vergangenheit zurück. Dennoch prangte auch um das Jahr 1632, als Milton den Entschluss gefasst hatte, sich ganz dem Berufe des Schriftstellers zu widmen, der englische Dichterwald noch in reicher Fülle.

Wie ein alter verwitterter Stamm, die Zweige über einen dichten Nachwuchs junger Schösslinge ausgebreitet, ragte Ben Jonson in das Zeitalter Karls I. hinein. Ein Leben voll von Kämpfen und Abenteuern lag hinter ihm. Das überschwellende Kraftgefühl jener selbstständigen Naturen der Renaissance-Zeit und der ganze Reichthum ächt englischen Humors und ächt englischer Laune waren in dem Manne verbunden, der in seinen guten Tagen den Degen wie die Feder gleich wacker geführt, mit Feinden und Gläubigern, dem Publikum und den

Genossen seines Berufes sich herumgeschlagen hatte und nun, gekrönter Hofdichter, aber elend und gichtisch, „sein Leib wie ein Berg, sein Gesicht wie ein Fels“, die Tage hinschleppte. Vergangen waren die Zeiten, da er in berühmter Taverne beim Glase Sekt mit Shakespeare und Raleigh, Beaumont und Fletcher geistsprühende Gespräche ausgetauscht hatte, vergangen die Zeiten seines höchsten Ruhmes, da er mit souveräner Meisterschaft das bunte ihn umgebende Leben mit allen seinen Thorheiten und „humours“ abschilderte, da er mit einem Aufwand von prunkender Gelehrsamkeit und rednerischem Pathos zu ersetzen suchte, was ihm an höchster dramatischer Kraft zu erreichen versagt war, da er in geistvollen Maskenspielen groteske und liebliche Gestalten zu einem schillernden Reihen verschlang, der sich, wie es der Zauberstab des Meisters gebot, nach den Weisen von Scherz und Ernst, Allegorie und Satyre vor den Augen des entzückten Hofes bewegte. — Allerdings war Ben Jonson's dichterische Kraft noch nicht erschöpft. Aber Eigenschaften seines Genius, die ihn schon früher um den ersten Lorbeer gebracht hatten, traten mit dem Alter in unverminderter Schärfe hervor. Er hatte eine angeborene Neigung, in der Zeichnung der Charaktere bis an die Grenze der Karrikatur zu gehn, er liebte mit seinem Wissen zu prunken, er trug eine bittere Verachtung gegen herrschende Richtungen des Geschmacks und der Sitte zur Schau und wagte hie und da seine Zuhörerschaft abzukanzeln, während sie nur von ihm belustigt sein wollte. Als er nach langer Pause 1625 mit seinem „Markt von Neuigkeiten“ wieder anf der Bühne erschien, fand er keine begeisterte Aufnahme. Sein „neues Wirtshaus“ wurde fünf Jahre später bei der ersten Aufführung ausgezischt. Der Dichter rächte sich durch Verse, die in sehr unhöflichen Ausdrücken seinen Zorn kundgaben(1), wies dem ausgestossenen Kinde seiner Muse im Druck eine Zufluchtsstelle an und suchte sich, die unentbehrlichen Spenden Karls I. im Beutel und das perlende Lieblings-Getränk im Becher, über die Ungunst der Zeit solange zu trösten, bis er diese Quellen des Genusses wieder erschöpft hatte. Auch so bewahrte sein Name noch immer seinen alten Klang. Von

Alt und Jung, von Vornehm und Gering war „König Ben“ gekannt. Die jungen Schöngeister, Männer des Hofes und der Wissenschaft, angehende Juristen und Kleriker, drängten sich um seine charakteristische Gestalt und lauschten mit Ehrfurcht und Begeisterung den scharfen Epigrammen und den lustigen Einfällen, die aus seinem Munde erklangen. Diese „Zunft Ben's“, in welche aufgenommen zu werden für eine hohe Ehre galt, hielt ihre Sitzungen unter Becherklang und Liederschall in dem berühmten „Apollo-Saale“ der alten Teufels-Taverne bei Temple Bar. Fand der alte Dichter hier nicht wie ehemals ebenbürtige Genossen, an deren Witz der seine sich reiben konnte, so herrschte er dafür über die jüngeren Genossen mit dem ganzen Anspruch und Gewicht eines literarischen Orakels.

Nur wenige der grossen Dramatiker jener früheren Tage weckten neben ihm noch durch ihre Persönlichkeit die Erinnerung an das heroische Zeitalter englischer Poesie: Der ehrwürdige fünfundsiebzigjährige Chapman, der Uebersetzer Homers, welcher ehemals mit Ben Jonson und Marston in Gemeinschaft gearbeitet hatte, Marston selbst und Thomas Dekker, beide einst mit Ben Jonson in poetischem Kriege, der vielseitige Anthony Munday und der noch fruchtbarere Thomas Heywood. Aber andere Talente, die ihre dichterische Kraft der Bühne widmeten, waren emporgekommen und standen guten Theils unter dem Einfluss Ben Jonson's, wofern sie nicht förmlich zu seinen „Söhnen“, den Mitgliedern seiner „Zunft“ gehörten.

Philipp Massinger hatte gleich Ben Jonson die rauhe Seite des Lebens erprobt und wusste gleich ihm in überscharfer Zeichnung die niedrigen Triebe der menschlichen Natur zu schildern und mit majestätischer Rhetorik die grössten Wirkungen zu erzielen, während er hie und da mit Shakespeare's erschütterndem Pathos zu wetteifern gewagt hatte (1). Mit John Webster, dessen „Vittoria Corombona“ und „Herzogin von Malfi“ bereits veröffentlicht waren, hätte es so leicht keiner in der nackten Darstellung des übertrieben Grässlichen aufgenommen. Der wenig jüngere John Ford war bis dahin nur –

durch seine „Melancholie des Liebenden“ weiteren Kreisen bekannt geworden. Aber bald trat in „Annabella und Giovanni“, dem „gebrochenen Herzen“, „Perkin Warbeck“ u. s. w. die ganze bezaubernde Gewalt seiner ergreifenden Darstellung glühendster Leidenschaft, seiner verführerisch melodiösen Ausdrucksweise frei und selbstständig hervor, ohne dass Vorzügen, die ihn als eines der ersten dramatischen Genies seines Volkes erscheinen lassen, weise Beschränkung im Gebrauch seiner Mittel und sichere Beherrschung eines höchsten ethischen Masses entsprochen hätte. Jünger an Jahren, bei weitem schwächer an Talent, aber ein erklärter Anhänger Ben Jonson's war Thomas May, der damals zu den Schöngeistern des Hofes gehörte, später der Geschichtschreiber des langen Parlamentes wurde. Auch auf Cartwright und Randolph blickte Ben mit Vaterstolz wie auf seine geistigen Söhne, und auch sie standen zu den herrschenden Kreisen in enger Beziehung oder doch in Wahlverwandtschaft zu ihren Bestrebungen. Der eine, in Oxford gebildet, begann erst eben seine vielseitige, bewundernswerthe Begabung zu entfalten, die keineswegs auf das dramatische Feld beschränkt blieb. Der andere, in Cambridge geschult, hatte ebendort, während Milton daselbst studirte, vor den Majestäten jenes Stück zur Aufführung gebracht, das sich durch den unschuldigen Inhalt in den Augen des Hofes vor dem seines anzüglicheren Universitäts-Genossen Hausted ausgezeichnet hatte (s. o. S. 92) Nicht minder war James Shirley, damals noch im Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn, vollständig in der Atmosphäre der „Kavaliere“ gross geworden, wenn es erlaubt ist diese Bezeichnung schon auf die frühere Zeit anzuwenden. Wie seine Bühnen-Schöpfungen, reife, schillernde Früchte einer ausserordentlichen Phantasie, die mit den Stärken und Schwächen Beaumont's und Fletcher's wetteiferte, die bedenklichen Sitten und Anschauungen der „guten Gesellschaft“ wiederspiegelten, so hatten zu seiner eigenen Bildung alle die Elemente zusammengewirkt, die ihn naturgemäss auf jene Seite drängen mussten. Im St. John's College zu Oxford gewann er die Gunst William Laud's, als dieser Vorsteher der Anstalt war. In den geistlichen Stand

aufgenommen, bewerkstelligte er seinen Uebertritt zum Katholicismus, dem sich das damalige Hochkirchenthum ohnehin in so vielen Stücken anzunähern bestrebt schien. Bald darauf kam er in die Hauptstadt, begann für die Bühne zu schreiben, und wurde ein Schützling der Königin. William Davenant, schon 1632 als Verfasser mehrerer Dramen und zahlreicher schmeichlerischer Gedichte bekannt, errang in der vornehmen Welt noch grössere Auszeichnung. Er war 1606 in jenem Wirtshaus zur Krone in Oxford geboren, das für Shakespeare bei seinen Reisen zwischen Stratford und London häufig als Absteige-Quartier diente. Spätere luftige Sage hat darin einen Anhalt gefunden, ihm statt des Wirtes den grossen Dichter zum Vater zu geben. Er selbst, nach kurzem Aufenthalt im Lincoln College zu Oxford als Page der Herzogin von Richmond, sodann Lord Brooke's, an den Hof gelangt, hatte dies Geschenk der öffentlichen Meinung nicht nöthig. Seine ersten poetischen Leistungen hatten, trotz mancher Rohheiten und Gewaltsamkeiten Talent genug gezeigt, um ihm eine ruhmvolle Dichter-Laufbahn vorauszuverkünden. Sein ganzes Wesen hatte so viel Anziehendes, dass er als witziger und galanter Genosse der lebenslustigen Aristokratie Jahre lang unter den ersten glänzte, bis jenes leichte Spiel der Hoffeste und dramatischen Masken-Scherze, an deren Erfindung er selbst so lebhaft betheiligt war, durch ernstere Ereignisse abgelöst wurde(1).

Ueberblickt man diese stattliche Schaar dramatischer Schriftsteller, die neben Ben Jonson thätig waren, erwägt man, dass eine Reihe von weniger Bedeutenden den Genannten sich anschloss, so wird man von einem Untergang des englischen Dramas in dieser Zeit nicht sprechen wollen. Es trieb nicht mehr so herrliche Blüthen wie wenig Jahrzehnte vorher, es fiel mitunter in die bombastischen Gewaltsamkeiten der vorshakespeareschen Zeit zurück, es liess nicht selten hinter gekünstelten Formen die Tiefe der Leidenschaft vermissen, aber es war doch noch reich an eigenartigen, bedeutenden Schöpfungen in Tragödie und Komödie. Im engsten Zusammenhang damit standen die Verhältnisse der Bühne. Noch immer bildete

sie ein ungemein bedeutendes Element des hauptstädtischen, des nationalen Lebens, wenn schon man sagen darf, dass sie ihre Zeit des höchsten Glanzes gehabt hatte. Das Globus-Theater unweit des Süd-Endes von London-Bridge und das Fortuna-Theater in der Pfarrei St. Giles Cripplegate waren nach den Bränden von 1613 und 1621 prächtiger als sie zuvor gewesen aus der Asche erstanden. Auf diesem spielte die Schauspieler-Gesellschaft des „Prinzen", jenes hatte im Sommer die Truppe „des Königs" inne, während ihr im Winter die Bühne von Blackfriars zu Gebote stand. Mit Stolz konnte diese Gesellschaft auf ihre Vergangenheit zurückblicken, Richard Burbadge, Shakespeare hatten ihr angehört, auch in Milton's Jugendzeit nahm sie eine hervorragende Stelle unter den Kunst-Genossen ein. Das Theater „zum rothen Ochsen" am oberen Ende von St. John's Street, kurz vor dem Jahre 1633 erweitert und wahrscheinlich der Wirkungsplatz der „Kinder der Lustbarkeiten" (children of the revels), stand in ziemlich schlechtem Rufe, auch das „Phönix- oder Cockpit-Theater" in Drury-Lane, auf dessen Brettern die „Schauspieler der Königin', agirten, trug nicht eben zur Hebung der Moral und zur Erhaltung eines anständigen Tones bei. „Rose" und „Schwan" hatten schon längst aufgehört theatralischen Zwecken zu dienen, und in dem Musentempel zur „Hoffnung" (Bankside) wechselten, nicht ganz unbeschadet der Geruchsnerven des Publikums, dramatische Darstellungen mit Bärenhetzen ab. Erst 1629 war auf dem Platze des alten Klosters von Whitefriars ein neues Schauspielhaus in Salisbury-Court errichtet worden, wo eine Gesellschaft unter Führung eines gewissen Richard Heton der Natur den Spiegel vorhielt, nachdem die „Truppe des Prinzen" vor 1635 diese Räume mit der grösseren Fortuna vertauscht hatte(1). — Der Hof bezeigte auf alle Weise seine Theilnahme an der Bühnenkunst. Während der König mit Gewalt sich ungesetzliche Einnahme-Quellen verschaffte, war das Budget seines Intendanten der Lustbarkeiten keineswegs gering, und die Königin war entzückt davon sich selbst mit ihren Damen auf den Brettern zu sehn. Um dem von oben gegebenen Beispiel zu folgen, drängten sich die Mit-

glieder der grossen Rechts-Kollegien, die auf vielfache Weise mit dem Hofe zusammenhiengen, in einer Art von Begeisterung dazu, dem Fürstenpaare zu schmeicheln. Maskenspiele, melodramatische Aufführungen, kostumirte Aufzüge, wechselten mit einander ab; kaum irgend eine Zeit war reicher an glänzenden Gelegenheits-Darstellungen der angedeuteten Art als diese.

Folgte das englische Drama der Zeit mit mehr oder weniger Glück noch immer den Impulsen, die es in der Epoche Elisabeth's und Jakob's empfangen hatte, konnte Ben Jonson auf diesem Gebiete für den vornehmsten lebenden Zeugen ruhmreicher Erinnerungen gelten, so übte für die lyrische und erzählende Dichtung ein anderer Name, welcher der Vergangenheit angehörte, eine ausserordentliche Macht aus. Edmund Spenser ruhte schon über dreissig Jahre im Grabe, aber es war, als wenn sein Genius gleich einem jener mächtigen Zauberer, die in der wunderbaren Mährchenwelt der romantischen Poesie ihren geheimnisvollen Stab schwingen, die Geister noch immer gefesselt hielte. Eine ganze poetische Welt war mit seiner Feenkönigin und mit seinen kleineren Gedichten, wenn nicht in's Leben gerufen, so doch mit neuen reizvollen Gebilden erfüllt worden. Sie hatte ihre fahrenden Ritter und irrenden Jungfrauen, ihre gewaltigen Riesen und ihre winzigen Zwerge, ihre rauschenden Turniere und ihre dunklen Felsverliesse, ihre grässlichen Ungeheuer und ihre verzauberten Schlösser. Sie hatte auch ihre sanften Schäfer und ihre reizenden Schäferinnen, ihre zarten Lämmer und ihre klagenden Nachtigallen, plätschernde Quellen und grüne Matten, wehmüthige Rohrpfeifen und lustige Ringelreime. Bald beschwor die magische Gewalt des Dichters die ganze Romantik des Mittelalters herauf, bald flüchtete sich seine Phantasie in die erträumte Unschuld und die erkünstelte Natürlichkeit eines pastoralen Daseins. In beiden Fällen folgte Spenser dem Geiste seiner Zeit, dem Geiste der Renaissance, der die überkommenen Stoffe und Formen mit neuem Leben zu durchdringen suchte, die Grazien des Heidenthums und die Engel des christlichen Himmels miteinander verband. Unter den Abenteuern seiner frommen

Ritter erschienen die „Götter Griechenlands“ in üppiger Farbengluth, und aus den bukolischen Weisen erklangen die zarten Töne des Minnegesangs. Niemand wird behaupten wollen, dass der Engländer seine Aufgabe immer mit gleichem Glücke gelöst habe wie die grossen Meister Italiens, die von so mächtiger Wirkung auf die Entwicklung der Literatur jener ganzen Epoche gewesen waren. In den Gesängen des Epos kann die sorgsamste Beschreibung und Aufzählung von Einzelheiten uns die sinnliche Frische Ariost's nicht ersetzen. Die Gestalten, ohne plastische Rundung, vielfach schattenhafte Träger abgezogener Begriffe, zerfliessen zu blutlosen Phantomen, und das fortgesetzte Räthselspiel doppelter Allegorieen lässt ein Gefühl der Ermüdung und Uebersättigung zurück. Gleicher Weise wird in den kleineren Dichtungen der reine Genuss nicht selten gestört durch die gezierte Ausdrucksweise und die gesuchte Beziehung auf Persönlichkeiten und Gegenstände des öffentlichen Lebens, für welche die einförmigen Motive jenes vom Boden der Wirklichkeit abgelösten Hirtenlebens doch nicht mehr hinreichen. Trotz alledem war es begreiflich, dass Spenser auch auf die folgende Generation von ausserordentlichem Einfluss war, dass er ihr, wie einem seiner Zeitgenossen, mindestens unter den nicht dramatischen als „der wahrste englische Dichter“ galt.

Hier fand sich eine Einbildungskraft von verschwenderischer Fruchtbarkeit, verbunden mit einer Sprache von entzückendem Wohllaut. Vor allem waren die Schöpfungen dieses keuschen Geistes gekennzeichnet durch einen hohen Idealismus, der Plato's Spuren zu folgen schien. Im Tone der Begeisterung suchte der Hymnus sich über die irdische Erscheinung zur Anschauung der göttlichen Urbilder zu erheben und die weite Kluft antiker und christlicher Weltansicht zu überfliegen, die seit Jahrhunderten den Kultus des Schönen vom Kultus des Guten getrennt hatte.

Es würde den Rahmen dieser leichten Skizze überschreiten, wenn im einzelnen nachgewiesen werden sollte, wie die verschiedensten Geister mehr oder weniger jenen spenserschen Anregungen gefolgt sind. Uebersetzungen und Original-

Werke, Fairfax' vielbewunderte Anglisirung des befreiten Jerusalem und Drayton's langathmige poetische Topographie von England, erzählende und lyrische Gedichte jeder Art hatten die geistige Verwandtschaft mit den Kindern der spenserschen Muse nicht verläugnet. Spenser's Vorliebe für alterthümliche Formen wurde von vielen der jüngeren Dichter getheilt. Seine melodisch aufsteigenden und abfallenden Stanzen, seine farbenreichen Beschreibungen mit ihrer Fülle glücklich erfundener Beiworte und Vergleiche erschienen als nachahmenswerthe Vorbilder. Bis nach Schottland hatte sich die Macht seines Genius erstreckt, und die grünen Wälder von Hawthornden, in deren Schatten John Drummond sich ein romantisches Heim gegründet hatte, klangen von den harmonischen Weisen wider, die Spenser zuerst mit so feiner Anempfindung an das Schöne in den wechselnden Erscheinungen der Natur angeschlagen hatte. Eine förmliche Dichter-Schule hatte sich an ihm gebildet, die sich, wie er, in der gefährlichen Kunst des Symbolisirens und Allegorisirens gefiel, welcher gleich ihm die Fiktion des Hirtenlebens als eine besonders glückliche poetische Form galt, und selbst das Drama hatte sich mitunter in diesen beliebten Geleisen zu bewegen.

Als Repräsentanten jener Spenserianer, für welche die Allegorie zum Mittelpunkt des poetischen Schaffens wurde, konnten in der Zeit, da Milton's Genius sich zu entfalten begann, die beiden Brüder Phineas und Giles Fletcher gelten, — ohne dass man sie als blosse Nachahmer geringschätzen dürfte (1). Aus einer rechten Schriftsteller-Familie, Verwandte des grossen Dramatikers gleichen Namens, beide in Cambridge gebildet und Diener des geistlichen Standes, hatten sie sich durch zwei Gedichte vor allem berühmt gemacht und ausdrücklich als Mitglieder der grossen Gefolgschaft Edmund Spenser's erklärt. Der jüngere, Giles, hatte in seinem „Sieg und Triumph Christi im Himmel und auf Erden" u. s. w. eine überaus reiche Einbildungskraft gezeigt. Er übertrug die Sprache Spenser's auf einen rein religiösen Gegenstand, indem er Erscheinung, Versuchung, Passion, Auferstehung und Himmelfahrt Christi schilderte, und erfüllte den biblischen Stoff in Spenser's Art und

doch in origineller Schöpferkraft, mit Personifikationen und Schilderungen, von denen manche, wie die Ausmalung der Höhle der Verzweiflung, den Zeitgenossen im allgemeinen unvergesslich gewesen zu sein scheinen, andere, wie die der himmlischen Heerschaaren, des Satans und seiner Verführungs-Versuche, insbesondere dem Schöpfer des „Verlorenen und Wiedergewonnenen Paradieses“ wohl frühe bekannt wurden. Ueberhaupt wird sich nicht läugnen lassen, dass das grossartige Gedicht mit seinen Betrachtungen über Sündenfall und Sündenvergebung, dessen Inhalt und Form Milton gleich sympathisch sein mussten, einen nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht hat, der selbst in vielen einzelnen anklingenden Wendungen erkennbar ist(1).

Giles Fletcher war 1623, dreizehn Jahre nachdem sein Gedicht in Cambridge erschienen war, gestorben. Sein Bruder Phineas überlebte ihn um einige Jahrzehnte. Als frühere poetische Leistungen P. Fletchers mögen hier nur erwähnt werden jene von Hass gegen den Jesuitismus getränkte, kraftvolle Dichtung, die in lateinischer und englischer Gewandung als „Locustae“ und „Apollyonists“ 1627 in Cambridge herauskam, das vielumstrittene, farbenglühende „Brittain's Ida“, ein Seitenstück zu Shakespeare's Venus und Adonis, das so lange unter Spenser's Namen gegangen ist, unter welchem es sich einführte (1628), und das 1631 anonym erschienene College-Schauspiel „Sicelides“. Indess erst 1633 trat, wiederum in Cambridge, neben anderen Gedichten, wie den „Fischer-Eklogen“, sein Hauptwerk an's Licht, „die Purpur-Insel“, ein Titel, der an sich auch den scharfsinnigsten Kopf im voraus schwerlich etwas vom Inhalt hätte ahnen lassen. „Die Purpur-Insel“ oder die „Menschen-Insel“, an deren pedantische Beschreibung die kunstvollsten Verse verschwendet werden, war nichts Geringeres als der Mensch nach allen seinen körperlichen und seelischen Kräften, wenn man so will, eine poetische Anatomie, Physiologie und Psychologie in einer Zusammenfassung. Adern und Nerven werden als Ströme und Bäche dieses Inselreiches mit der Genauigkeit eines Generalstabs-Werkes und eines medicinischen Atlas dargestellt. Der Ver-

stand ist der Fürst, der die Insel beherrscht, seine Räthe, Klugheit, Phantasie, Gedächtnis und die fünf Sinne, das ganze Heer der Tugenden helfen ihm das Reich gegen den gefährlichen Angriff der Laster vertheidigen. Einem so spröden Stoff sind noch immerhin glänzende Seiten genug abgewonnen. Viele der vorkommenden Personifikationen zeugen von ausserordentlicher Gestaltungskraft. Man weiss, dass Milton auch hier für eigene Schöpfungen die lebhafteste Anregung empfangen, überhaupt Phineas Fletcher, auf welchen, wie auf seinen Bruder, er nothwendig in Cambridge aufmerksam werden musste, so eingehend studirt hat, wie kaum einen zweiten der zeitgenössischen Dichter. Spuren dieses Studiums lassen sich ungezwungen beinahe in jedem Milton'schen Gedichte finden; am unverkennbarsten tritt der Einfluss der Fletcher'schen „Locustae" und „Apollyonists" auf die Ausbildung von Allegorieen wie Tod und Sünde, die Zeichnung der höllischen Mächte und namentlich der Figur des Satans im verlorenen Paradies hervor (1).

Die beiden Fletcher hatten keineswegs darauf verzichtet, sich in ihrem dichterischen Beruf der konventionellen Redewendung gemäss als Hirten einzuführen, die an den Ufern des Cam ihre Heerden weiden und sich gegenseitig mit den angenehmen Tönen ihrer Rohrpfeifen beglücken; indess das pastorale Element der Spenser'schen Schule hatte nicht in ihnen, sondern in William Browne seinen vollsten Ausdruck gefunden (2). Browne war 1588 in Tavistock (Devonshire) geboren, hatte das Exeter-College in Oxford besucht, sodann manches Jahr in London als Mitglied des Rechts-Kollegs von Clifford Inn und Inner Temple geweilt, dort einen Freundschaftsbund mit vielen der angesehensten Kunstgenossen geschlossen und lebte seit 1624 von der Hauptstadt entfernt. Als erste Probe seines Talents war 1613 seine Elegie auf den Tod des Prinzen Heinrich, Karl's I. Bruder, bekannt geworden, dessen frühes Ende so grosse Hoffnungen täuschte. Die Elegie fand später mit leichten Aenderungen Aufnahme in jenes grosse Werk, welches den Hauptruhm Browne's ausmachte: „Britannia's Schäfergedichte", dessen zwei erste Bücher 1614 (?) und

1616, sodann schon 1625 in zweiter Auflage erschienen waren, während das dritte erst in unseren Tagen bekannt geworden ist. Hier fand man sich ganz und gar im lieblichen Wunderlande jenes „süssen . . göttlichsten Spenser, . . der am besten von allen Sterblichen die Klage eines Liebenden singen konnte“ (I. 193, 86). Britannien ist Arcadia, bewohnt von wackren, sangeskundigen Hirten und huldvollen oder spröden Schäferinnen, wie sie die Sonne nie schöner beschienen hat. Die Paare suchen und fliehen sich, Nymphen tanzen durch den Wald und nehmen mit allen heidnischen Göttern von Land und Gewässer an den Schäfer-Freuden und -Leiden Theil, Lämmer gehn verloren, Altäre flammen von ländlichen Opfer-Gaben, Rosmarin und Hagebutte erquicken das Auge, und aus grünen Zweigen singen Rothkehlchen und Nachtigall mit dem Chore der Hirten um die Wette. In Wahrheit sind uns alle diese Schäfer und Schäferinnen ebenso gleichgültig wie die „sanften Heerden“ der Schafe, die sie weiden. Wir sind kaum im Stande, den Abenteuern dieser Celandine und Remond, Marina und Fida zu folgen und noch weniger in jedem Falle eine Lösung der mannichfachen Räthsel zu ahnen, die sich nicht selten unter diesen allegorischen Wendungen verbergen mögen. Wir werden wenig Geschmack gewinnen an so vielem, was William Browne seinen Zeitgenossen als einen der würdigsten Nachfolger Spenser's erscheinen liess: an seinem anspruchsvollen Prunken mit homerischen und virgilischen Reminiscenzen, an seiner Liebhaberei für die Personifikation abstrakter Begriffe, wie Wahrheit, Streit, Erinnerung, so schöpferisch im einzelnen seine Phantasie hier waltet, an seiner Ausmalung des „Hauses der Reue“, an dessen Wänden „Christall-Fläschchen mit Thränen“ aufgehängt sind (I. 146), oder an seiner Schilderung der „Höhle des Hungers“ mit ihren Bildern vom belagerten Jerusalem, Hagar und Ismaël und Erysichthon (I. 184). Aber dabei hat das Gedicht Schönheiten, welche den Genius seines Schöpfers als erhaben über die engen Schranken des damals herrschenden Geschmacks zeigen. Er benutzt den schwachgezimmerten Rahmen der Handlung, um ihn mit eingestreuten Schilderungen zu füllen. Wo sie sich frei erhalten

von lästiger Allegorie, entrollen sie die lieblichsten Bilder, die mit hingebendem Verständnis für die Kleinmalerei ausgeführt sind. Die Reize des Landlebens, Sonnenaufgang und Abendruhe, Pflanzen- und Thierleben sind selten in englischer Sprache mit so frischen Farben geschildert worden. Hier wetteifert Browne nicht nur mit Spenser, sondern auch mit Chaucer, mit dem er die Form der üblichen gereimten Verspaare theilt, um sie unter seiner Hand zu weicher Biegsamkeit umzuschmelzen. Auch er verwendet mit Glück den reichen Schatz volksmässiger Lieder- und Balladen-Dichtung und flicht dem Kranze seiner Pastoralen solche am Wege abgeflückte „Blumen" ein. Man braucht nur (I. 148) seine Schilderung der lieblichen Jungfrau zu lesen, die sich Abends in ihrer Kammer entkleidet, um mit Achtung vor seinem Talent erfüllt zu werden und sich zugleich zu überzeugen, wie zart und sittsam er eine so verfängliche Scene wie diese zu nehmen weiss. Denn darin zeigte er sich gleichfalls als echter Schüler Spenser's, dass seine Muse bei aller Freude an sinnlicher Schönheit immer keusch und „mädchenhaft" blieb und jenen platonischen Flug zum Idealen nahm, in dessen Nähe nichts Rohes und Gemeines Duldung finden konnte. Eben dies hat ohne Zweifel Browne zu einem Lieblings-Dichter Milton's gemacht. Es wird sich noch Gelegenheit finden darauf hinzuweisen, dass die Bekanntschaft mit Browne auf einige der vorzüglichsten Gedichte Milton's eingewirkt zu haben scheint. Hier sei nur erwähnt, dass man ein Exemplar der (ersten) Folio-Ausgabe der „Britannia's Pastorals" kennt, in welche eine Anzahl erklärender Randbemerkungen eingezeichnet ist, die nach dem Urtheil bewährter Autoritäten von keines anderen Hand als John Milton's, des damaligen Besitzers jenes Exemplares, herrühren sollen und die beweisen würden, mit welcher Aufmerksamkeit er das Werk studirt habe (1). Auch die übrigen Dichtungen Browne's scheinen lebhaften Anklang gefunden zu haben und spiegeln einen ähnlichen Geist wider wie sein Hauptwerk. Es sind des „Schäfers Pfeife" (1614), eine Sammlung von Eklogen, vielfach von biographischem oder wohl gar politischem Interesse, berühmt besonders durch eine Elegie auf den Tod eines in Frankreich

ertrunkenen Freundes, das Maskenspiel des „Inner Temple“ (1615), das die längst populäre Erzählung von Odysseus und Circe behandelt, während die „vermischten Gedichte“, in denen sich sehr feine Züge finden, erst jetzt in einer sehr brauchbaren Sammlung vorliegen.

Die Spenser'sche Dichterschule hatte unzweifelhaft selbst in ihren spätesten Ausläufern noch viel von der eigenthümlichen Grösse ihres Schöpfers bewahrt. Der ausgeprägte Sinn für das Schöne im ganzen Bereich der Natur, die lebenswahre und doch poetisch-duftige Farbengebung in der Beschreibung, die formelle Gewandtheit in der Behandluug der Sprache: Das alles waren Züge, die sich selbst noch in den meisten der untergeordnetsten Erzeugnisse der Spenserianer erkennen liessen. Aber zu gleicher Zeit waren in den Werken der Nachfolger jene Schattenseiten immer stärker hervorgetreten, die man schon in den glänzendsten Leistungen des Meisters hatte bemerken können. Die Sucht, durch das Mittel der Allegorie allgemeine Begriffe, deren Wesen für eine dichterische Behandlung zu spröde war, dem Gebiet der Prosa zu entrücken, hatte in erschreckender Weise zugenommen. Die Freude an der reinen Beschreibung hatte nicht selten dazu geführt, diese, statt sie einem höheren Zweck unterzuordnen, zur Hauptsache zu machen und zu einem dürren Kataloge einzelner Erscheinungen umzuwandeln. Die englische Poesie, die noch eben erst im Wunderlande der Romantik und Arkadiens geschwärmt hatte, drohte schon wenige Jahrzehnte später in einer Wüste ausgeklügelter Prosaismen zu verschmachten. Ohne dass man sich dessen immer deutlich bewusst gewesen wäre, trat eine Reaktion gegen die Spenser'sche Richtung ein. Man war nicht mehr fähig, die schwere Ritterrüstung zu tragen, in deren Glanze sich Spenser noch einmal gespiegelt hatte, und man wurde des Schäferkleides, unter dem er sich zum Quell der Natur geflüchtet hatte, bald überdrüssig. Eine Dichterschule, nach ihren Varietäten etwas willkürlich als philosophische, metaphysische, dialektische bezeichnet, kam im Gegensatz zu dem ursprünglichen Wesen der Spenser'schen Schule empor, von welcher sie die Vor-

liebe für geistreiches Spielen mit Vorstellungen von zweifelhaftem poetischen Werth und zügelloses Schwelgen in der Detailschilderung übernahm, ohne ihre Naivetät und ihre Phantasie, noch auch in allen Fällen ihre Reinheit und ihren Adel zu theilen. Ihre Ausdrucksweise, selbst in den frühesten Gedichten Milton's bemerkbar, erinnerte mitunter an den Jargon des Euphuismus und war wie dieser unzweifelhaft stark beeinflusst von den Geboten des literarischen Geschmackes Italiens, welcher schon vor Marini in gesuchten Concetti sich zur Geltung zu bringen gewusst hatte. Je geringer die schöpferische Kraft, desto erwünschter musste es sein, unter der schützenden Flagge der Mode gesuchte Vergleiche und affektirte Wendungen für Poesie ausgeben zu können, aber auch Dichter von bedeutendem Talent liessen sich ohne Widerstreben nach dieser Richtung hin fortreissen.

Man hat bemerkt, dass die Entwicklung der englischen Wissenschaft, welche seit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, und besonders unter der Regierung Jakob's I. einen so mächtigen Aufschwung genommen hatte, sehr viel dazu beigetragen haben wird, diese Geistesrichtung zu befördern. Mag man über Bacon's Methode denken, wie man will, sie übte unzweifelhaft auf die Hinwendung zum Studium der Naturwissenschaft einen nachhaltigen Anstoss aus. William Harvey überraschte durch seine epochemachenden Entdeckungen. In dem umfassenden Geiste John Selden's, der mit so vielen der zeitgenössischen Dichter befreundet war, erhielt die Rechtswissenschaft ihren glänzendsten Vertreter. Profan- und Kirchen-Geschichte, klassische und orientalische Philologie hatten durch Speed, Cotton, Camden, Spelman, Hakewill, Ussher und viele andere Männer von Scharfblick und Fleiss eine ausserordentliche Anregung empfangen. Mit unglaublichem Eifer gefiel man sich darin, Einzelheiten aus dem Gebiet der Historie und Geographie zu sammeln, Inschriften und Antiquitäten aller Art nachzugehn. Die Entwicklung der heimischen Industrie, die Ausdehnung des überseeischen Handels, die durch Reiseberichte täglich zunehmende Kunde von fernen, erst jüngst erschlossenen oder kolonisirten

Erdtheilen erweiterte den geistigen Gesichtskreis und führte den Gebildeten eine erdrückende Fülle von Thatsachen zu, die stark genug war, um den freien Flug der Phantasie mit bleiernem Drucke niederzuziehn. Eine berühmte Stelle aus der „Anatomie der Melancholie“ von Robert Burton (Ed. 1660 p. 3), der selbst als ein ächter Zögling dieser encyklopädischen Bildung gelten konnte, klärt in deutlichster Weise darüber auf, welchen mehr als Rabelais'schen „Karneval von Ideen“ diese berauschende Masse von politischen und historischen, astronomischen und zoologischen, geographischen und physikalischen Wahrheiten oder Annahmen in den Köpfen hervorrief. — Man möchte sagen: in der ersten kampferfüllten, jugendlichen Epoche der „Kultur der Renaissance“ waren Kunst und Wissenschaft wie Zwillings-Geschwister, zu einem Streben verbunden, Hand in Hand gegangen, abgewandt von dem mönchisch-scholastischen Ideal, dessen Stolz darin bestanden hatte, das Fleisch zu ertödten, mit freudigen Schritten der neuen Zeit entgegen, die das so lange für sündlich gehaltene Natürliche wieder zur Geltung brachte. Als der schwere Sieg erfochten, die jugendliche Begeisterung verflogen war, als im leidenschaftlichen Kampf um die Fragen von Staat und Kirche der Raum für das künstlerische Behagen knapper ward, und für die von mittelalterlichen Fesseln befreite Wissenschaft die ernste Arbeit der Einzelforschung begann, da änderte sich das Verhältnis der Geschwister, und wenn Jahrzehnte hindurch eine Art von Gleichberechtigung beider gegolten hatte, so trat für lange Zeit ein Uebergewicht des mächtig erstarkten Wissens ein. Die reine Freude am Schönen machte nicht selten der reinen Freude am Wahren Platz. Das ganze Reich von Natur und Geschichte wurde geplündert, nicht um es wie früher mit dem Feuer dichterischer Begeisterung zu durchdringen, sondern um seine Schätze wie in einem Museum vor den Augen der erstaunten Lesewelt aufzuspeichern.

Ein Werk, wie die Purpur-Insel P. Fletcher's hatte schon bedenkliche Spuren dieser Geschmacksrichtung gezeigt. Nächst den mit Reflexionen durchtränkten Versen des Sir John Davies

und des Grafen von Stirling waren ferner die Dichtungen des edlen Fulke Greville, Lord Brooke († 1628), guten Theils mit politischen und national-ökonomischen Gedanken überladen gewesen(1). Indess als das eigentliche Haupt der neuen Dichterschule ist mit Recht John Donne betrachtet worden, der erst ein Jahr, ehe Milton die Universität verliess, als Dechant der St. Paul's-Kirche gestorben war, dessen nachwirkende literatur-geschichtliche Bedeutung ohne allzu grosse Kühnheit beinahe über die ganze Lebenszeit Milton's bis tief in die Restaurationsepoche hinein erstreckt werden darf(2). Dem Manne, welcher zu Raleigh's Tafelrunde und zu Ben Jonson's Freunden gehört hatte, dem die Atmosphäre des Hofes bekannt war, und der von der Kanzel herab an sein Wort eine grosse Zuhörerschaft zu fesseln wusste, konnte unstreitig eine bedeutende Welt- und Menschen-Kenntnis, scharfer Verstand und umfassende Belesenheit, lebhafte Phantasie und beissender Witz nicht abgesprochen werden. Alle Erzeugnisse seiner Feder, die zu seinen Lebzeiten und bis zu der ersten Ausgabe der Gedichte von 1633 fast sämmtlich nur handschriftlich umliefen, hatten Zeugnis dafür abgelegt: seine poetischen Episteln und seine Satiren, Elegieen, Sonette und Lieder nicht minder wie die „göttlichen Gedichte“ und die vielfachen prosaischen Stücke aus der späteren Zeit seines geistlichen Amtes. In den Satiren vor allem offenbarte sich eine seltene Schärfe in der Beobachtung, mit der sich eine erfrischende Lebhaftigkeit des Ausdrucks verband. Von den Liebesgedichten und namentlich denen in Form der Elegie hat manches den Reiz leidenschaftlicher Beredtsamkeit, wie z. B. des Dichters Verweigerung der Bitte seines jungen Weibes, „ihn als Page auf einer Reise in's Ausland begleiten zu dürfen“. Die Poesieen religiösen Inhalts, die zum Theil noch aus Donne's katholischer Epoche stammen(3), nehmen nicht selten einen begeisterten Aufschwung. Die Kühnheit des Gedankens und die Grazie des Ausdrucks überraschen oft bei ihm in gleicher Weise. Aber zugleich wird man fast auf Schritt und Tritt in dem künstlerischen Genuss gestört durch das eitle Gepränge gelehrter Anspielungen und die gezwungene

Verknüpfung verstandesmässiger Bilder, in denen der bewegliche Geist des Dichters sich bis zur Ermüdung gefällt. Eine seiner Elegieen endigt mit den Worten: „Vergleiche sind gehässig“ (1), aber in der Praxis hat er sich wenig aus dieser Gehässigkeit gemacht. Er plündert das Wörterbuch der Technik und Chemie, des Militärwesens und der Geographie, um seiner Neigung originell zu erscheinen genug zu thun. Die Geliebte ist ihm sein „Amerika“ und sein „Neufundland“, seine „Mine voll kostbarer Steine“. Ein anderes Mal ist sie ihm „mehr als der Mond“, indem sie „Meere“ von Thränen anzieht, „um ihn in ihrer Sphäre zu ertränken“. Ein Gedicht über die Unbeständigkeit veranlasst ihn zu der Bemerkung, dass die See ausser der Donau auch noch den Rhein, die Wolga, den Po in sich aufnimmt, und man muss froh sein, dass er es hierbei hat bewenden lassen. Um in einem seiner geistlichen Lieder zu zeigen, dass die Form des Kreuzes sich überall in der Natur wie von selbst vorgezeichnet finde, genügt es ihm nicht, u. a. auf die Gestalt des schwimmenden Menschen und des fliegenden Vogels hinzuweisen, sondern er setzt noch hinzu:

„All the globe's frame and sphaeres is nothing els
But the Meridians crossing parallells“.

Mit diesem Behagen an qualvollen Gedankenspielen, das auch die hässlichen Bilder abzuwehren sich nicht überwinden konnte, verband sich sehr natürlich der Kitzel, ein Ganzes in seine Theile zu zerlegen und die Vorstellung läppischer oder gewagter Situationen für irgend eine Pointe auszubeuten, welche den Anspruch erhob, geistreich zu sein, aber die Poesie völlig zu Grunde richten konnte. In den Elegieen „das Anagramm“ und der „Vergleich“ geht diese in Ernst und Ironie durchgeführte Specifikation der „Elemente der Schönheit“ oder ihres Gegentheils in's Widerliche, nicht einmal die „Schweisstropfen auf der Brust seines Mädchens“ werden uns von Donne geschenkt. In einem anderen Gedicht „der Floh“ sieht sich der Dichter, trotz des Murrens der Eltern, mit seiner Geliebten unwiderruflich vereint, da das nützliche Insekt so freundlich gewesen ist, beide zu beissen und somit ihr Blut

zu verbinden. Es ist ihr „Hochzeit-Bett und -Tempel“ geworden, es tödten hiesse „ein Sakrilegium und einen dreifachen Mord“ begehn.

Aus der grossen Zahl der jüngeren Schöngeister, die der bestechenden Weise Donne's nacheiferten, verdienen zwei besonders hervorgehoben zu werden, deren Namen in mehrfacher Beziehung zu den Ereignissen erscheinen, die Milton's Zeit bewegten und in Milton's Leben selbst eine gewisse Rolle spielen. Dem einen sind wir schon als einem der Studiengenossen im Christ-College begegnet, John Cleveland. Er wurde 1634 Fellow im St. John's College und gewann schon damals wegen seiner literarischen Gaben hohen Ruhm, der in Folge seiner späteren Schicksale noch grösser ward. Wie die Rede, die er einst, fast noch ein Knabe, vor dem französischen Gesandten und Lord Holland gehalten, künstliche Verschnörkelungen aufgewiesen hatte, so strotzten seine viele Jahre später veröffentlichten Gedichte, in jeder Weise Zeugnisse seiner antipuritanischen Moral und Gesinnung, und oft werthvolle Kommentare zu den politischen Ereignissen, von den gesuchtesten Bildern und Vergleichen. Wenn sich auf Phillis' Wangen Roth und Weiss mischen, so „trennt kein Bürgerkrieg ihr York und Lancaster“. Wenn der König verkleidet flüchten, der „fürstliche Adler in eine Fledermaus zusammenschrumpfen“ muss, so ist das eine „abscheuliche Stenographie der Politik“. — Bei weitem vielseitiger war Abraham Cowley, der Sohn eines londoner Gewürzhändlers, 1632 erst vierzehnjährig, aber schon als zehnjähriger Zögling der Westminster-Schule ein Dichter. Er wurde mit fünfzehn Jahren nach Veröffentlichung seiner „poetischen Blumen“ ein anerkannter Autor, dessen Ruhm bis in die Tage von Milton's Alter beständig wuchs, dessen Gesinnung, entschieden royalistisch wie die Cleveland's, seine spätere Parteistellung und seinen Lebensweg bestimmte (1). Hier genügt es, vorläufig darauf hinzuweisen, dass er sich auf jedem Gebiet der Poesie versucht hat, als Lyriker aber die grössten Erfolge errang. Ein leichter, gefälliger Witz stand ihm ebensowohl zu Gebote wie ein gedankenvoller Ernst. Aber auf die zartesten Blüthen

seiner Muse legte sich der Mehlthau der Donne'schen Affektation. Cowley's spätere Zeitgenossen mochten es unübertrefflich finden, wenn ein Liebesgedicht vom „sanften Ocean" sprach, der sein „schönes Albion" in seine Arme schliesst, oder ein anderes darüber grollt, dass das geliebte Mädchen drei volle Stunden bei der Morgentoilette verbringt, und die Schönheit, sonst ein „konstitutioneller Staat", sich damit in die „Absolutie" verwandelt. Ein jüngeres Geschlecht wird, von Geschmacklosigkeiten der Art abgestossen, kaum begreifen, dass derselbe Autor sich ihrer schuldig gemacht hat, dessen Feder die musterhaften prosaischen „Essays" entstammt sind.

Niemandem, welcher die Erzeugnisse der Donne'schen Schule betrachtet, kann es entgehn, wie bedeutend in ihnen ein grob sinnliches Element vorwaltet. Zudringliche Hände hatten den zarten Duft abgestreift, mit dem Spenser's Genius alle Gegenstände überhaucht, den schützenden Schleier gelüftet, mit dem seine keusche Muse das rein Animalische verhüllt hatte. Das Verweilen bei Einzelheiten, das Haschen nach Pikantem führte von selbst dazu, schlüpfrige, unreine Vorstellungen zu begünstigen und in dem Verhältnis beider Geschlechter die physiologische Seite vorwiegend hervortreten zu lassen. Schon Donne, dessen sittlichem Wandel später nichts vorzuwerfen war, und der im Alter so manchen poetischen Reflex stürmischer Jugendtage bedauerte, hatte hier den Weg gewiesen. Seine Elegie „An seine Geliebte, als sie zu Bett gieng", leistet in der Behandlung des Nackten alles nur Mögliche. Wenn derfeingebildete Cowley durch die gesuchte, aber ebendeshalb im Grunde kalte Galanterie seiner erotischen Verse meistens in gewissen Schranken gehalten wurde, so that sich Cleveland später in Gedichten, wie „das Fest der Sinne", „eine schöne Nymphe verspottet einen Mohren, der ihr den Hof macht" u. a., durchaus keinen Zwang an und wurde schon dadurch einer der Lieblinge der Kavaliere. Vor ihm hatte bereits Thomas Carew vielleicht das Stärkste auf diesem Gebiete geleistet, was die englische Literatur der Zeit aufzuweisen hat(1). Carew, 1632 etwa vierunddreissig Jahre alt, hatte alle Freuden der Hauptstadt

durchgekostet und eine epikuräische Weltanschauung aus seinen jugendlichen Erfahrungen entnommen, die bis zu seinem frühen Ende (1638) vorhielt. Einer angesehenen Familie entsprossen, im Corpus Christ-Cellege zu Oxford gebildet, hatte er, taub gegen die Ermahnungen seines Vaters, ein liederliches Leben geführt und es nur kurze Zeit in der Stellung eines Gesandtschaftssekretärs bei Dudley Carleton, dem Vertreter Englands im Haag, ausgehalten. Indessen war er in den höheren Schichten der Gesellschaft als ein witziger, poetischer Kopf bekannt geworden, der sich durch Reisen und Lektüre feine Bildung angeeignet hatte. Ben Jonson, Davenant, Hyde gehörten u. a. zu seinen Freunden. Karl I. fand an ihm besonderes Wohlgefallen, gab ihm eine Stelle im Hofdienst und überhäufte ihn mit Wohlthaten. Zahlreiche Gedichte Carew's auf den König, die Königin und sonstige Mitglieder der Hofkreise beweisen, wie nahe er ihnen gestanden hat. Uebrigens lag seine Hauptstärke in der erotischen Lyrik, und hier zeigte er nicht selten eine anmuthige Leichtigkeit, ja selbst zartes Gefühl in Sinn und Vers. Aber die Grazie seiner tändelnden Lieder wird nur zu häufig entstellt durch jene Verirrungen des guten Geschmacks, die er dem „grossen Donne", wie er ihn nennt, entlehnte, „dem König, der das ganze Reich des Witzes beherrschte". Echt Donne'sch ist die Beschreibung aller Körpertheile der Schönen, in der der Kopf einen „Wunder-Globus", der Leib ein Land reich an Schätzen, der Fuss „die Wurzel dieser göttlichen Ceder" darstellen muss(1), aber wie hier bei aller Glätte der Form die Zote nicht vermieden wird, so mischt sich fast immer ein Tropfen des verführerischen Giftes in den perlenden Trank, den der galante Kavalier in glänzender Schale kredenzt. Das zierlich-neckische „Gebet eines Mädchens an Cupido" schliesst mit einer unanständigen Zweideutigkeit, an mehr als einer Stelle wird die unbedenkliche Moral des Wüstlings gepredigt und die gluthvollen Verse, welche den Titel die „Entzückung" führen, können es dreist mit dem Gewagtesten aufnehmen, was in der Zeit der Restauration geschrieben worden ist. Solchen Ausschreitungen der Phantasie hätte als Motto jenes

„Erlaubt ist, was gefällt“, dienen können, dem Carew selbst in dem bezeichneten Gedichte ohne alle Scheu Ausdruck lieh:

All things are lawful there that may delight
Nature or unrestrained appetite.

Es ist keine seltene Erscheinung, dass ein und derselbe Zeitgeist in grob-sinnlichen und religiös-inbrünstigen Dichtungen sich kundgiebt. Auch der Hymnus kann sensualistischen Trieben dienen, und in der Epoche William Laud's, als der Anglikanismus sich in seinen Formen zu künstlerischer Schönheit zu erheben, durch äussere Mittel auf die Sinne zu wirken suchte, war es begreiflich, dass eine schwärmerische geistliche Poesie in denselben Kreisen mit Entzücken aufgenommen wurde, die sich an frivolen Liedern der Lust ergötzten. Wiederum hatte John Donne, der Dechant von St. Paul, hier den Weg gezeigt und in seinen Versen auf die Jungfrau Maria, die Heiligen u. s. w. einen Ton angeschlagen, der ganz in Uebereinstimmung mit Laud's Bestrebungen sehr stark an katholische Weisen anklang. Selbst der leichtfertige Carew hatte sich nicht enthalten können, einige Psalmen in's Englische zu übertragen. Als der vornehmste Vertreter der kirchlichen Poesie konnte indess George Herbert gelten (geb. 1593), der den höfischen und gelehrten Kreisen gleich nahe gestanden hatte(1). Er war orator publicus der Universität Cambridge gewesen, als Milton diese bezogen hatte. Weltmännisch gebildet und nicht ohne den Ehrgeiz eine politische Rolle zu spielen, hatte er sich erst durch innere Kämpfe hindurch zu arbeiten, bis er in der bescheidenen Stellung eines Landpfarrers volle Befriedigung fand und ein vielbewundertes Muster seines Standes wurde. Donne, den Freund und Meister, dem er nacheiferte, überlebte er um zwei Jahre. Erst nach seinem Tode, datirt zuerst 1633, erschien eine Sammlung seiner geistlichen Gedichte, „der Tempel“, welche sofort grossen Absatz fand. Was Laud, sein Gönner, unter der „Schönheit der Heiligkeit“ verstand, war hier von einem Manne, der als Ideal des Anglikanismus dieser Zeit erschien, in gebundener Rede kunstvoll, vielfach mit Donne'scher Gesuchtheit ausgedrückt. Das glatte Mosaik des Kirchenflurs,

die bunten Fenster der Kapellen werden Gegenstände der Verherrlichung und allegorischen Deutung. Ein förmliches Verlangen nach der alten Heiligenanbetung bricht hie und da durch.

In der ganzen mystischen Ueberschwänglichkeit und sinnlichen Weichheit des katholischen Stils erschien die geistliche Lyrik allerdings erst später in den Werken des hochbegabten Richard Crashaw, des Sohnes eines hervorragenden londoner Geistlichen(1). Damals (1632) studirte der Neunzehnjährige in Cambridge (Pembroke-Hall) und folgte in seinen poetischen Jugendversuchen mehr dem Muster Spenser's als Donne's. Das Erscheinen von Herbert's „Tempel" machte auch auf ihn grossen Eindruck. „Stufen zum Tempel" hiess die Sammlung seiner „heiligen Gedichte", die zusammen mit den „Freuden der Musen", Poesien weltlichen Inhalts, erst 1646 an's Licht trat. Das Spielen mit sinnlichen Vorstellungen von Liebe und Brautschaft, auf Gegenstände der religiösen Verehrung übertragen, die schmachtende Weichheit seiner bilderreichen Verse erschien dort um so natürlicher, da Crashaw selbst den Uebergang zum Katholicismus gemacht hatte und als Kanonikus der Kirche von Loretto endigte. An dem entgegengesetzten Ende der Skala religiöser Dichtung standen die Werke von Francis Quarles, der in Milton's College in Cambridge — gebildet, im Dienste Elisabeth's, der Winterkönigin, gestanden hatte, später Sekretär des Erzbischofs Ussher in Irland geworden war(2). Was bis 1632 von ihm erschienen war, hatte wenig Aehnlichkeit mit jenen lyrischen Ergüssen frommer Gemüther, welche auch dem religiösen Gebiet vorwiegend eine ästhetische Seite abzugewinnen suchten. Er hatte sich mit Vorliebe Gegenstände des alten Testamentes ausgesucht, wie Jonas, Esther, Hiob, Samson, seine Vorlage nicht ohne poetisches Geschick, aber oft mit gesuchten Concetti in weitschweifigen englischen Versen wiedergegeben und zwischen die einzelnen Abschnitte allgemeine „Betrachtungen" in gebundener Rede eingeschoben. Auch die Klagelieder Jeremiae und das hohe Lied hatte er unter dem Titel Sion's Elegieen und Sion's Sonette in der Muttersprache dichterisch umschrieben. Indem er sich mit jenem Zwiegespräch des Liebenden und der Geliebten beschäftigte, das

ihn selbstverständlich ein Zwiegespräch zwischen „dem Bräutigam Christi und der Braut, der Kirche“, zu sein dünkte, hatte er einen Kreis von Vorstellungen gestreift, zu dem er sonst sich wenig hingezogen fühlte. Die Gedanken an Tod und Verwesung, an die sündige Natur des Menschen und die göttlichen Gerichte bewegen ihn mehr als alle anderen. Er liebt es, darauf zurückzukommen, dass die Erde ein Jammerthal, und der Mensch ein Frass für die Würmer ist; zu schildern, wie die Posaunen des jüngsten Tages blasen, und die Gräber sich öffnen. Dass er seiner Ueberzeugung an das Dogma der Prädestination energischen Ausdruck gab, hieng damit zusammen(1). Alles dies machte ihn zu einem Lieblings-Schriftsteller der puritanischen Massen, noch ehe 1635 seine „Embleme“ erschienen, die sein populärstes Werk wurden.

Man würde ein sehr unvollständiges Bild vom Zustande der schönen Literatur Englands jener Jahre erhalten, wenn man sich nicht erinnerte, dass ausser den Genannten eine grosse Zahl von beliebten Lyrikern blühte, die weder in der Lascivität eines Carew, noch in der Mystik eines Crashaw, noch in dem Pessimismus eines Quarles etwas suchten, sondern in einer allgemein passenden und verständlichen Sprache innerlich und äusserlich individuell Erlebtes je nach Neigung und Talent dichterisch gestalteten. Viele von den Meistern des Dramas wären hier zu nennen, denen auch dies Gebiet nicht fremd blieb, vor allen Ben Jonson, dem so manches Gedicht in Form der Elegie, der Ode, des Liedes wie des Epigramms und der Epistel gelang. Andere sind Lyriker schlechtweg. Mancher von ihnen geht mitunter über die Grenze des Schicklichen hinaus. Mancher erscheint hie und da angesteckt von Donne'scher Manier. Aber auch, wo jenen schlüpfrigen und affektirten Gedankenspielen gar kein Raum gewährt wird, stellt sich die Lyrik des Tages doch grundverschieden von der der Spenser'schen Schule dar. Der grosse Stil, die Kraft des Gedankens, das Feuer mächtiger Leidenschaft, die durch die künstliche Verhüllung hindurchgeleuchtet hatte, war geschwunden. Für das Zierliche und Anmuthige war noch Raum. Man wetteiferte darin, in der graciösen

Sprache der vornehmen Gesellschaft kleine Gegenstände der Galanterie, ein Band, einen Gürtel, eine Blume, poetisch zu fassen, und durch die anakreontisch tändelnde Form blickt oft genug wahres Gefühl hindurch. Besonders wohlthuend werden mitunter die höfischen Schmeicheleien durch glückliches Zurückgreifen auf den Ton des volksmässigen Liedes unterbrochen, das in dieser Zeit neben dem gedrechselten Kompliment noch eine stiefmütterliche Duldung fand.

John Suckling und Robert Herrick, dieser geb. 1591, ein alter Genosse der „Zunft“ Ben Jonson's, seit 1629 in Folge der Gunst des Königs Vikar einer Pfarre in Devonshire, jener geb. 1609, durch Reisen gebildet, Soldat unter Gustav Adolf, nach seiner Rückkehr in die Heimat als einer der witzigsten und leichtlebigsten Kumpane am Hof und in der Hauptstadt gekannt, wussten in hundert Abwechslungen lachenden Mundes das unerschöpfliche Thema von Rebensaft und Liebe zu behandeln. Das „Pflücket die Rose, eh' sie verblüht“ (1), ist der beständig wiederkehrende Refrain ihrer von Witz und Frohsinn übersprudelnden Verse. Suckling weiss dabei fast noch besser als Herrick jene gesunde Volksweise meisterhaft zn treffen, wie in seiner berühmten „Ballade auf eine Hochzeit“. Dagegen finden in den Gedichten des mit Catull wetteifernden Vikars und namentlich in denen aus seiner späteren Zeit auch die weichen Hymnen des guten Anglikaners ihre Stelle, wie in jener „Litanei an den heiligen Geist“, die Herbert keine Schande gemacht haben würde. Früher als Herrik und Suckling, deren poetische Erzeugnisse erst in den vierziger Jahren erschienen, war William Habington vor der Oeffentlichkeit aufgetreten. Der Spross einer streng katholischen Familie aus Worcestershire, nach zweifelhafter Ueberlieferung am Tage der verfehlten Pulververschwörung zur Welt gekommen, erhielt er seine Erziehung im Auslande in jesuitischen Anstalten. Als er nach England zurückgekehrt war, wurde seine Liebe zu einer vornehmen Dame, deren Hand er erlangte, für ihn als Menschen und Dichter bestimmend. Eben sie ist die „Castara“, die er in einer Reihe von Gedichten verherrlichte, welche unter diesem Namen zuerst 1634 bekannt

wurden. Die Leidenschaft des Liebenden, die Zuneigung des Gatten, wie sie hier zum Ausdruck kommen, erscheinen von einem zarten, oft beinahe kühlen Duft keuscher Empfindung überhaucht, die von den groben Lascivitäten zeitgenössischer Dichter nichts weiss, ohne indess ihre Affektation in der Form immer zu verschmähen. Wärmer sind Habington's geistliche Gedichte gehalten, die den frommen Katholiken nicht verbergen (1). Was für ihn die „Castara", wurde für Richard Lovelace die „Lucasta", ohne dass er so glücklich gewesen wäre wie jener. Seine tragischen Schicksale wie seine Dichtungen, die ihn gleicher Weise berühmt gemacht haben, gehören einer späteren Zeit an; 1632 war er erst vierzehnjährig, aber bald wurde er auf der Universität und am Hofe durch Schönheit und Liebenswürdigkeit bekannt und in seiner geistigen Richtung durch den Geschmack der vornehmen Welt bestimmt. Von allen Vertretern dieser modernen, höfischen Lyrik, wie man sie nennen möchte, hat indess schwerlich einer einen grösseren Namen erlangt als Edmund Waller (2). Nur drei Jahre älter als Milton war er, als dieser die Universität verliess, in politischen und literarischen Kreisen schon kein Fremder mehr. Der Vetter John Hampden's und Oliver Cromwell's, der frühe in Besitz des reichen väterlichen Erbes gekommen, in Eton und in Cambridge gebildet war, hatte bereits drei Mal im Parlament gesessen, ohne doch eine politische Rolle zu spielen. Soviel indess war schon damals sicher, dass Waller's schwankendes Naturell und die Einwirkung seiner streng royalistischen Mutter, trotz der nahen Verwandtschaft mit jenen späteren Häuptern des Puritanismus, ihn selbst nicht zu einem begeisterten Puritaner stempeln konnten. Er stand auf dem besten Fusse mit dem Hofe, und seine ersten Gedichte hatten sich auf Ereignisse und Persönlichkeiten der höchsten Kreise bezogen. Schon hier hatte er die Eigenschaften seines Talentes gezeigt, die in der Folgezeit noch deutlicher hervortraten, als er nach dem frühen Tode seiner Gemahlin jene „Saccharissa", die schöne und spröde Lady Dorothea Sidney, und „Amoret" verherrlichte. Glätte des Reimes, Eleganz des Ausdrucks, Vermeidung geschmack-

loser Bilder sind ihm eigen, ohne dass man darüber vergessen könnte, wie arm an tieferem Gefühl diese stets salonfähigen, mühsam ausgefeilten Verse häufig erscheinen.

Wenn man bedenkt, dass die englische Nation in jener Zeit gleichsam in zwei Heerlager gespalten erscheint, bis dahin nur zum Geisteskampf gerüstet, um bald mit den Waffen in der Hand als Kavaliere und Rundköpfe im Schlachtgetümmel sich entgegenzutreten, und wenn man zu erkennen sucht, welche der beiden grossen Parteien von der schönen Literatur des Tages wesentlich unterstützt wird, welcher diese selbst im allgemeinen sich geistesverwandt fühlt, so kann kein Zweifel darüber sein, wie man sich zu entscheiden hat. Es wird zwar immer misslich erscheinen, die freien Jünger der Kunst den engen Begriffen bestimmter Parteien des öffentlichen Lebens unterzuordnen. Sobald indessen diese als der Ausdruck von zwei entgegengesetzten Weltanschauungen sich darstellen, und die Thatsachen so deutlich sprechen wie hier, wird ein solcher Versuch eher als erlaubt gelten können. Sicherlich waren es nicht die Puritaner, zu denen die Masse der genannten Dichter gezählt werden wollte, war es nicht der Geist des Puritanismus, aus dem die Masse jener poetischen Schöpfungen geboren wurde. Wie die übrigen Künste, so erblühte auch die Poesie damals noch vor allem am Strahl der Fürstengunst. Mit dem Hofe waren alle ästhetischen Bestrebungen der Zeit auf's engste verknüpft. Wie viele der erwähnten Schriftsteller haben hier Aufnahme und Unterstützung gefunden, wie viele haben später ihre Treue für die Sache des Königs mit ihrem Blute besiegelt, Gefängnis, Verbannung, bittere Noth für ihn getragen! Gleicher Weise stand das herrschende kirchliche System zur zeitgenössischen Poesie durchaus nicht in feindlichem Verhältnis. Es war in sich selbst von künstlerischen Bestrebungen erfüllt. Seine Würdenträger, vielfach so enge mit den Hofkreisen und den Familien des hohen Adels verbunden, gewährten, wie diese, dem Schö-

nen nicht nur Duldung, sondern Ermuthigung. Einzelne hatten selbst den Dichter-Lorbeer errungen und gewusst, ihre Verse mit dem Geiste des Laud'schen Anglikanismus zu durchdringen. Ein und dieselbe Weltansicht und Moral erfüllte jene glänzende, verwöhnte Gesellschaft, die im Theater die besten Plätze einnahm, zu den Festen des Hofes zusammenströmte, Morgens am ceremoniellen anglikanischen Kultus sich erbaute und Abends galanten Abenteuern nachgieng. Ihrer Anschauung waren die aufregenden Scenen der Bühne, die prunkvollen Maskenspiele, die weltlichen Lieder in ihrer Geziertheit und Freiheit, die geistlichen Gesänge in ihrer Süsslichkeit und Weichheit wesentlich angepasst. Aus diesen Kreisen konnten die Dichter auf lebhaften Beifall rechnen, wenn sie den biederen londoner Bürger als arglosen Hahnreih oder als beschwindelten Gläubiger mit unermüdlicher Wiederholung dem Gelächter Preis gaben.

Oft genug hatten sie einen offenen Angriff auf die feindliche Macht des Puritanismus gewagt. In dem satyrischen Werke John Marston's, der „Geissel der Schurkerei", waren seine Anhänger einst als Heuchler mit zum Himmel gerichteten Blick gebrandmarkt worden, welche „die Religion zur Kupplerin der Liederlichkeit machen". Der lustige Bischof Corbet, dessen muntere Gedichte damals zwar noch nicht gesammelt waren, versetzt den näselnden Brüdern, die Kreuz, Chorhemd, Mitra verabscheuen und „neun Mal täglich predigen", mit seiner poetischen Pritsche fühlbare Hiebe. Unzählig waren die hämischen Anspielungen, welche von der Bühne herab gegen die „Gesichter ziehenden" Puritaner gemacht wurden, die sich „die Kehle wund beten", die „aussehen als wären sie aus Heiligkeit zusammengesetzt, mit ihrem Haare, kürzer geschnitten als ihre Augenbrauen und ihrem Gewissen grösser als der Ocean".

Aber währenddess gewann der Puritanismus in den Jahren des Druckes in Stadt und Land immer grösseren Anhang und blieb selbst auf die Bewegungen der schönen Literatur nicht ohne Einfluss. Tausende, für welche die Frage der Verwerfung oder Erwählung Mittelpunkt des Denkens, die Bibel

tägliche Geistesnahrung, die calvinistische Predigt eines Richard Sibbes die liebste Erbauung war, betrachteten alle jene theatralischen Aufführungen, jene bunten Maskenspiele, jene leichten Liedchen von Liebe und Wein mit denselben vorwurfsvollen Blicken, wie die marmornen Hochaltäre, die glänzenden Gefässe, die prangenden Priestergewänder in den vom Orgelklang durchbrausten Kathedralen. Die Zeit, in der so viele von der Staatskirche verfolgte Brüder im Gefängnis schmachteten oder über das Meer hatten fliehen müssen, dünkte sie zu ernst für den Kultus des Schönen und Sinnlichen. Sie sahen die Gerichte Gottes vor der Thür stehn und forderten Einkehr des Menschen in sich, Abwehr der weltlichen Lust.

Seit alten Zeiten hatte das Theater sich den besonderen Groll der Puritaner zugezogen(1). Damals, unter der Regierung Karl's I., waren sie um so rücksichtsloser in ihren Angriffen geworden, je mehr sie sich ihrer wachsenden Macht bewusst wurden, und je mehr die Bühnendichtung zu verwildern begann. Sie sahen in der dramatischen Darstellung jeder Art nicht nur aus persönlicher, sondern aus grundsätzlicher Gegnerschaft eine Quelle der Verführung und Immoralität. Wüstlinge und Spieler fanden sie mit immer grösserem Behagen gezeichnet, Ehebruch und Blutschande mit lockenden Farben dargestellt, Schwören und Fluchen zum förmlichen Jargon gemacht, Redewendungen gemeiner Häuser ohne Scheu vor Jung und Alt ausgesprochen, das Grässliche und Uebergespannte mit raffinirter Berechnung der Wirkung ausgemalt, und nicht einmal in allen Fällen, wenn sich das Laster erbrochen hatte, die Tugend wenigstens zu Tische sitzend. Selbst wo das Unsittliche als nicht geschehen gedacht werden konnte, wurde das Ohr durch die reizende Schilderung seines möglichen Geschehens gekitzelt, und es ist nichts bezeichnender, als dass die Idee zu Shirley's „Spieler", einem Lustspiel, das hierin das Höchste leistete, vom König selbst stammte, wie sich denn das Stück seines grössten Beifalls erfreute.

Schon im ersten Parlament Karl's I. wurde eine provisorische Akte beschlossen, nach der neben Bären- und Stierhetzen auch Zwischenspiele und öffentliche Schauspiele „am Tage des

Herrn“ für unstatthaft erklärt wurden(1). In demselben Jahre erschien ein „kurzer Traktat gegen Bühnenspiele“, gespickt mit Citaten aus der Bibel und den Kirchenvätern, den Koncils-Schlüssen und den Pandekten, heidnischen und christlichen Autoren, um nachzuweisen, dass das Theater nicht in die Reihe „der erlaubten Vergnügungen“ gehöre(2). Eben damals während der Pestzeit erschollen die bitteren Klagen eines Pastoren in White-Chapel darüber, dass die Nachmittagspredigten in Abnahme kämen, während die Theater, „wo man dem Satan dient“, vergrössert und erweitert würden. Als 1629 zum ersten Male Schauspielerinnen, einer französischen Truppe angehörig, aufzutreten wagten, wurden sie mit Zischen, Schreien und Geschossen von Obstkernen von den Brettern vertrieben. Drei Jahre später erschien jenes mit Gelehrsamkeit und puritanischem Eifer getränkte Werk des Juristen William Prynne, die „Schauspieler-Geissel“ (Histrio-Mastix), in welchem allen Theatern, diesen „Geschwisterkindern und Nachbarn der Bordelle“, dasselbe Schicksal angewünscht wurde, welches das alte Globus- und das alte Fortunatheater „mit höllischen Flammen“ verzehrt hatte(3). Es war die Frucht siebenjähriger Arbeit, ein literarisches Ereignis, das in gewissem Sinne zugleich ein politisches wurde. Der dicke Quartband, in dem man einen versteckten Angriff selbst auf die Königin zu erkennen glaubte, kostete, von anderem abgesehn, dem Verfasser nicht nur seine Freiheit und seine Ohren, sondern rief zugleich in den höheren Schichten der Gesellschaft einen wahren Wetteifer hervor, sich in der Begünstigung der dramatischen Kunst als loyal gesinnt zu erzeigen, und verhalf somit dem Theater in den nächsten Jahren zu einem neuen Aufschwung(4).

Inzwischen waren auf anderen Gebieten der schönen Literatur Spuren der Einwirkung puritanischen Geistes zu bemerken, die im Laufe der Zeit nicht geringer wurden. Gerade darin zeigt sich die Gewalt einer ideellen Macht am deutlichsten, dass sie selbst solche mit einem geheimen Banne zu fesseln weiss, die ihr äusserlich feindlich gegenüber stehen. Man erstaunt, aus den lachenden Liedern jener Kinder der

Welt mitunter die ernsten Töne der Schwermuth und Entsagung herausklingen zu hören. William Cartwright's Strophen durchweht mitunter ein Hauch von Weltschmerz, der wenig zu dem lebenslustigen, auch im tiefsten Unglück optimistischen Sinn der Kavaliere passt, in deren Reihen er gehörte. Der resignirten Verse des eifrigen Royalisten Drummond, in denen er das Leben einer Jagd vergleicht, den Menschen dem Wilde, den Tod dem Nimrod, Lust, Krankheit, Neid, Sorge seinen flinken Hunden, hätte sich keiner derer zu schämen gebraucht, die später in den Schaaren der Cromwell'schen auserwählten Heiligen standen. Francis Quarles, der im Bürgerkriege für den König litt, erscheint, wie erwähnt, als Dichter durchaus von den Gedanken calvinistisch-puritanischer Weltanschauung beherrscht. Unter den Spenserianern insbesondere lassen sich Züge der religiösen Denkweise und des politischen Freiheitsgefühls des Puritanismus hie und da erkennen, wie denn Spenser selbst mit seinem Tugendenthusiasmus wie mit seinem Hass gegen Rom, mit seinem sittlichen Ernste wie mit seinem Lobe des genügsamen, guten Hirten offen dem Puritanismus das Wort redete, ohne sich von ihm die Freude an form- und farbenreicher Schönheit rauben zu lassen. William Browne verwahrt sich dagegen, dass seine „freigeborene Muse" wie Danae mit Gold gewonnen werden könne, um den Grossen zu schmeicheln, und will nichts wissen von den Freuden des Hofes und der Paläste(1). Die beiden Fletcher hatten in ihren Hauptwerken religiöse und ethische Fragen in einer Weise behandelt, die das Wohlgefallen puritanischer Geister erregen musste, Phineas, der ältere der beiden Brüder, in dem nach einer Zeit jugendlicher Leidenschaft eine innere Wandlung vor sich gegangen zu scheint, zeigt sich wie in seinen „Apollyonists" so in den prosaischen Traktaten, die er hinterlassen hat, als Gegner des Arminianismus und strengen Calvinisten(2).

Und einen Dichter hatte jene Zeit, welcher ganz und gar als bewusster Vertreter des Puritanismus gelten konnte, und der die Mode-Schriftsteller des Tages auf ihrem eignen, dem literarischen Gebiet mit scharfen Waffen bekämpfte, wie er

später als einer der Officiere des Parlaments-Heeres der Hof-Partei auf dem Schlachtfeld entgegentrat.

George Wither aus Hampshire stand 1632 mit vierundvierzig Jahren bereits auf der Höhe seines Ruhmes und konnte auf eine ereignisreiche literarische Laufbahn zurückblicken. Während seiner Studienzeit im Magdalen-College zu Oxford, später in London, wo er in Lincoln's Inn sich zum Rechtsgelehrten bilden wollte, hatte sich seine Neigung zur Schriftstellerei entwickelt, die mit der Fähigkeit unglaublich rascher Produktion verbunden war(1). Er war, wie so viele der damaligen Poeten, mit Klagegedichten auf den Tod des Prinzen Heinrich und Epithalamien auf die Hochzeit der Prinzessin Elisabeth und des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz hervorgetreten. Es sollte wohl mehr als blosse konventionelle Form sein, wenn er in den Epithalamien (p. 466) betonte, dass er nicht zu „jenen helikonischen Schöngeistern gehöre, deren gefällige Weisen für die bekannte Stimmung des Hofes passe, sondern nur ein armer Schäfer vom Lande sei, der nöthigenfalls Hirtenlieder auf der Rohrpfeife blasen könne." In der That waren fast gleichzeitig seine zwei Bücher Satyren (Abuses stript and whipt) erschienen, die der „bekannten Stimmung des Hofes" wenig angepasst waren. Er hatte den Muth, sie hohen und höchsten Persönlichkeiten in eigenen Dedikations-Exemplaren zuzustellen. Als indess einzelne Stellen des Werkes beleidigend für Männer in Amt und Würden erfunden wurden, musste der Verfasser für einige Zeit in's Gefängnis wandern. Auch im Kerker blieb seine Muse nicht still. Hier entstand nicht nur eine Reihe von Eklogen (The Shepheards Hunting), den Freunden, die ihn besucht und getröstet hatten, gewidmet, sondern auch eine freimüthige Appellation an den König, die, wie man annimmt, zu seiner Freilassung führte. Von nun an überschwemmte er den Bücher-Markt förmlich mit literarischer Waare von seiner Hand. Weltliche und geistliche Gegenstände wechselten miteinander ab. Jenem Gebiete gehörte z. B. sein „Motto" an: „Ich habe nichts, brauche nichts, sorge um nichts" (Nec habeo, nec careo, nec curo), eine Art von moralischem Glaubens-

bekenntnis, seine „Elegische Epistel Fidelia's“, die Pastorale „Tugend-Schön, die Geliebte Philaretes“, diesem seine metrische Paraphrase des Glaubensbekenntnisses und des Vaterunser, seine „Gesänge Mosis und Hymnen des alten Testaments“, seine „Hymnen und Gesänge der Kirche“. Im Jahre 1622 war unter dem Titel „Juvenilia“ ein Theil seiner Dichtungen gesammelt erschienen (1). Indessen war sein Leben nicht frei von mancherlei Verfolgungen gewesen. Er hatte zeitweise wiederum Freiheits-Strafe und empfindliche Verluste an Geld zu leiden gehabt. Er war sodann mit der Gesellschaft der Buchhändler (Stationers Company) in heftige Streitigkeiten gerathen. Diesen war das ihm vom König gewährte Privelegium, seine „Hymnen und Gesänge der Kirche“ selbst zu drucken, ein Dorn im Auge, um so mehr, da der König, um ihnen weitere Verbreitung zu geben, gestattet hatte, sie jedem Exemplar des englischen Psalm-Buches anzuhängen. Bei dem reissenden Absatz entgieng der Korporation ein Verdienst, den sie als ihr gehörig betrachtete. Sie suchte das Publikum auf alle Weise vom Kaufe abzuschrecken, verklagte Wither vor dem Parlament als „Monopolisten“, hemmte den Verkauf seiner übrigen Werke und schrak selbst vor Angriffen auf seinen Privat-Charakter nicht zurück. In einer eigenen Schrift: „Das Fegefeuer des Gelehrten, entdeckt in dem Reiche der Stationers“ suchte er sein gutes Recht zunächst vor dem Erzbischof von Canterbury, als zuständiger Behörde, und der Konvokation des Klerus (c. 1625) zu vertheidigen und die Missbräuche jenes Institutes aufzudecken, dessen Mitglieder sogar gewagt hatten, bei ihrem Vorgehn sich auf die Billigung der geistlichen Autorität zu berufen. Auch Diener der Kirche wurden hier von Wither mit scharfen Worten getadelt, da ihr Standesdünkel sie zu Verbündeten der habsüchtigen Stationers gegen den Laien gemacht hatte.

Dies alles hatte dazu gedient, Wither eine Popularität zu verschaffen, die weniger seinem Talent als seinem Charakter, weniger der Form als dem Inhalt seiner Schriften zu danken war. Man übersah, dass seine endlos hervorsprudelnden Verse häufig nur als gereimte Prosa erschienen und hielt

sich an die Gesinnung des Autors. In ihm, als Menschen und Schriftsteller, erblickte der ernste, nüchterne, durch und durch puritanische Mittelstand gegenüber jenen frivol und geistreich tändelnden Hofdichtern eine Art Ideal, und Wither konnte nicht ohne Grund sich rühmen, dass Tausende und Tausende sich um seine Bücher rissen. In manchen seiner Erstlings-Werke hatte er sich unverkennbar als Spenserianer bezeichnet, wie er denn u. a. mit William Browne, dem Verfasser von „Britannias Schäfergedichten“ durch innige Freundschaft verbunden war(1). Eine gewisse Zartheit und innige Naturempfindung war auch Wither's arkadischen Dichtungen nicht abzusprechen. In der Zerlegung des Schönen bis in die kleinsten Einzelnheiten und ihrer verführerischen Beschreibung wetteifert er mit jedem zeitgenössischen Autor, der sich an der Arcadia oder an der Feenkönigin gebildet hatte(2). Aber sein Naturell gebot ihm, noch mehr als den übrigen Schülern Spenser's, gegenüber der sinnlichen Aufwallung eine keusche Zurückhaltung zu wahren oder den Sturm der Gefühle wohl gar durch kalte Vernunftgründe zu beschwichtigen (so z. B. Sonnet 3, S. 818). Und bald kam die Zeit, da er jene „kindischen Unvorsichtigkeiten“ seiner jugendlichen Muse beinahe bereute und bittere Worte über „die endlose Menge thörichter Lieder und Balladen“ zu machen wusste, „die auf den Dienst des Fleisches und des Teufels berechnet sind.“ Er sah in den „leichtfertigen und lockeren Gedichten“ nur eine „Schändung des Schriftsteller-Berufs, einen Verderb der Jugend“, Bausteine zum „Reiche der Sünde und des Satans“, und beschloss daher statt ihrer die „herrlichen Aeusserungen des heiligen Geistes“ in dichterischer Form wiederzugeben(3). Aber schon früher hatte er sich auf einem anderen Felde versucht, auf dem er ebenso sicher war, puritanischen Geistesverwandten zu begegnen, wie auf dem der biblischen Lyrik. Als Satyriker hatte er allerdings unmittelbare Vorgänger gehabt. Der Satyren von Donne und Marston haben wir schon gedacht, die Joseph Hall's werden in anderem Zusammenhang gewürdigt werden. Was Wither's gleichartige Verse auszeichnete, war die rücksichtslose Schärfe, mit der er

sich gegen die höheren Stände gewandt, der religiös-politische Eifer des Puritaners, mit dem er den herrschenden Gewalten entgegengetreten war. Er hatte nicht nur gewusst, mit sicherer Hand einzelne Leidenschaften, wie Jähzorn, Eifersucht, Grausamkeit abzuschildern, mit der feinen Beobachtungs-Gabe eines Sebastian Brant so manche Modethorheiten der Gesellschaft darzustellen, sondern er war muthig genug gewesen, auch das Feld der Staatsverwaltung zu streifen. In den Zeiten Jakob's musste es anzüglich erscheinen, auf die Hinneigung zu Spanien und die vernachlässigte Kriegsrüstung des Landes hinzuweisen. Ebenso unliebsam klang das Wort, dass mancher „die Mittel des Heiles verabsäume aus Furcht, als Puritaner gekennzeichnet zu werden." Beschwerden über die ungesetzliche Duldung von Rekusanten am Hofe, die „Ueberfüllung der Religion mit Ceremonieen", die Missbräuche der Universitäten, die Mängel des Rechtes und der Gerichte waren sämmtlich aus derselben Quelle puritanischer Anschauungen geflossen(1). Mit gutem Grunde hatte Wither in dem Vorwort an den Leser sagen können: „Erwartet nicht die künstlich gefügten Reime Spenser's oder Daniel's(2) oder die tiefen Gedanken des jetzt hochangesehenen Jonson; sagt, es ist ehrlich und offen geredet, das ist alles, was ich verlange."

Der stolze Sinn, unbekümmert um Autoritäten, sich seinen Weg zu bahnen, nur der Stimme des Gewissens zu folgen, war überhaupt einer der wesentlichsten Züge dieser starren Natur. „Wenn sich niemand um meine Lieder kümmert, — sagt er ein Mal, — lasse ich mir an mir selbst genügen und bin mit meinem Beifall so zufrieden, als wenn die halbe Welt mich hörte" (3). Diese echt puritanische Hervorkehrung des individuellen Urtheils erschien beinahe zum Grotesken gesteigert, wenn Wither in der Form der Widmung alles Gute seinem eigenen Selbst wünschte, dem er „nächst Gott, seinem Fürsten und Lande am meisten verpflichtet sei." Sie gab den Anlass zur Abfassung jenes selbstbewussten „Motto", welches auf dem Titelbilde den Dichter mit Lorbeeren gekränzt, durch göttliche Macht vor den Pfeilen seiner Feinde geschützt zeigte und mit den Worten schloss: „Meine Seele

—ist mein Reich, und keines anderen Wille soll es beherrschen; denn ich bin frei, und niemand hat mir die Freiheit gegeben, niemand soll sie mir nehmen.“

Ein so streitlustiger und stolzer literarischer Charakter musste nicht nur bei der Obrigkeit, sondern in den Kreisen seiner eigenen Berufsgenossen Anstoss erregen. Je höher seine Popularität anwuchs, desto nöthiger schien es, den gefährlichen Nebenbuhler zu bekämpfen. Ben Jonson, obwohl Wither ihm sein Lob gespendet hatte(1), das alte Haupt der lebenslustigen Dichter-Genossenschaft, dem nichts ferner lag, als die ängstliche Moral des Puritanismus, hatte es schon 1624 unternommen, den mürrischen, hochmüthigen Sitten-Prediger anzugreifen. In einem Maskenspiele, das am Hofe zur Aufführung kam, stellte er ihn in der Figur des „Chronomastix“ des „wackren Satyrs“ mit glücklicher Benutzung seiner Schwächen an den Pranger und suchte ihn in jeder Weise lächerlich zu machen(2). Indess blieb Wither die Antwort nicht schuldig. In seinem Gedicht „Britannien's Mahner“ (Britains Remembrancer 1628) schilderte er jenen weinseligen Apollo-Club, das Tribunal, welches sich ein höchstes Urtheil über die Dichter der Zeit anmasse, und berief sich auf seine Verdienste. Zugleich hatte er einen neuen Ton angeschlagen, mit dem er die erregte Stimmung der Massen traf. Er erschien als Prophet und kündete seinem Volke Tage des Unheils voraus, die sein geistiges Auge erblickte. Heer und Flotte, Häfen und Festungen schienen ihm zum Untergang bestimmt, der Reichthum der Städte, die Früchte des Feldes, die ganze Fülle irdischer Güter und Freuden reif zur Vernichtung, Gottes Gerichte nahe und die Schalen seines Zornes voll. Es war die Vorahnung einer grossen Umwälzung, die schon damals in der Dichtung des Tages zum Ausdruck kam.

In dieser Art wogten auf dem Gebiet der schönen Literatur die Geister durcheinander, als Milton sich entschloss, frei von den Fesseln eines Amtes, in ihre Reihen einzutreten. Nachklänge der gewaltigen Kraft des Dramas, dunkle Stimmen allegorischer Dichtung, arkadische Flötentöne, künstlich verschnörkelte Weisen, leichtfertig-tändelnde Liedchen, gluthvolle

und ascetische Hymnen flossen zu einem verwirrenden Chore zusammen. Aber auch hier war zu erkennen, dass man sich einem grossen Wendepunkt näherte. Die Zeiten des „lustigen Alt-England“, der Romantik, der ungetrübten Freude am Schönen und Idealen giengen zu Ende. Der Ernst der Reflexion und der bürgerlichen Arbeit, des Ringens im politischen Kampfe, der calvinistischen Strenge und Ausschliesslichkeit drängte sich vor. Eine Epoche brach an, welche dem freien Aufschwung des dichterischen Genius wenig günstige Aussichten versprach.

Fünftes Kapitel.

Die Lehrjahre in Horton.

In Buckinghamshire nahe bei dem Flecken Colnbrook, vier bis fünf Stunden westlich von London, liegt das kleine Dorf Horton. Die alte ehrwürdige Pfarrkirche inmitten des Kirchhofes und die ringsum verstreuten Häuser des Dorfes tauchen zwischen Bäumen und Buschwerk aus einer reichen fruchtbaren Niederung auf, die zu Milton's Zeiten nicht weniger als in unseren Tagen hundert abwechselnde Scenen ländlichen Friedens darbot. Das Land ist von üppigen Wiesen bedeckt, plätschernde Rinnsale führen durch sie hin die Wasser des zertheilten Flusses Colne der Themse zu, alter herrlicher Wald ladet auf allen Seiten in seinen kühlen Schatten, und über die dichten Wipfel ragen westwärts die stolzen Zinnen von Windsor empor. Hierhin nach Horton hatte sich Milton's Vater zurückgezogen, um nach so manchem Jahre angestrengten Fleisses seine alten Tage in gesunder Landluft zu geniessen. Noch lebte ihm die treue Gefährtin; die Tochter Anna, seit dem August 1631 verwittwet (1), blieb mit ihren zwei kleinen Söhnen in London wohnen, ebendort begann im September 1632 des Dichters Bruder Christoph im Inner Temple das Studium des Rechtes, für das er bestimmt wurde (2).

Möglicher Weise fand der Umzug kurz vor oder in dem Jahre 1631 statt, wenigstens liess sich annehmen, dass der Dichter

die Herbstferien dieses Jahres inmitten der Reize von Wald und Feld verbrachte, deren er in seiner siebenten College-Rede mit solcher Bewunderung gedenkt (1). Vermuthlich stand das nun längst vom Erdboden verschwundene Haus und der zugehörige Landbesitz im Eigenthum der Familie Bulstrode, die seit Jahrzehnten das Herrenhaus hinter der Kirche, gewiss das stattlichste Privat-Gebäude im ganzen Orte, einnahm. Es ist dieselbe Familie, aus welcher von mütterlicher Seite der nachmals als Jurist und Politiker berühmte Bulstrode Whitelocke stammte, der nur um wenige Jahre älter war als Milton. Zu den Honoratioren des Ortes gehörte selbstverständlich der Inhaber der Pfarrei, Edward Goodal, in früheren Zeiten Gehülfe des puritanischen Geistlichen Thomas Gataker, seit 1631 im Genuss der Pfründe von Horton (2). Auch seine kleine Kirche entgieng nicht den prüfenden Blicken der geistlichen Visitatoren. Unter den Kirchenstühlen, an denen etwas auszusetzen war, vermuthlich weil sie einen Zoll höher waren als die uniforme „Schönheit der Heiligkeit“ zuliess, befand sich auch derjenige des alten Milton (3). In diesen eng umschriebenen Kreis trat Milton ein, als er seine Studien beendet hatte und den Entschluss nicht fassen konnte, einen praktischen Lebensberuf zu ergreifen. Wie wohl er sich aber in diesem sorglosen Stillleben befunden habe, mag man sofort aus den Worten schliessen, mit denen er die sechs Jahre jener Lebensepoche kennzeichnet: „Auf dem Landgut meines Vaters, wohin sich dieser auf seine alten Tage zurückgezogen hatte, vertiefte ich mich in schönster Musse ganz und gar in die Werke der griechischen und lateinischen Schriftsteller. Mitunter vertauschte ich jedoch das Land mit der Stadt, sei es um hier Bücher zu kaufen, oder um etwas Neues in der Mathematik und Musik zu lernen, womit ich mich damals erfreute“ (4).

Mit gutem Grunde betont Milton bei dem kurzen Ueberblick über sein Thun und Treiben während jener Jahre sein Studium der klassischen Literatur. Man hat behauptet, er habe in jenem Zeitraum sämmtliche überhaupt zugängliche lateinische und griechische Schriftsteller gelesen, und wenn

eine solche Behauptung auch unzweifelhaft übertrieben ist, so wurden doch sicherlich die schon während der Schul- und Universitäts-Zeit erworbenen Kenntnisse nach dieser Richtung hin ungemein erweitert. Exemplare eines Lykophron und eines Euripides, die, wie man weis, im Jahre 1634 in Milton's Besitz übergiengen, neben der Einzeichnung seines Namens mit Noten von seiner Hand versehn, mögen nur als vereinzelte Stücke einer anwachsenden Bibliothek gelten, und es gab andere Gelegenheiten genug, die ersehnten Schätze der Alten sich zu verschaffen (1). Eben jene Jahre wird man als die reifereren betrachten dürfen, in denen ihn noch stärker als zuvor die „göttlichen Werke Plato's und des ihm ebenbürtigen Xenophon" beschäftigten (2). Ein Brief, der gegen Ende dieses Lebens-Abschnittes am 23. Sept. 1637 an Diodati gerichtet ist, giebt dem Freunde gleichsam einen Rechenschafts-Bericht über die Studien des Schreibers: „Die Geschichte der Griechen habe ich durch ununterbrochene Lektüre bis zu dem Momente verfolgt, in dem sie aufhörten Griechen zu sein. Ich habe mich lange bei der dunklen Partie der Geschichte der Italiener unter den Longobarden, Franken, Deutschen aufgehalten, bis zu der Zeit, da ihnen durch Rudolf, der Deutschen König, die Freiheit gegeben wurde; von da an wird es wohl rathsamer sein, die Geschichte jedes einzelnen Staates Italien's gesondert zu lesen." Und am Schlusse des Briefes bittet Milton den Adressaten, ihm die Geschichte Venedigs, man weiss nicht, ob von Bernardo oder Pietro Giustiniano leihweise zu übersenden (3). Ueber der Geschichte der Völker der Neuzeit wurde ihre Sprache und Literatur nicht vernachlässigt. Wenigstens des Französischen, und Italienischen, wohl auch des Spanischen, mag Milton damals mächtig geworden sein. Beatrice's und Laura's Lob verstand er in der Ursprache zu lesen, noch ehe er die Stätten betrat, auf denen Dante und Petrarca gewandelt hatten (4).

Ein so fleissiger Verkehr mit den grossen Geistern längst entschwundener Zeiten wurde am besten durch einen Ausflug nach der nahen Hauptstadt unterbrochen. Hier empfieng den Jüngling das rauschende Leben des Tages, beim Bruder

oder im Hause der Schwester fand er sichere Unterkunft, durch Paternoster-Row schlendernd konnte er unter den neuen Waaren des Büchermarktes wählen und sich mit den eben ausgegebenen Stücken der Dramatiker oder den jüngsten theologischen Traktaten beladen, an solchem Platz liess sich am leichtesten ein Stelldichein mit den alten Freunden geben (1). Aber hier in London fand sich auch Gelegenheit zu lernen und ein angeborenes Talent weiterzubilden. Wer der Lehrer der Mathematik gewesen sein mag, ist nicht zn sagen. Dagegen unter den bekannten und wegen ihres Unterrichtes allgemein geschätzten Musikern kamen ohne Zweifel zwei Männer in Frage, mit deren einem Milton nachweisslich eben damals in enge Verbindung trat.

William und Henry Lawes, die Söhne des William Lawes von Steeple Langford, nahmen unter den musikalischen Grössen ihrer Zeit einen hohen Rang ein. Beide waren in ihrer Kunst von John Cooper unterrichtet worden, der sich, nach auch uns bekannter Art, in einen Giovanni Coperario zu verwandeln für nöthig gehalten hatte. Die beiden Lawes wurden Mitglieder der königlichen Kapelle, eines Instituts, das schon lange vor der Zeit der Reformation bestanden hatte und wegen der Vortrefflichkeit seiner Leistungen im Kirchen-Gesange hoch berühmt war. Die Brüder gehörten gleichfalls zu den Kammer-Musikern Karl's I., lieferten zahlreiche Kompositionen beliebter Dichterwerke und verkehrten in der besten Gesellschaft (2). Noch bedeutender und geschätzter als der ältere Bruder scheint Henry gewesen zu sein. Mit neunundzwanzig Jahren trat er in die königliche Kapelle ein und stieg hier von einer Ehrenstelle zur anderen empor. Die ersten Dichter der Zeit, ein Waller, Carew, Cartwright, Herrick, später auch Lovelace, waren stolz darauf, ihre Verse von Lawes in Musik gesetzt zu sehen, mit vielen von ihnen war er befreundet, Waller, Herrick u. a. widmeten ihm schmeichelhafte Strophen, auf Hobbes Tische pflegte fast immer ein Heft seiner Lieder zu liegen. Mit Bewusstsein kämpfte er gegen die Mode des Tages an, fast lediglich italienische Texte, welche die wenigsten verstanden, für singbar zu erklären, er

ironisirte diese Leidenschaft der Gesellschaft, diesen humour, wie Ben Jonson gesagt haben würde, und drang auf die nationale Einbürgerung seiner Kunst. Seine Stärke war die Komposition von Liedern für eine Stimme, hier verstand er nach Waller's preisendem Ausdruck „den Versen Leben zu geben", die Worte mit der Melodie, die poetische mit der musikalischen Phrase kunstgerecht zu decken (1). Henry Lawes ertheilte in vornehmen Kreisen, vorzüglich im Gesange Unterricht, er mag auch Milton's Lehrer gewesen sein und seine musikalischen Neigungen mannigfach angeregt haben.

Die Bekanntschaft mit den in allen Künstlerkreisen heimischen Brüdern Lawes diente unzweifelhaft dazu, noch ein anderes Interesse Milton's zu beleben. Man erinnert sich, welches Entzücken Milton schon früher in dem „pomphaften Rundbau des Theaters" empfunden und wie kühl er dagegen die gespreizten Dilettanten-Versuche seiner Universitäts-Genossen beurtheilt hatte. Welche angenehmere Unterbrechung der ruhig und gleichmässig dahin fliessenden Tage des Landlebens konnte es geben, als dann und wann die wahren Stätten der Kunst aufzusuchen und inmitten der lauschenden Masse ein Bild aller menschlichen Leidenschaften entrollen zu sehen. Eben damals drängte sich die Theilnahme an den Schöpfungen der dramatischen Dichtung auf's neue mächtig vor. Der Histriomastix von William Prynne, dessen Process sich im Februar 1634 abspielte, hatte jene Bewegung der höfischen Kreise zu Gunsten der Bühne entfesselt, die in der Aufführung von Shirley's Maskenspiel „Der Triumph des Friedens" ihren glänzendsten Ausdruck fand. Die vier Rechts-Kollegien veranstalteten sie für Lichtmess 1634, um auf diese Weise ihren vollen Abscheu vor dem puritanischen Berufsgenossen zu erkennen zu geben, der es noch dazu gewagt hatte, sein Werk den Vorstehern von Lincoln's Inn zu widmen. Was die Kunst und die Gelehrsamkeit des Tages vermochte, war aufgeboten, um dies Fest zu schmücken. Ein Selden verleudete seine antiquarischen Kenntnisse an die Einrichtung des Schaugepränges und die Wahl der Kostume, Inigo Jones gab die Scenerie an, William Lawes lieferte grossen Theils

die Musik. Wenn wir die glänzende Beschreibung lesen, in welcher Bulstrode Whitelocke, damals eines der Mitglieder des Comité, den Strassen-Aufzug, die Aufführung, den ganzen Pomp dieses Festes schildert, so schenken wir der Nachricht Glauben, dass sich die Kosten auf beinahe 21,000 £ belaufen haben. Eine zweite Aufführung fand acht Tage später im Kaufhause auf Kosten des Lordmayor statt. Hinter solchem Luxus konnte der Hof nicht zurückbleiben, schon Fastnacht desselben Jahres brachte er unter Mitwirkung des Königs und vieler Adligen Carew's Coelum Britannicum zur Darstellung. Nach dem Urtheil des königlichen Intendanten war es das schönste Maskenspiel seiner Zeit, und die Königin erklärte: „Pour les habits elle n'avait rien vue de si brave". Dies Mal hatte Henry Lawes die Komposition beigesteuert(1).

Es ist schwer glaublich, dass Milton, der den Lawes so nahe stand, der an einem Ort mit den Bulstrodes, Verwanden jenes Bulstrode Whitelocke, lebte, dass er, dessen Bruder im Inner Temple studirte, von jenen Aufführungen und Proben, die ganz London theils mit lautem Entzücken, theils mit verhaltenem Ingrimm besprach, gar keine Notiz genommen haben sollte. Wohl mochte ihm die hehre Kunst durch Schaustellungen der Art, bei denen sich eine grobe Wirkung auf die Sinne mit niedriger Schmeichelei verband, entweiht erscheinen. Auch die Strafe, welche Prynne zu erdulden hatte, musste seinen Zorn erregen. Aber niemals konnte er ein Puritaner in dem Sinne werden, dass er die Leistungen der dramatischen Poesie als solche verworfen hätte. In seinem jüngst entdeckten Kollektaneenbuche sieht man ihn sich gegen einen rigoristischen Kirchen-Vater ereifern und den Ausspruch verfechten, dass es „in der ganzen Philosophie nichts Ernsteres, Heiligeres oder Erhabeneres gebe als eine richtig angelegte Tragödie"(2).

Auch von anderer Seite her musste seine Theilnahme an den theatralischen Ereignissen der Hauptstadt geweckt werden. Sein Freund und Lehrer, der jüngere Gill, der uns schon von früher her als ein zungenfertiger Spottvogel bekannt ist, wurde eben damals in eine literarische Fehde mit keinem Geringeren verwickelt, als dem alten Ben Jonson. Seit geraumer Zeit

war der Dichterkönig jener Tage gegenüber den Gills in Kriegszustand. Er hatte es dem Vater Gill nicht verziehen, dass er den puritanischen Lieblings-Poeten, den moralisirenden, strengen Wither, an einer Stelle seiner Logonomia Anglica den englischen „Juvenal“ genannt hatte. Indem er Wither dem Gelächter Preis gab, versetzte er auch seinem Apologeten einige Seitenhiebe, „dem Schulmeister“, der die Schuljugend gleichsam nach den scharfen Sentenzen des modernen Juvenal abstrafte, dem alten Gill, über dessen handgreifliche Unterrichts - Methode wir schon früher ein artiges Liedchen haben singen hören. (s. o. S. 31.) Ende 1632 fand sich eine passende Gelegenheit für den jüngeren Gill, den geschmähten Vater an dem gewaltigen Angreifer zu rächen. Das Fiasko, welches damals Ben Jonsons Drama „Das magnetische Fräulein“ machte, scheint den Misserfolg, den sein „Neues Wirtshaus“ 1630 erfahren hatte, noch übertroffen zu haben. Es war voraus zu setzen, dass auch dies Mal der gekränkte Dichter die bedenkliche Ehrenrettung seines Dramas vornehmen würde, welche eine auf der Bühne erlittene Niederlage nur schlecht verdeckt: vom Theater-Publikum an's Lese-Publikum zu appelliren. Da blies der jüngere Gill wenig edelmüthig zum Angriff. Er räth dem alten kranken Dichter sein Machwerk doch lieber zu verbrennen, Clio und Polyhymnia zu lassen, sich der Arbeit seiner jungen Jahre wieder zuzuwenden, Trog und Kelle wieder aufzunehmen. Ben Jonson's Antwort blieb nicht aus. Ihr grober Ton zeigt, was man sich damals in literarischen Fehden bieten konnte, zudem fasst sie den Gegner an dem Punkte, wo er am verwundbarsten war: sie erinnert ihn an seinen Process vor der Sternkammer, in dem er mit so grosser Mühe seine Ohren gerettet hatte (1).

Von Unterhaltungen mit den Freunden über Gegenstände dieser Art, von dem so mannichfach anregenden Leben und Treiben der Hauptstadt kehrte John Milton immer wieder zu seinem friedlichen Horton zurück. Hier konnte er, von Sorgen frei, im frohen Gefühl der Gesundheit, unter einfachen unverdorbenen Menschen alle die unschuldigen Freuden des Landlebens kosten. Es waren vielleicht seine glücklichsten

Jahre. Sie bildeten ohne Zweifel seinen Natursinn, der von nun an immer stärker in allem, was er dachte, hervortritt. Die Morgendämmerung fand ihn wach, wie manches Mal mag er auf freiem Felde den Aufgang der Sonne anbetend begrüsst haben. Nah und fern winkte der Wanderung ein schönes Ziel, durch Wiesen und Aecker führte der Weg zur Seite des rauschenden Colne zu den Ufern der Themse. Hier mahnte die Haide von Runnymede an die alte Zeit, da sie Schauplatz der Beschwörung der magna charta gewesen war. Dort erzählte die Hernes-Eiche unweit Datchet von den lustigen Abenteuern John Falstaff's. Die Thürme von Windsor riefen durch den üppigen Park den Wandrer zu sich, und am westlichen Abhang des Schloss-Hügels lockten die stattlichen Gebäude des College von Eton zur Einkehr. — Dem schöpferischen Genius wird das Leben zum Gedicht, und so halten wir uns für berechtigt, das poetische Spiegelbild der mannichfaltigen angedeuteten Erscheinungen von Land und Stadt, Natur und Kunst in einigen Dichtwerken Milton's zu erblicken, welche wohl sämmtlich aus der Epoche von Horton stammen (1). Dabei liegt es uns ebenso fern in diesen Gedichten mit ängstlicher Sorgfalt biographische und lokale Beziehungen aufzuspüren, — so gewiss auch einzelne Theile der landschaftlichen Umgebung Modell für den Dichter gewesen sind, — als seine Kunstwerke nach dem Vorgange von Warton und Todd zu einer Musterkarte von Reminiscenzen aus Ovid, Statius, Burton, Spenser, Browne, Ben Jonson, Beaumont, Fletcher, Bocaccio, Tasso und vielen anderen zu machen, so viel es auch für sich hat, dass u. a. namentlich Burton's beliebte „Anatomie der Melancholie" dem Dichter von „l'Allegro" und „il Penseroso" genau bekannt war. Nicht darauf kommt es hier an zu erkennen, welche Bilder und Ausdrücke Milton von anderen entlehnte, sondern was den Zauber seines eigenen Genius ausmacht. Billig steht das melodiöse Sonett „an die Nachtigall" an der Spitze jener Reihe von Gedichten aus der Zeit des ländlichen Still-Lebens (2). Der Wortlaut seiner Verse lässt sich nicht in einer Uebersetzung wiedergeben, man wird mit einiger Verwunderung bemerken, dass Milton den auch sonst

häufig von ihm berührten Gegenstand so zu sagen weltlicher fasst als William Drummond, dessen schönes Sonett „Die Nachtigall" sich mehr im puritanischen Gedankengang bewegt(1). Auch das kurze Frühling und Freude athmende Lied auf den „Mai-Morgen" reiht sich seinem Gedankengang nach hier an. Man hat mit Recht bemerkt, dass dieser Lenz-Gruss besonders reizvoll wirkt durch den unerwarteten Wechsel des Metrums, ein einfaches Mittel, dessen sich Milton auch sonst mit feinem künstlerischen Takte bedient(2).

Das Lieblichste aber, was vermuthlich die Muse von Horton geschaffen, ist unstreitig „l'Allegro" und „il Penseroso", dieses „Doppelgestirn beschreibender Poesie", welches einen Händel nicht ohne Grund zum Wetteifer seiner Kunst augefordert hat.(3) Jedes dieser beiden Stimmungs-Gedichte ist an sich ein Schatz, zu wahrer Geltung aber kommen sie doch nur nebeneinander gehalten, ähnlich den bezaubernden zusammengehörigen Reliefs von Tag und Nacht, wie sie Thorwaldsen's Phantasie geboren hat. Denn wie in Strophe und Antistrophe treten sich die Glieder dieser beiden Selbst-Gespräche in ganz regelmässigem Aufbau entgegen. Beide beginnen mit einigen präludirenden Zeilen, deren Gedankengang sich völlig entspricht: hier heisst der Dichter die „verhasste Melancholie" gehen, die „von Cerberus und Nacht Geborne", um die Freude einzuladen, „Zephir's und Aurora's liebliches Kind", dort verjagt er die „eitle trügerische Lust" um die Schwermuth, die heilige Göttin, zu begrüssen. Beide Bilder sind so geordnet, „dass sie sich vom Landschaftlichen zum Menschlichen erheben"(4). In beiden Dichtungen erstreckt sich die Antithese bis auf die einzelnen Sätze, die überlegt gewählten Beiworte und selbst bis auf das Versmass.

„Der heitere Mann tritt hinaus in den lachenden Morgen, er hört die vielstimmige Frühmusik des Landlebens, die wirbelnde Lerche, den krähenden Hahn, die gluckende Henne, die von Ferne bellende und schmetternde Jagd, den pfeifenden Bauer, das singende Milchmädchen, kurz eine ganze Pastoralsymphonie". Sein Auge schweift mit Entzücken über die Landschaft, Wald und Feld, Berg und Thal, die Zinnen des

hohen Schlosses und das Dach der niederen Hütte umspannend. Er belauscht ein ländliches Paar beim frugalen Mahle und mischt sich unter das fröhliche Völkchen der Burschen und Mädchen, die sich zum Klang der Fiedel im Tanze schwingen:

Wo der Lust sich alle weihn
An dem Tag voll Sonnenschein,
Bis der Abendstern erwacht
Und der Thau im Grase lacht. —
Dann wird gezecht ein braunes Bier
Und viel erzählt von dort und hier.
. . . . . .
Die klagt wie manche liebe Nacht
Ein schwerer Alp sie stöhnen macht,
Und der spricht, wie er neulich da
Des Kobolds böses Irrlicht sah;
Wie treu ein Hausgeist sich bewies,
Und nie als träg sich finden liess (1).

Nach solchen Gesprächen geht man zur Ruhe, „in Schlaf gelullt durch die flüsternden Winde". Ein neuer Tag (2) führt den Weg zur Stadt „in das geschäftige Summen der Menge" zum Anblick glänzenden Turniers, wo Ritter und Barone vor schönen Damen um den Preis kämpfen, zu festlichen Aufzügen und pomphaften Maskenspielen. Und dann lockt das Theater zu sich, wo neben dem „gelehrten Jonson", der „süsseste Shakspeare" herrscht, der „Sohn der Phantasie, der des heimischen Waldes freie Lieder singt" (3). Endlich wiegen sanfte Töne die Seele ein, die bezaubernde Stimme des Sängers bewegt sich in reizvoller Koloratur, — wie sie Freund Lawes so trefflich anzuwenden versteht, — und die geheimen Kräfte der Harmonie sprengen ihre Fesseln. So sind die Tage „des heiteren Mannes". Im Anklang an ein altes Lied ruft der Dichter aus:

Kannst du solche Freuden geben,
Frohsinn, will mit dir ich leben!

Wie anders „Il Penseroso", der sinnige, ernste Träumer! Er lauscht am Abend dem melancholischen Liede der Nachtigall, der Mond bricht ab und an aus zerrissenen Wolken vor, von ferne werden über den See die Schwingungen der Abendglocke herübergetragen. Oder er sitzt träumerisch im einsamen, dämmrigen Gemach, blickt sinnend in die glühende

Asche, hört durch die Stille nur das Heimchen auf dem Heerde und den Segensspruch des Wächters. Beim Schein der Lampe wacht er die Mitternacht heran. Er blickt zu den Sternen empor, die seine Phantasie, aus platonischer Quelle schöpfend, mit den Gestalten eines höheren Lebens bevölkert. Gleich dem Dr. Faust hält er mit den Elementar-Geistern, den Natur-Dämonen geheime Zwiesprache. Und dann entfaltet er die Bücher der Dichtung: die majestätischen Gestalten der antiken Trgödie steigen vor ihm auf, neben ihnen finden die Helden der heimischen Barden ihre Stelle: Chaucer's, Spenser's und der anderen Sänger ritterlicher Romantik, deren Allegorie „mehr meint als sie sagt".

„Ein düsterer Morgen bricht an, die Winde seufzen und stöhnen, und der Regen tröpfelt melancholisch". Die Sonne dringt indess durch, vor ihren Strahlen flieht der Dichter in den schattigen, abgeschiedenen Hain. An Baches Rande legt er sich nieder, die summende Biene, die murmelnden Wellen singen ihn in Schlaf, und wunderbar-geheimnisvolle Träume umspielen seine Stirne. Erwacht, glaubt er die liebliche Musik der Wald-Genien zu hören, er wandert seiner Stimmung gemäss zur alten Kloster-Kirche, bewundert die mächtigen Säulen, die gewölbte Decke:

Wo gedämpft und ernst das Licht
Durch bemalte Scheiben bricht,
Feierlicher Orgel-Klang
Dröhnt zu vollem Chor-Gesang,
Dass die Gottes-trunkne Brust
Schwelgt in höchster Himmelslust.

Und zuletzt wünscht er sich für seine alten Tage eine „friedliche Einsiedelei", ein „härenes Gewand", eine „moosige Zelle", um als Klausner in dem grossen Buch der Natur, in Sternen und Pflanzen lesen zu können:

„Bis die Erfahrung, reif und alt
Wächst zu prophetischer Gewalt(1).
Kannst du mir solche Freuden geben,
Melancholie, so will mit dir ich leben".

So klingen beide Gedichte, wie sie die verschiedene Wirkung der Musik auf den menschlichen Geist an rechter

Stelle benutzt zeigen, gleichsam selbst musikalisch in sich entsprechenden und doch verschiedenen Schwingungen aus. Welchem von beiden der Vorzug zu geben, darüber ist in England kaum je ein Streit gewesen. Wenn Goethe sich erinnert, dass er, und mit ihm die gebildete deutsche Jugend gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, so wesentlich durch den ernsten, ja schwermüthigen Charakter der englischen Poesie beeinflusst worden, so bemerkt er, dass Milton's Allegro erst in heftigen Versen den Unmuth verscheuchen muss, ehe er „zu einer sehr mässigen Lust" gelangen kann(1). Milton's Temperament war nun einmal der Art, dass er sich dem Penseroso näher verwandt fühlte als dessen Gegensatz. Wie lieblich auch das Bild der sonnenglänzenden Landschaft sein mag, das er entrollt, wie glücklich er mit den eigenen Betrachtungen die naiven Einfälle der Volks-Sage und Volks-Dichtung, würzige Feldblumen, aus dem Bezirk des lustigen Alt-England, verwebt: selbst durch Scherzen und Lachen zieht sich der Faden ernster Beschaulichkeit, in seinem Frohsinn ist, wie man gesagt hat, immer ein Stück von Melancholie. Und diese Erscheinung wird durch eine andere Betrachtung noch erklärlicher. Man hat die feine Bemerkung gemacht, dass der Kontrast beider Gedichte sich über das Individuelle erhebe, dass sie die Antithese durchklinge, „durch welche die eine Hälfte der Nation von der andern, der Kavalier von dem unter Schmerzen sich losringenden Puritaner geschieden werde"(2). Der grosse Gegensatz, den wir im englischen Volks-Geiste überhaupt unmittelbar vor dem Ausbruch der Revolution als vorhanden anzunehmen uns für berechtigt halten, wird im Allegro und Penseroso in idealer Weise verkörpert, und zu welcher Partei sich Milton schlagen werde, kann nicht zweifelhaft sein. Aber der freie Genius des Dichters ist fähig, in raschem Fluge beide Gebiete des Denkens und Fühlens zu streifen, die ernste Beschaulichkeit des Puritaners sich zu wahren, ohne gegen die schönen Güter des Kavaliers sich abzuschliessen, und über dem Zwiespalt der Parteien das Ideal des Menschen zu retten. Wird doch der melancholische Träumer von einem religiösen Kunst-Enthusiasmus er-

fasst, der mit dem strengen Calvinismus wenig gemein hat und des Beifalls William Laud's und seines Königs sicher sein konnte, bis denn doch die nüchterne Aufklärung, frei von jeder Schwärmerei, lediglich auf die Naturwissenschaft gegründet, bei ihm durchbricht.

Wenn l'Allegro und il Penseroso Gelegenheits-Gedichte im besten Sinne sind, insoferne sie als der natürliche Ausdruck individueller Stimmung erscheinen und dabei doch der Darstellung allgemein menschlicher Ideen dienen, so trägt ein anderes Erzeugnis der Muse Milton's, das gleichfalls der Epoche von Horton angehören wird, den Stempel einer auf Bestellung gelieferten Arbeit, ohne dass der Dichter sich dabei etwas vergeben hätte.

Nicht weit von Horton in Harefield-House, eine Stunde von Uxbridge, residirte die verwittwete Gräfin von Derby, Alice, Tochter des Sir John Spencer von Althorpe, welche auch nach dem Tode ihres zweiten Gatten, des Lord-Keeper Sir Thomas Egerton, den stolzen Namen ihrer ersten Wittwenschaft beibehalten hatte. Dem zahlreichen jungen Nachwuchs ihrer Sippe mochte sie wie eine ehrwürdige, lebendige Erinnerung an die elisabethanische Epoche erscheinen. Der poetische Duft jener romantischen Tage umwob ihre Gestalt, und Warton hat wohl Recht, wenn er sagt, „das Adelsbuch dieser Gräfin sei die Dichtung ihrer Zeit." In ihrer Jugend war sie mit ihren Schwestern von Edmund Spenser, der sich mit Stolz dieser Verwandtschaft rühmte, in zierlichen Versen gefeiert worden. Der Dichter der „Feenkönigin" widmete ihr 1591 seine „Thränen der Musen", pries sie als „Amaryllis" in seinem Schäfergedicht „Colin Clout's come home again" und bejammerte daselbst den frühen Tod ihres 1594 verstorbenen ersten Gatten, „Amyntas", „des edelsten Hirten, der je auf dem Hafer-Rohr geblasen". Denn dieser selbst, Ferdinando Stanley, Lord Strange, seit 1593 Graf von Derby, galt für einen Meister des Verses und war jedenfalls ein Mäcen der dichterischen Genossenschaft seiner Zeit, wie denn Nash,

Greene u. a. dem vornehmen Gönner ihre dankbare Huldigung darbrachten(1). Die Verbindung mit dem zweiten Gemahl, dem hochgestellten Staatsbeamten, knüpfte den Namen der Lady Alice noch enger an die grosse literarische Bewegung jener Zeit. Zu ihren Ehren bei Gelegenheit eines Besuches, den sie ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn, der Gräfin und dem Grafen von Huntingdon, in Ashby-de-la-Zouch abstattete, wurde 1607 ein Maskenspiel aufgeführt, gespickt mit Komplimenten, von Marston verfasst. Bei Hoffesten wirkte sie selbst in theatralischen Unterhaltungen mit. An panegyrischen Widmungen und dichterischen Huldigungen aller Art hat es ihr zu keiner Zeit gefehlt (2).

Die ehrwürdige, durch das Leben geprüfte Dame konnte sich einer zahlreichen, vornehmen Nachkommenschaft und Verwandtschaft rühmen. Einer ihrer Töchter, der verwittweten, durch schwere Schicksale heimgesuchten Lady Chandos und ihren Kindern, hatte sie ein ständiges Asyl auf ihrem eigenen Wittwensitz eingeräumt, aber oft genug wurde der schattige Park von Harefield durch die muntere Gesellschaft der übrigen von nah und fern herbeigeeilten Verwandtschaft belebt, vorzüglich bei Gelegenheit von Familienfesten, wenn der blühende Kranz der Enkel und Enkelinnen die Herrin des Schlosses umgab. Eine stattliche Zahl dieser Enkel gehörte dem Hause John Egerton's, des Grafen von Bridgewater an; denn dieser hatte sich um dieselbe Zeit mit der zweiten Tochter der Gräfin von Derby verbunden, in welcher diese selbst seinem Vater, Sir Thomas, verwittwet wie sie, die Hand reichte. Wie in anderen vornehmen Familien, ertheilte Henry Lawes auch in der des Grafen von Bridgewater Unterricht in seiner Kunst. Zweien von dessen Töchtern, Alice und Mary, hat er 1653 seine „Ayres und Dialogues“ gewidmet und sich ihrer in seiner Dedikation ausdrücklich als würdiger Schülerinnen im Gesange gerühmt.

Wurde Milton, wie zu vermuthen ist, durch die Liebe zur Musik mit Henry Lawes häufig zusammengeführt, so lag es für diesen nahe, das Talent des poetischen Freundes in Anspruch zu nehmen, als es sich darum handelte, den Text

zu einer musikalischen Aufführung zu erhalten, mit welcher die jugendlichen Angehörigen der Gräfin von Derby diese überraschen wollten. Freilich fehlt auch dafür der direkte Beweis, dass gerade Lawes den musikalischen Theil der Aufgabe auf sich genommen habe, indess seine spätere Mitwirkung bei der Darstellung des Comus lässt diesen Rückschluss unschwer zu (1). Genug, dass Milton's Genius diesem vornehmen Kreise eine kostbare Gabe darbrachte: Die „Arkadier", „Theil einer theatralischen Unterhaltung" („Part of an Entertainment"), „aufgeführt vor der verwittweten Gräfin von Derby zu Harefield von einigen edlen Mitgliedern ihrer Familie, welche im Hirtengewand auf der Bühne erscheinen und sich mit folgendem Gesang dem Ehren-Sitz nahen" (2). Die Scene war offenbar im Freien, im Park, wo für die Gefeierte, deren Geburtstag vielleicht Anlass zu dem fröhlichen Fest gegeben hatte (s. v. 4), ein erhöhter Sitz unter einem Baldachin, etwa von bunten Lampen umgeben (s. v. 18), errichtet worden war. Man hat sich den ländlichen Schauplatz von der ganzen aristokratischen Gesellschaft, welche in Harefield-House abgestiegen war, in belebten Gruppen erfüllt zu denken, die jüngeren „edlen Mitglieder der Familie" verkleidet, im Dunkeln verborgen, auf das Zeichen des Beginns wartend. Ohne Zweifel waren Lawes' sachkundige Schülerinnen, Mary und Alice, die Töchter des Grafen von Bridgewater, unter ihrer Zahl, nicht minder ihre Brüder John und Thomas, die bereits Fastnacht 1634, noch halbe Kinder, bei der Aufführung von Carew's Maskenspiel „Coelum Britannicum" bei Hofe mitwirkten.

Man hat angenommen, dass das Festspiel bei weitem länger gewesen sei, als das uns Vorliegende, durch Prosa und Maschinerie ausgefüllt (3). Auch scheinen die Worte im Titel: „Theil eines Theaterstückes" darauf hinzudeuten, wenn sie nicht etwa den verbalen Theil des Spieles als getrennt von dem musikalischen auszudrücken bestimmt sind. Gewiss ist, dass, was Milton zu dem Werke beigetragen hat, drei Gesänge und ein vielleicht recitativischer Monolog, als ein in sich wohl abgeschlossenes Ganzes erscheint. Ein Chor der herbeieilenden Nymphen und Hirten eröffnet das Spiel. Sie staunen

über den Glanz der Majestät, erkennen in der Göttergleichen die von ihnen Gesuchte, welcher sie ihre Wünsche darbringen und deren Hoheit sie einigermassen bombastisch preisen. Der Genius des Waldes tritt ihnen entgegen (1), bereit, die bunte Schaar zu dem ersehnten Ziele zu führen. Damit ist die Möglichkeit einer Handlung schon abgeschnitten. Auf diese kam es hier aber nicht an, wurde nur für den hauptsächlichen Bestandtheil des Schaustückes, die Musik, der nothwendige Text geboten. Und doch kommt der Dichter in dem episch ausgesponnenen Monolog des Wald-Genius zu seinem vollen Recht. Wie dieser von seiner Vielgeschäftigkeit berichtet: die schlanken Bäume zu nähren, säuselnde Lüfte zu wecken, von den Pflanzen schädlichen Hauch abzuwenden, bösen Thau von den Zweigen zu streifen, das Unheil von Blitz und Gift-Wurm wieder zu bessern, im Abend-Dämmern die wachsame Runde zu machen, beim Morgen-Grauen Sprossen und Ranken zu überzählen: erinnert er an jene Mähren von dem geheimnisvollen Walten der Elementar-Geister, die von den ersten Neigungen celtischer Bildung her tief im Volksglauben und heimischer Sage wurzelnd, so häufig bei dem grossen Dramatiker der Nation hervorblicken und der wahre dichterische Ausdruck für das sinnige Sich-Versenken in das Natur-Leben sind. Aber im Verlauf seiner Rede verlässt der Wald-Genius diesen gesunden Boden seiner Heimat und zeigt, dass er, wie sein Schöpfer, bei Plato in die Schule gegangen ist. „Tief in der Nacht, wenn Müdigkeit der Menschen Sinn verschlossen hat, dann lausche ich der Harmonie der himmlischen Sirenen, die auf den neun verschlungnen Sphären thronen und denen singen, die die Todesscheere halten und die demantne Spindel dreh'n, um die der Götter und der Menschen Loos sich windet." Wohl wäre die Sphären-Musik am ehesten würdig, den Ruhm der Gefeierten des Tages zu verkünden, da dies aber unmöglich ist, verspricht der Genius die Kunst geringerer ihm dienstbarer Geister aufzurufen. An seine lange Rede schliesst sich ein kurzer Gesang, die Aufforderung, ihm mit Saitenklang zum Thron der „ländlichen Königin" zu folgen. Ein Chor setzt ein, offenbar von den Landesbewohnern an

die Nymphen und Hirten gerichtet: „Verlasst Arkadiens Flüsse und Berge, kommt mit euren Heerden zu uns, der Herrin dieses Gebietes zu dienen, einer Königin, wie sie ganz Arkadien nie gesehen hat.“

Unter den Darstellern der „Arkadier“ liessen sich auch die Kinder des Grafen von Bridgewater vermuthen, in dessen Hause Henry Lawes als Musiklehrer wirkte. Eben diese vornehme Familie ist es, für deren Kreis ein dramatisches Werk Milton's bestimmt war, das an innerem Werth die Arcades bei weitem übertrifft: „Der Comus“. — Der Schwiegersohn der Gräfin von Derby, John Egerton Graf von Bridgewater, nahm unter der Regierung Jakobs I. und Karls I. eine sehr bedeutende Stellung ein. In seiner Jugend diente er als tapferer Soldat gegen die irischen Rebellen. Nach dem Tode seines Vaters, des berühmten Juristen und Lord-Kanzlers (1617), ward ihm die diesem bestimmte Grafen-Würde verliehen. Seine Talente und Kenntnisse machten ihn zu einer der hervorragendsten Erscheinungen der englischen Aristokratie, und seine Verbindung mit Lady Frances Stanley, der Countess von Derby schönen und liebenswürdigen Tochter, der eine zahlreiche Nachkommenschaft entspross, diente dazu, seine gesellschaftliche Stellung noch zu erhöhen. Im Jahre 1631 vertraute ihm der König einen hochwichtigen Posten an, indem er ihn zum Lord-President des Rathes von Wales, der Marken und der vier dazu gehörigen englischen Grafschaften ernannte. Die Inhaber dieses beinahe vicekönigliche mit umfassender gerichtlicher und militärischer Machtvollkommenheit ausgestatteten Amtes pflegten in dem altberühmten romantisch über der Stadt Ludlow gelegenen Schlosse zu residiren. Der Graf von Bridgewater siedelte indess nicht sofort nach seiner officiellen Residenz über. Erst gegen Ende des Jahres 1633 scheint er sich auf den neuen Schauplatz seiner Wirksamkeit begeben zu haben. Seine Installation erfolgte unter grossen Feierlichkeiten, aus der ganzen Nachbarschaft strömte Adel und Gentry zusammen, um ihn zu begrüssen,

auch seine Familie folgte ihm, vielleicht erst etwas später, nach. Einige seiner Kinder mögen den Gedanken gefasst haben, die vielfachen Festlichkeiten, welche auf dem alten Schloss zu Ludlow gegeben wurden, nach der Sitte der Zeit durch eine theatralische Vorstellung zu krönen, die ihnen selbst eine neue Gelegenheit böte, sich vor der versammelten vornehmen Gesellschaft zu zeigen. Die beiden jüngsten Söhne und die jüngste Tochter des Grafen haben in der That die Hauptrollen des Fest-Spiels übernommen. Diese, Lady Alice, zur Zeit der Aufführung vierzehn- oder fünfzehnjährig, erscheint nach alten Bildnissen als eine überaus liebliche Mädchen-Gestalt; jene, John, Viscount Brackley und Thomas Egerton, beide nur um wenige Jahre jünger als die Schwester, werden als vielversprechende, anmuthige Knaben geschildert (1). Man setzte den Michaelis-Abend 1634 für die Aufführung an und wandte sich ein zweitesmal an Henry Lawes, den vertrauten Rathgeber in Kunst-Angelegenheiten dieser Art, welcher die Inscenirung, die Lieferung des musikalischen Beitrags und sogar eine der Rollen des Stückes auf sich nahm. Er hatte den guten Geschmack, wiederum seinen Freund Milton um die Anfertigung dessen in Anspruch zu nehmen, was damals oft genug als Nebensache erschien, aber in Wahrheit das Schwierigste war: des poetischen Textes. So entstand der Comus, gleich den Arcades, aber freilich weit werthvoller, ein Beispiel einer Dichtungs-Gattung, die sich bei uns, noch dazu in verdorbener Form, höchstens auf den vorstädtischen Bühnen zweiten Ranges erhalten hat, damals aber, wie schon bemerkt, selbst bei Hofe in hoher Gunst stand: ein Maskenspiel (Mask).

Die Maskenspiele, wie es scheint, wesentlich aus den „Dumb shows“ (Pantomimen) hervorgegangen, bewahrten insofern die Erinnerung an ihren Ursprung, als prunkende Kostume, überraschende Dekorationen, Ballet und Musik auch in ihnen immer die wichtigste Stelle einnahmen, während das gesprochene Wort, der Dialog, nicht selten etwas stiefmütterlich behandelt wurde. Der grosse hofmännische Philosoph giebt in einem seiner Essays sehr genaue Anweisungen über die

Musik, die Tanzbewegungen, die Anzüge und Verkleidungen, die sich am besten für Maskenspiele eignen, er entwickelt, welche Farben bei Kerzenlicht am meisten Wirkung machen, nichts, was dem Aeusseren angehört, ist ihm entgangen: über den dichterischen Gehalt verliert er kein Wort (1). In der That kam es den meisten Maskenspielen auf regelmässigen Aufbau der Handlung, sorgfältige Durchführung der Situationen, feste Zeichnung der Charaktere gar nicht an. Allegorien und mythologische Gegenstände, untermischt mit Anklängen an die Romantik der Ritter-Zeit, gaben Gelegenheit, Halbgötter, Heroen, Nymphen, Elfen, Kavaliere und Ungeheuer in bunter Fülle vor den Augen der staunenden Zuschauer auftauchen zu lassen. Der Maschinist hatte für Blitz und Donner, Meeres-Rauschen und Wolken-Flor, Licht-Effekte und Versenkungen zu sorgen, Tanz und Gesang, dem phantastischen Charakter des Uebrigen angemessen, war einzuflechten. Der Maske schloss sich parodistisch-possenhaft die sog. Antimaske (anticmask) an, in welcher Personen des wirklichen Lebens einen grotesken Gegensatz gegen die romantische Zauberwelt zu bilden hatten. Dem Schäferspiel verwandt und gleich diesem eine Nebengattung der Komödie, erschien das Maskenspiel, vorwiegend auf sinnliche Wirkung berechnet, nur als eine untergeordnete theatralische Gelegenheits-Dichtung, und diente daher vorzüglich festlichen Anlässen, den Feierlichkeiten von Krönungen, hoher Besuche, Hochzeiten, Geburtstagen. Mit Freuden bemächtigte sich die vornehme Welt eines Mittels, welches geeignet war, wie kein anderes, Schönheit, Grazie, Gewandtheit, gepaart mit dem Glanze von Perlen und Edelsteinen, kostbaren und verführerischen Kostumen in blendender Beleuchtung, unter den Klängen berauschender Melodien, sehen zu lassen, und als die pedantische Gelehrsamkeit König Jakobs und die Prunkliebe seiner Gemahlin in gleicher Weise ihre Rechnung bei diesen mit mythologischen Anspielungen gespickten Schaustücken fanden, erreichten die Maskenspiele ihre höchste Höhe. Ben Jonson's Phantasie und Belesenheit waren unermüdlich, immer neue poetische Rahmen zur Aufnahme des farbenbunten, prächtigen Bildes zu erfinden, in

welchem jede Schöne des Hofes und jeder Kavalier seine Stelle haben wollte. Nächst ihm, erklärte er, könne nur noch Fletcher und Chapman ein Maskenspiel machen (1). Er gab dem Maskenspiel eine gleichmässigere Gliederung. Er trennte schärfer als bisher und durch Wechsel der Scene die eigentliche Maske von der sog. Antimaske. In jener erschienen meistens voll Würde und Pracht die aristokratischen Liebhaber (Maskers im engeren Sinn) als Götter und Göttinnen, personificirte Tugenden und Genien in luftigem Wolkensitz, schönen Landschaften, hochragenden Tempelhallen, nur an den schicklichen Menuets betheiligt. In dieser, dem komischen Widerspiel der Maske, traten oft voll kecken Humors Satyrn, Zwerge, Dämonen, Neger, Rüpel etc. auf, häufig durch gemiethete Schauspieler dargestellt, in Ober- und Unterwelt mit tollen Sprüngen und ausgelassenen Tänzen sich umhertreibend. Henry Lawes stattete meistens die Musik bei, derselbe oder ein anderer, wie Thomas Giles, ordnete das Ballet an, aber die grosse Aufgabe des Maschinisten, Mechanikers, Architekten und Malers lag auf den Schultern des genialen Inigo Jones, dessen üppige Gestaltungskraft, an italienischen Mustern genährt, über ein unerschöpfliches Füllhorn wundervoller Erfindungen gebot. Ja mit ihm trat das dekorative Element zum Nachtheil des poetischen so sehr in den Vordergrund, wurde der Dichter als untergeordneter Libretto-Fabrikant von dem Architekten in jeder Hinsicht so sehr übervortheilt, dass Ben Jonson in Streitigkeiten mit seinem langjährigen Mitarbeiter verwickelt wurde und es an Ausfällen gegen ihn nicht fehlen liess (2).

Schon diese Angelegenheit zeigt, wie ungesund die Grundlage jener höfischen Kunst war. Die primitive Einrichtung der Bühne hatte den inneren Werth unvergänglicher Meister-Werke der dramatischen Muse um so reiner strahlen lassen. Mit der Begünstigung der äusserlichen Hilfsmittel sank die dramatische Poesie. Dennoch wird niemand läugnen wollen, dass Ben Jonson, trotz mancher abstossenden Rohheit und dick aufgetragenen Schmeichelei, es nicht selten verstanden hat, dieser poetischen Zwitterform, welche zwischen Gesell-

schaftsspiel und Komödie in der Mitte steht, bedeutenden Reiz zu verleihen, und unser Interesse an dieser Dichtungsart wächst, wenn wir uns mit dem Gedanken vertraut machen, dass selbst Shakespeare, unter dessen Händen freilich aus rohen Bausteinen ein fertiges Kunstwerk wurde, im Sommernachtstraum und im Sturm sich ihrer zu bedienen nicht verschmäht hat.

Ein solches Maskenspiel war es, was am Abend des 29. Septembers 1634 dem neuen Lord-President von Wales, seiner Gemahlin, seinem Hofstaat und der grossen Schaar seiner Gäste in jener stolzen Halle des Schlosses von Ludlow vorgeführt wurde, die noch heute am Orte selbst die „Comus-Halle“ genannt wird(1). Beim Aufgehen des Vorhanges stellte sich den Augen der Zuschauer ein „wilder Wald“ dar; der Schutzgeist, kein andererer als Henry Lawes, „schwebte herab oder trat ein“, je nachdem die Einrichtung der Bühne es erlaubte. Er begann mit einem kurzen Liede, — ein Zugeständnis, das der Dichter offenbar gegen seine Absicht dem musikalischen Regisseur zu machen hatte. Erst hierauf folgte die pomphafte Anrede, die in Wirklichkeit das Maskenspiel in unseren Milton-Ausgaben einleitet:

Vor der gestirnten Schwell' an Jovis Hof
Ist meine Wohnung, wo das ew'ge Heer
Der lichtgestalten luft'gen Geister thront,
In milden Zonen ruhig klarer Luft,
Hoch über'm Qualm und Lärm des trüben Punkts,
Den Menschen Erde nennen.

Dahin ist der himmlische Bote gesandt, um die gefährdeten Menschenkinder zu schützen, deren reine Tugend in „dem ekeln Dunst der Sünden-Welt“ bedroht sein könnte, vor allem die holden Sprossen des edlen Herrn voll Macht und Ruhm, dessen Scepter die abendliche Küste des schönsten Insellandes mit trotzigen, waffenstolzen Bewohnern erst kürzlich unterworfen ist. Sie ziehen des Vaters Hofe zu,

Jedoch es führt ihr Weg
Durch dieses Waldes wildverschlungne Pfade,
Der mit den Schattenwipfeln graunvoll nickt
Und dem verirrten Wandrer finster droht.

Und was vorzüglich bedenklich: In dieses Waldes Dickicht haust Comus, der gefährliche Sohn des Bacchus und der Circe, der Ausbund üppiger Sinnenlust, der den müden Wanderern nachstellt, sie nach Art der Mutter durch locken-den Trank verzaubert, dass ihr Antlitz zu scheusslicher Thierform entstellt, ihr Sinn zu schamloser Wollust erniedrigt wird. Drum schiesst der Genius „schnell wie ein Stern im Fallen blitzt“, herab vom Himmel, den Zeus-Begnadeten zum sichren Geleit. Doch will er erst das himmlische Regen-bogen-Gewand ablegen, um, — hier wie in V. 494 macht der Dichter dem Darsteller Lawes ein Kompliment, — es mit dem Kleide eines Hirten zu vertauschen, der

> In dieses hocherlauchten Hauses Dienst,
> Mit sanftem Lied und süssem Flötenton
> Der wilden Winde Wuth zu stillen weiss.
> Auch ist er treu und wacht kraft seines Amts
> Auf Bergeshöhn, zu helfen schnell bereit
> In solchem Falle. — Doch ich höre schon
> Den Schall verhasster Schritte; schnell hinweg!

Comus tritt auf, den Zauberstab in der einen, den Becher in der andern Hand, mit ihm ein Haufen von Ungethümen, mit Köpfen verschiedener wilder Thiere, sonst in Männer- und Weiber-Gestalt, in glitzernden Gewändern. Sie stürmen, Fackeln in den Händen, mit wildem und wüstem Lärm herein. In bacchantischer, schon nach dem Versmass aufgeregter und aufregender Anrede(1) fordert Comus seine Genossen auf, ein wonnetrunkenes Nachtfest zu begehen; sie mögen eilen, ehe der verrätherische Morgen sie überrasche; Kotytto, die ge-heimnisvolle Göttin nächtlicher Lust sei ihnen hold:

> Kränze, mitternächtge Schaar,
> Dir mit Rosen-Duft das Haar;
> Finstrer Ernst gieng längst zur Ruh,
> Alter schloss die Augen zu.
> . . . . . .
> Wer sein Feuer nicht verlor,
> Ahme nach dem Sternen-Chor,
> Der wachsam führt in nächt'gem Gleis
> Der Mond' und Jahre schnellen Kreis.

Der Sund, die See, die Brut, die sie bewohnt,
Hebt sich in schwankem Tanze mit dem Mond.
Es hüpfen über'n Ufersand
Muthwill'ge Feen und Elfen, keck gewandt.
Wo's Bächlein rauscht und Waldquell glänzt,
Spielt und tändelt buntbekränzt
Der Nymphen Schaar und kann nicht ruhn,
Was hat Nacht mit Schlaf zu thun?
Nacht kennt süsseren Genuss,
Venus wacht, weckt Liebes-Kuss.
Kommt, der Festesbrauch beginnt,
Sünde ist des Tages Kind.
. . . . . .
Schlingt den Reihn und stampft den Grund
In phantastischem Ringelrund.

Es folgt ein wilder, orgienartiger Tanz. Comus unterbricht ihn, scheucht die ausgelassene Schaar in das Buschwerk zurück, weil er den nahenden Tritt eines Mädchens vernimmt und streut, um ihr Auge zu täuschen, dem er zunächst als ein harmloser Landmann erscheinen will, magischen Staub in die Luft. Der Zauber wurde wahrscheinlich durch ein plötzlich über die Bühne strömendes blaues Licht angedeutet. Während sich Comus zurückzieht, um zu horchen, tritt das Mädchen auf, — es war die anmuthige Lady Alice —, durch den wüsten Lärm von Comus Gefolge an diese Stelle des Waldes gelockt. Sie hat die Brüder verloren, welche seitab gegangen waren, um der ermüdeten Schwester kühlende Beeren zu suchen. Die Nacht ist angebrochen, und tausend ängstliche Gedanken sind durch den von Ferne vernommenen und so plötzlich verstummten Tumult im Herzen der Jungfrau erregt worden:

Von Nachtgespenstern, die versuchend locken,
Von Geister-Zungen, die in grauser Wildnis
An Strand und Moor des Menschen Namen rufen.

Doch sie ruft sich das Gewissen, den Glauben, die Hoffnung zu Hülfe:

Du Engel, auf den goldnen Flügeln schwebend,
Und du, der Keuschheit unbeflecktes Bild.

Als ein vom Himmel gesandtes Zeichen sieht sie eine dunkle Wolke sich mit dem silbernem Licht des Mondes säumen(1) und lässt neubelebt, um sich ihren Brüdern kundbar zu machen, ein Lied an die Nymphe Echo erschallen.

Comus tritt vor in Schäfertracht, noch unbemerkt von dem Mädchen, ganz unter dem Eindruck, den die jungfräuliche Stimme selbst auf sein sinnlich-rohes Gemüth gemacht hat. Die keusche Anmuth der Sängerin reizt ihn noch mehr, er begrüsst sie schmeichlerisch als ein Wunder, als die Königin des Waldes. Sie weist sein Lob schüchtern von sich, erklärt den Grund ihres Gesanges, lässt sich durch Fragen eine Schilderung ihrer unglücklichen Lage entlocken, durch die Theilnahme, die der Fremde zeigt, endlich durch seine Betheuerung, er habe zwei Gestalten, den beiden Brüdern ähnlich, gesehn, durch sein Versprechen, er wolle sie sicher zu den Gesuchten geleiten, unschwer bewegen, ihm vertrauensvoll zu folgen, um wenigstens für die Nacht eine Unterkunft in seiner Hütte zu finden.

Kaum sind sie gegangen, so treten die Brüder auf, die seit lange den Spuren der Verlorenen nachgeirrt. Der jüngere —, Thomas Egerton, — voll Feuer und Leidenschaft, fürchtet Gefahr und Unheil für die Schwester, vor allem dünkt ihn ihre reizende Schönheit in dem nächtigen Dunkel des Waldes unbeschützt vor dem Angriff eines verwegenen Lüstlings(2). Der ältere —, John Viscount Brackley, — gereifter und besonnener, mahnt den Bruder, nicht vor der Zeit schwarzen Befürchtungen Raum zu geben und versichert ihn, dass die Schwester verborgene Kraft in sich trage, durch die sie gegen Verführung und Gewalt gefeit sei:

Verborgne Kraft,
Zwar Himmels Gabe, doch ihr Eigenthum:
Die Keuschheit, mein' ich Bruder, Keuschheit ist's.
Die sie besitzt, trägt rings ein Stahlgewand;
Der Nymphe gleich, die Pfeil und Köcher führt,
Betritt sie öde Haide, ries'gen Wald,
Verrufne Berge, Wüsten voll Gefahr,
Wo vor der Keuschheit heil'gem Strahlen-Glanz
Kein roher Wilder, Räuber und Bandit
Der Jungfrau Reinheit zu beflecken wagt.

Ein Ruf aus der Ferne unterbricht das Gespräch der Brüder, sie lauschen, ungewiss, ob Freund oder Feind nahe, der Aeltere ruft gleichfalls, Antwort tönt zurück, und plötzlich steht Thyrsis, der Schäfer in ihres Vaters Diensten, — oder vielmehr der Schutzgeist in dieses Schäfers Tracht, — vor den Ueberraschten. Er, der sie angstvoll aufsucht, steigert ihre Besorgnisse, erzählt, dass Comus in diesem Walde sein Unwesen treibe und beschreibt, wie er Abends von ferne die süsse Stimme der singenden Herrin erkannt habe. Zitternd für die ahnungslos Gefährdete sei er in ihre Nähe geeilt, aber nur eben recht gekommen, um zu sehen, wie der Dämon, tückisch verkleidet, der Jungfrau in den Weg getreten, und zu hören, wie sie ihn vertrauensvoll nach den Brüdern gefragt. Dem Vorsatz, mit dem Schwert in der Faust dem Zauberer seine Beute abzuringen, tritt Thyrsis entgegen; Waffengewalt vermag nichts gegen jenes Künste, sondern einzig die unscheinbare Wunderwurzel Haemony, die ihm einst zum Dank für manchen Sang ein pflanzenkundiger Schäfer gegeben, unter deren Schutze er eben den Schlingen des Zauberers genaht und kraft deren er ihn in seiner Verkleidung erkannt habe. Dies schützende Wunderkraut verspricht er den Brüdern zu geben, und unter seiner Führung und Anleitung eilen sie dem Befreiungswerke entgegen.

Die Scene verwandelt sich in einen prächtigen mit allen Kostbarkeiten geschmückten Palast: sanfte Musik, Tafeln mit Leckereien aller Art besetzt, Comus mit seiner Rotte, das Mädchen sitzt auf einem verzauberten Sessel, er reicht ihr den Becher, sie stösst ihn zurück und versucht sich zu erheben. Umsonst, ihre Glieder sind von dem Zauberer gefesselt; aber „die Freiheit des Willens“ kann er ihr nicht rauben. Sie weigert sich standhaft von dem Becher zu kosten, und diese Weigerung ruft das lange Zwiegespräch hervor, den Kern des ganzen Maskenspiels, „gleichsam einen Rechtsstreit zwischen Sinnenglück und Sittengesetz“, in welchem dort alle Künste der Sophistik spielen, hier aller Unwille herausgeforderter Unschuld überschäumt.

In schmeichelnder Rede, die das Gefühl bestimmen, den

Verstand überzeugen soll, sucht Comus die Sinnlichkeit des Mädchens zu erregen. Wozu all' der Reichthum der Natur, die unübersehbare Ueppigkeit ihrer Schöpfung, als um uns zum Genuss einzuladen? Es hiesse den Allgütigen beleidigen, seinen Planen entgegenhandeln, wollten wir seine Gaben nicht nutzen, die unverbraucht sich in wuchernder Fülle erdrücken würden:

Hör' Mädchen, sei nicht spröde, lass den Schein
Des blossen Wortes: Keuschheit: dich nicht blenden.
Die Schönheit ist die Münze der Natur,
Zum Umlauf nicht zum Sammeln uns verliehn;
Ihr Segen ruht im wechselseit'gen Glück,
Doch ohne Wonne ist ihr Selbstgenuss.
Lässt du die Zeit entfliehn, welkt sie am Stock,
Vergessner Rose gleich, mit mattem Haupt.

Auf dieses „Carpe diem“ antwortet die Jungfrau im Stile einer ächten Puritanerin; ihre Theorie von den äusseren Gütern der Natur und ihrer gerechten Vertheilung lautet ganz anders:

Betrüger, nicht die Unschuld der Natur
Klag' an, als sollten ihre Kinder prassen
Von ihrem Ueberfluss. Sie theilt haushälterisch
Dem Guten nur von ihren Schätzen aus,
Der ihrem nüchternen Gesetz sich fügt
Und heilger Regel karger Mässigkeit.
Wenn jeder Edle, der jetzt darben muss,
Nur mäss'gen Antheil hätte nach Gebühr
An dem, was Schlemmerei und Ueppigkeit
In wüstem Unmass jetzt auf wen'ge häuft,
Dann wär' der Segen der Natur vertheilt
In schönem Gleichmass ohne Ueberfluss.
Sie würde nicht von Fülle schwer erdrückt,
Dem Schöpfer würde bessrer Dank gezollt
Und schuld'ges Lob; denn vieh'sche Völlerei
Blickt nie vom üpp'gen Mahl zum Himmel auf,
Sie stopft sich voll, verdummt und undankbar,
Und lästert den Erhalter. — Fahr' ich fort?
Hab' ich genug gesagt? Ihm, der es wagt
Ruchlos die Zunge mit Verachtungswort
Zu waffnen gegen sonnumstrahlte Keuschheit,

Sagt' ich so gern ein Wort; allein wozu?
Du hast nicht Ohr, nicht Seele zu verstehn
Des Hochbegriffs erhabenes Geheimnis,
Das man enthüllen muss, um darzuthun
Die ernste Lehre der Jungfräulichkeit.
Du bist nicht würdig je ein grössres Glück
Zu kennen als dein gegenwärtig Loos,
Freu dich des Witzes, heitrer Redekunst,
Da du ihr Blendgefecht so gut gelernt,
Du taugest nicht, dich überführt zu sehn.
Versucht' ich's doch, so würde mein Gemüth
Zu solchem Feuer heil'ger Leidenschaft
Von dieser reinen Sache Werth entflammt,
Dass stumme Wesen Mitgefühl empfänden,
Die Erde selbst mir liehe ihre Kraft
Erbebend, bis dein stolzer Zauberbau
Zu Trümmern bräche auf dein falsches Haupt(1).

Dieses Stück prunkender Tugend-Rhetorik lässt einen Augenblick sogar den Vertreter des bösen Princips in innerster Seele erschauern, doch noch ein Mal, und entschiedener, drängt er das Mädchen von dem Zaubertrank zu kosten. Da stürzen die Brüder herein mit gezogenen Schwertern, entringen ihm den Becher, zerschmettern diesen am Boden. Der Haufe der Ungethüme macht Miene sich zu widersetzen, aber alle, Comus eingeschlossen, werden fortgetrieben. Der Schutzgeist in Thyrsis Gestalt, der zugleich mit den Brüdern angelangt ist, bemerkt zu seinem Schrecken, dass sie, seiner früheren Mahnung uneingedenk, Comus mitsammt seinem Zauberstabe haben entfliehen lassen, der zur Entfesselung der Jungfrau nöthig gewesen wäre. Doch ein Schutzgeist weiss Rath: die Göttin des nahen Severn-Stromes, Sabrina, als keusche Jungfrau verfolgter Jungfrauen Schützerin, wird mit einem Liede zur Hülfe aufgerufen. Eine feierliche Beschwörung wird an sie gerichtet, bei der ersten Aufführung im Schloss zu Ludlow auf Lawes' Betrieb, (abweichend von der Angabe unserer Drucke und des ersten Entwurfs), in der Weise, dass der Schutzgeist und die Brüder sich in die Aufgabe theilten (2).

Sabrina, der Beschwörung gehorsam, steigt empor, von

ihren Nymphen begleitet, ein kurzes Lied singend. Sie besprengt den Busen der Jungfrau mit Tropfen aus ihrem reinen Quell, berührt drei Mal ihre Finger, drei Mal ihre Lippen, legt ihre feuchtkalte Mädchenhand auf den glühenden Marmorsessel, — und der Zauber ist gelöst.

Sie enteilt, unter der Bühne versinkend, zu Amphitrite's Schloss, das Mädchen erhebt sich vom Sessel, der Schutzgeist richtet ein Danklied an Sabrina (1) und fordert die Geschwister auf, ihm durch den Wald zu folgen zu dem Schloss des Vaters:

Wo vereint zu Festes Pracht
Freundesschaar in dieser Nacht,
Glück zu wünschen ihrem Herrn;
Schäferschwarm blieb auch nicht fern
In ländlich heitrem Tanzgewühl,
Und wir treffen sie beim Spiel.
Unsres Kommens späte Zeit
Mehrt die Lust und Fröhlichkeit.

Die Scene wechselt; die Zuschauer erblicken plötzlich Stadt und Schloss Ludlow; Landleute führen ein bäuerliches Ballet auf (2), es wird unterbrochen durch die Ankunft der Geschwister und des Schutzgeistes. Er heisst in einem Liede die Bauern zurücktreten, da jetzt ein anderer Tanz „von leichteren Zehen nach Hofesart“ zu beginnen sei. Nach Vollendung dieses „hofmässigen“ Tanzes, vermuthlich eines Menuets der Geschwister, führt der Schutzgeist sie mit einem zweiten Liede den Eltern zu und lässt es nicht an Komplimenten für die „drei schönen Sprossen“ fehlen, deren Jugend, vom Himmel früh versucht, über alle Prüfungen gesiegt hat. Auf wiederholten Tanz folgt der Epilog des Schutzgeistes. Nach Milton's Absicht sollte er grossentheils durch einen phantastischen Hymnus gebildet werden, und er stellte es Lawes frei, ihn zu singen oder zu recitiren. Lawes hatte aber für die Aufführung diesem Hymnus schon zwanzig willkürlich veränderte Verse entnommen, um einen Gesang für den Anfang des Stückes zu gewinnen (s. o. S. 220). Er liess daher ohne Zweifel die ganze dort benutzte Stelle fort und gieng, vielleicht mit Abwerfung seiner Hirtenverkleidung (3), zu dem

Schlussgesang über, mit dessen verhallenden Tönen der Schutzgeist den Augen der Zuschauer langsam entschwand:

Nun mein Werk mit Glück vollbracht,
Flieg' ich oder hüpf' ich sacht
Bis zum Erdenrand behend,
Wo sich langsam neigt das Firmament,
Schwinge dann mich, wie gewohnt,
Zu den Hörnern auf am Mond.
. . . . . .
Menschenkinder stimmt mir bei,
Liebt die Tugend: sie ist frei,
Sie allein trägt euch empor
Ueber Stern' und Sphären-Chor,
Und wenn Tugend Schwäche zeigt,
Der Himmel selbst sich zu ihr neigt.

Die ungezwungene Leichtigkeit, mit welcher sich im Comus der Absicht einer festlichen Huldigung die dichterische Erfindung anschmiegt, kann zu dem Gedanken verleiten, dass wir es hier eben nicht mit einer ganz freien Erfindung, sondern mit einer wirklichen Thatsache, als Grundlage der poetischen Schöpfung, zu thun haben. In der That giebt es eine Ueberlieferung, welche dieses glauben machen will.

Warton erzählt, nach einer handschriftlichen Notiz von Oldys, die Kinder des Grafen von Bridgewater seien nach einem Besuche von Verwandten in Herefordshire im Forst von Haywood von der Nacht überrascht worden, und Lady Alice sei sogar für kurze Zeit von den übrigen getrennt und vermisst worden. Dieser Vorfall habe dem Dichter den Plan des Comus eingegeben. — Diese sonst in keiner Weise verbürgte Erzählung wird nicht ohne Misstrauen aufzunehmen sein. Man weiss, wie leicht aus den Fiktionen des Dichters ein nie Geschehenes mit gläubiger Naivetät als wirkliches Ereignis abgezogen wird, und es wird nicht so bald jemand von jener Anekdote hören, ohne zu argwöhnen, dass sie eher auf dem Comus beruhen möge als Comus auf ihr.

Auch die Worte, mit welchen Lawes später dem älteren

Sohne des Grafen das gedachte Maskenspiel zueignete: es habe den ersten Anlass seines Werdens ihm selbst und anderen Mitgliedern seiner Familie zu danken(1): werden vollständig durch die oben gegebene Entstehungsgeschichte des Dramas erklärt und setzen jenes Waldabenteuer keineswegs, als wirklich geschehen, mit Nothwendigkeit voraus.

Man sieht sich daher genöthigt, um den Quellen des Comus auf die Spur zu kommen, den Kreis der Untersuchung über jene zweifelhafte Ueberlieferung hinaus zu erweitern, und, so wenig es auch die Aufgabe sein kann, jede Zeile des Gedichts mit Parallel-Stellen aus früheren Werken alter und neuer Literatur zu belegen, so unnabweisbar erscheint es, die Hauptergebnisse der kritischen Forschung zusammenzufassen, in welche sich Engländer und Deutsche mit rühmlichem Eifer getheilt haben. Was zunächst die Hauptfigur des Comus selbst betrifft, so weiss man, dass sie dem Alterthume nicht völlig fremd war und dass sie auch in der englischen Literatur schon vor Milton, bei Dekker und Ben Jonson, wenn auch ganz flüchtig auftaucht. Wäre es nun auch nicht undenkbar, dass die unermüdliche Beschäftigung mit den Autoren des Alterthums Milton gleichfalls mit dem älteren Philostrates bekannt gemacht hätte, so haben wir doch allen Grund anzunehmen, dass dessen Schilderung des Gottes ihm vielmehr durch das Medium eines modernen Schriftstellers, erweitert und ausgeschmückt, zugänglich gemacht worden sei. Es ist dies Erycius Puteanus (Hendrik v. Putten 1574—1646), seit 1606 Professor der Beredtsamkeit und klassischen Literatur zu Löwen, ein äusserst fruchtbarer Schriftsteller, welcher 1608 ein Werkchen mit dem Titel: Comus sive Phagesiposia Cimmeria. Somnium (Lovanii): veröffentlichte(2). Da dieses Werk 1634 einen Abdruck in Oxford erlebte, so mochte es Milton, und dies genau zu der Zeit, da er mit der Dichtung des ludlower Festspiel beauftragt war, leicht in die Hand fallen. Denn dass er es in der That benutzt hat, wird jedem einleuchten, der sich die Mühe der Vergleichung nimmt. Zwar die formelle Seite der Schöpfung des löwener Latinisten konnte nicht zur Nachahmung reizen. Er schildert in weit-

schweifiger Darstellung, in welcher langweilige Prosa mit zierlich gedrechselten Versen und poetischen Citaten wechselt, einen Traum, der den Autor mit mehreren seiner Freunde in den Palast des Comus versetzt. Mit mehr Behagen als Grazie unter langen moralisirenden Gesprächen und mit Aufbietung eines schwerfälligen allegorischen Apparats wird die in eine Prügelei auslaufende Feier der lasciven Mysterien dargestellt. Kein Zweifel: Die Charakterisirung des Comus als eines entnervenden Gottes unbändiger Sinnenlust, das Bild seiner äusseren Erscheinung, seines Gefolges, seines Zauberschlosses, die ganze widerliche Verbindung zügelloser Brunst und unmässiger Schlemmerei: Alle diese Züge fand Milton als brauchbare Bausteine für sein Kunstwerk bei Erycius Puteanus vor. Man darf, ohne den Worten Gewalt anzuthun, in einzelnen Ausdrücken, in der Form, die der einen oder anderen Maxime gegeben ist, selbst in dem Liede der Lust, durch welches der Dämon seine Genossen anfeuert (Puteanus p. 46—50), Anklänge entsprechender Stellen des Milton'schen Maskenspiels heraushören(1). Nur dass hier Anmuth, Leichtigkeit, Rundung an Stelle von Steifheit, Schwerfälligkeit, Plattheit getreten ist, die dort ermüdet.

Ganz von selbst führte eine Stelle in Puteanus Arbeit (p. 26) dazu, den Mythus von Circe mit der Gestalt des Comus in Verbindung zu setzen. Die Ueberlieferung Homers und Ovids liess sich um so leichter vor einem englischen Publikum auffrischen, da auch Spenser gewissermassen in der Feen-Königin IV, 12 und Browne in dem Maskenspiel des „Inner Temple“ von ihr Gebrauch gemacht hatten. Das Wunderkraut Haemony als Nachbildung des homerischen Moly, der Zauberstab des Comus, sein thierköpfiges Gefolge war auf diese Weise gegeben. In Circe verschaffte die Phantasie des Dichters der „etwas zweifelhaften Gottheit“ eine Mutter, während sie Bacchus ohne viel Besinnen die Rolle der Vaterschaft übertrug. — Einige Züge mag Milton ferner einem Ben Jonson'schen, 1619 bei Hofe aufgeführten, Maskenspiel (Pleasure reconciled to Virtue) entlehnt haben, in welchem Comus, „der Gott der Lust und des Bauches“, mit seiner bacchanti-

schen Schaar, vielleicht gleichfalls nach E. Puteanus Anregung, vorgeführt wird. Selbst der Konflikt zwischen Tugend und Sinnenlust, der im Mittelpunkt der Handlung bei Milton steht, ist hier, wie schon der Titel sagt, wenigstens berührt. Aber freilich lässt Ben Jonson „im bunten Gewühl künstlich verschlungener Tänze und unter dem Glanze scenischer Dekorationen“ den Zuschauer die grossen ethischen Gegensätze ganz vergessen, die Lösung erfolgt rein äusserlich durch einen Theatereffekt, indem Hercules den Schwarm des Comus verjagt, und erst die Schlussverse des Maskenspiels rufen wieder unabweisbar die Erinnerung an den moralisirenden Ausklang von Miltons Schöpfung hervor. Wie er überhaupt den Spuren des „gelehrten“ Vorgängers mit Aufmerksamkeit folgte(1), so mag er sich auch, — und durch niemanden war dies leichter zu bewerkstelligen als durch Lawes, — Kunde von jenem Maskenspiel erworben haben, noch ehe es durch den Druck veröffentlicht worden war(1).

Bisher ist indessen, nach Verwerfung jener verdächtigen Anekdote(2), für das Gerüst der eigentlichen Handlung des Comus, sofern von dieser überhaupt die Rede sein kann, kein Vorbild genannt worden. Doch auch hieran hat man es nicht fehlen lassen. Seit langer Zeit ist man gewöhnt, es in einer phantastischen Komödie des lustigen George Peele: The Old Wives Tale (zum ersten Mal gedruckt 1595): zu erblicken, in welcher die üppige Einbildung des Dichters und der unerschöpfliche Strom von Volksmährchen und Volksliedern sich zum tollsten Zauberspuk vermischen(3). Dass Milton dies Lustspiel gekannt habe, hat nichts Unnatürliches, wie denn der Versuch aus sonstigen Stellen seiner Werke seine Bekanntschaft mit Peele als sicher zu erweisen, mit Glück gemacht worden ist(4). Genug, dass in Peele's „Altweiber-Geschichte“ inmitten des Gewirres einer bunten Zauberposse zwei Brüder ausgehen, ihre verlorene Schwester zu suchen, dass diese sich in der Gewalt eines Magiers befindet, dass dessen Macht mit Hülfe eines Deus ex machina gebrochen wird. Von irgend welcher weiteren Analogie kann kaum die Rede sein, man müsste denn sonderliches Gewicht darauf

legen, dass auch hier das Mädchen sitzend gefunden wird, dass zu ihrer Entzauberung das Zerbrechen eines gläsernen Behälters nöthig ist, und dass sich eine Scene findet, in der das Echo vorkommt, durch welche immerhin dem Dichter des Comus die erste Idee jenes Liedes eingeflösst worden sein mag (1). Uebrigens hat Sacrapant so wenig Aehnlichkeit mit Comus, und Delia so wenig Gemeinschaft mit der spröden Jungfrau, wie der von den Todten auferstandene Jack mit dem vom Himmel herabgeflogenen Schutzgeist. Zu einer unterscheidenden Charakteristik der Brüder findet sich bei Peele auch nicht der kleinste Ansatz, und von dem Kampfe der Gegensätze der sittlichen Welt, auf welchem Miltons Dichtung beruht, ist hier keine Rede.

Liess sich diese moralische Tendenz in Ben Jonson's „Lust versöhnt mit Tugend" wenigstens flüchtig angedeutet finden, so erscheint sie ausgearbeitet in einem berühmten Schäferspiel John Fletcher's, welchem man mit unbezweifeltem Rechte den bedeutendsten Einfluss auf die Entstehung des Milton'schen Comus eingeräumt hat. „Die treue Schäferin" (2), im neidischen Hinblick auf die Lorbeeren Tasso's und Guarini's gegen 1610 entstanden, hatte das Unglück bei der ersten Aufführung dem londoner Publikum entschieden zu missfallen, dessen derber und, sagen wir, gesunder Geschmack sich in die Sprache und Vorgänge der zarten, pastoralen Welt mit ihren üblichen Schäfer-Freuden und -Leiden, soferne sie auf der Bühne vorgeführt wurden, nicht finden konnte. Das Stück erschien zwei Mal (vor Mai 1610 und 1629) im Druck, blieb aber von den Brettern verschwunden, bis es am Dreikönigs-Abend 1634 einer Aufführung vor dem Hofe in Somerset-House gewürdigt wurde. Nun eroberte es sich auch mit Erfolg für einige Abende die Bühne von Blackfriars, erlebte (1634) eine dritte Auflage und mag in der einen oder andern Weise Milton bekannt geworden sein.

Es war genau die Zeit, in welcher ihn der Comus beschäftigte, und es ist wohl erklärlich, wenn er sich von Fletcher's Muse zum Wettkampf angeregt fühlte. Freilich von dem Gerüste des Fletcher'schen Werkes war so gut wie gar nichts

für ihn zu gebrauchen. Der Plan desselben hat ebensoviel Unnatürliches in seiner Anlage wie Unfertiges in seiner Ausführung. Das Verhältnis Thenot's zu der keuschen Clorin reizt zum Lachen und erhält keine Lösung, der Gegensatz dieser beiden zu Alexis und Cloe, — dieser Philine des Pastoral-Dramas, — ist mehr tastend versucht als streng ausgearbeitet, das Eingreifen der übrigen sich suchenden und fliehenden Paare lässt es wohl zu einem leichten, phantastischen Spiel, aber nicht zu dem Ansatz einer festgeschlossenen Intrigue kommen, die Tugendprobe, welche so ziemlich die ganze Gesellschaft vor Clorin's Hütte zu bestehen hat, ermüdet. Aber neben so zahlreichen Mängeln enthält „die treue Schäferin" eine Fülle von Schönheit und Lieblichkeit. Je weniger gebunden sich die Phantasie des Dichters im losen Rahmen der Handlung bewegen konnte, desto freigebiger verschwendete sie ihre Schätze in zarten lyrischen Weisen und wundervollen Bildern. Man wird nicht läugnen können, dass viele einzelne Stellen des Comus auf Fletcher's Vorbild zurückzuführen sind, wennschon man oft genug zu weit hierin gegangen ist (1) und nicht genügend getrennt hat, was Fletcher allein angehört, und was er mit der Spenser'schen Schule theilt. Mitunter erstreckt sich die Aehnlichkeit bis auf das Versmass der Lieder, der poetische Duft, der über diesen lyrischen Partien zu schweben scheint, ist beiden gemein. Dazu kommen deutliche Anklänge der Figur des Schutz-Geistes an die des Satyrs, welcher merkwürdiger Weise bei Fletcher eine ähnliche Rolle zu spielen hat, wie Analogieen zwischen Sabrina einerseits und dem Flussgott und Clorin andrerseits. Vor allem aber die Lehre, welche die leitende Idee des Comus bildet, die Lehre von der unbesieglichen Gewalt reiner Jungfräulichkeit, wird in Fletcher's Schäferspiel nicht — nur in mehreren kritischen Situationen auf die Probe gestellt und in ihrem Gegensatz gebrandmarkt, sondern Akt 1, Scene 1 von Clorin beinahe ganz in derselben Form ausgesprochen wie im Comus v. 420 ff. von dem älteren Bruder. Nur dass die Darstellung Miltons abgemessener und strenger, seine Auffassung des Gegenstandes würdiger und weihevoller erscheint,

als die Fletcher's, der mit dem Ernst der Frage sein Spiel treibt und sich niemals über die konventionellen Fiktionen erhebt, die er fremden Mustern entlehnte. Wenn sich in Fletcher's Maskenspiel der Satyr, nachdem sein Werk gethan ist, in den abenteuerlichsten Bildern seiner nutzlosen Vielgeschäftigkeit gefällt, so bringt der Schutzgeist bei Milton in sechs kurzen Versen dieselbe Wirkung hervor, ohne durch phantastische Ueberfülle die Reflexion zu ermüden. Wenn sich dort der „tückische Schäfer" (und selbst andere der Auftretenden, wie sogar Perigot Akt 1, Scene 2) mitunter gemeiner Worte bedienen und widerliche Vorstellungen erwecken, so bewegt sich der leichtfertige Comus nur allzusehr in einer gewissermassen aristokratischen Ausdrucksweise. Wenn dort die Romantik so weit getrieben wird, dass die Kräuter des Waldes lediglich dadurch eine heilende und Zauber lösende Kraft erhalten, dass die Hand einer Jungfrau sie auflegt, so muss hier doch wenigstens eine Göttin als Retterin bemüht werden.

Und so bewahrt sich auch der Stil des Comus gegenüber den Quellen, die Milton, sei es bewusst oder unbewusst, während des dichterischen Schaffens benutzt hat, seine volle Selbstständigkeit. Man hat die Analyse dieses Stils mit Glück mit einem Verfahren der Arithmetik verglichen. Denn deutlich lassen sich mehrere Faktoren durch sorgfältiges Studium aussondern. Als erster das klassische Element, welches in dieser wie in den früher besprochenen Dichtungen Milton's auf's stärkste vertreten ist. Die mehrfachen Anklänge an homerische Redeweise, die unverkennbare Einwirkung platonischer Lehren und Bilder, die Nachahmung der griechischen Tragiker in der streng durchgeführten Stichomythie (v. 277—290) und speciell des Milton genau bekannten Euripides in einzelnen Wendungen und in den „processartigen Erörterungen von Gegensätzen" v. 668—813, eine Reihe von Beiwörtern, welche dem Ovid, dem Horaz u. s. w. entlehnt sind, endlich die Aufnahme von Konstruktionen, die dem Genius der englischen Sprache von antiken Mustern her erst aufgedrungen werden müssen (z. B. v. 48): Alles dies gehört

unstreitig hierher, wennschon Vorsicht in sorgsamer Unterscheidung dessen, was direkt der antiken Vorlage abgesehen und dessen, was ohnehin schon sprachliches Gemeingut geworden war, auch hier geboten ist.

Neben dem klassischen Element steht das biblische. Man hat bemerkt, dass es in den späteren Dichtungen Miltons stärker hervortritt; ganz zu übersehen ist indess der Antheil keineswegs, der ihm im Comus gewährt wird. Die Krone, welche die Tugend verleiht (v. 9), die Krone ewigen Ruhmes (v. 973), die Sonne, die der Kammer des Ostens als ihrem Ziele zueilt (v. 101): Das sind Bilder, um welche die biblischen Urkunden das Menschengeschlecht bereichert haben. — Man wäre genöthigt, das halbe Werk abzuschreiben, um im einzelnen nachzuweisen, inwiefern sein Stil sich an den der modernen und zeitgenössischen Dichter anlehnt. Neben den Engländern selbst kommen hie und da die Italiener in Betracht, von denen Ariost und Tasso in den Uebersetzungen von Harrington und Fairfax benutzt werden konnten. Eine genaue Bekanntschaft des Dichters mit den hervorragenden Dramatikern seines Heimatlandes wird man nach manchen Wendungen des Comus annehmen dürfen. Vorzüglich aber an einer Quelle, aus welcher er überreich geschöpft hat, darf man nicht vorbeigehen, der üppigen Fülle von Beiworten, Bildern, Vergleichen, welche die arkadische Schule, die Schule Spenser's, in geschäftigem Eifer aufgehäuft hatte. Spenser selbst, die beiden Fletcher, Browne, Drayton, Sylvester, Drummond, der Graf von Stirling: Bei ihnen allen ist die Muse Milton's zu Gast gegangen. Die ganze Schilderung der Schicksale Sabrina's ist ein treues Echo des Tones Spenser'scher Idyllen, der pastoralen Beschreibung (v. 540 ff.) hätte sich kein Spenserianer zu schämen, die Spenser'schen Lieblingsblumen, wie Lilie und Asphodille, die Perlenschnüre an der Hand der Wasser-Nymphen, die Bernstein-Tropfen, in denen das goldene Haar gleichsam niederfliesst: Der ganze „dekorative Apparat der Schule" kommt zur Verwendung. Arkadische Lieblingsworte, wie „trim" (v. 120), das ahnungsvolle „whilom" (v. 827), Participia wie „interwove" (544),

„besprent“ (542) finden ihren Platz. Die ganze Bildersprache der Arkadier ist dem Dichter geläufig, seine ganze Phantasie mit ihren Anschauungen durchtränkt.

Aber wie sehr würde man irren, wenn man glauben wollte, alle diese Elemente, das klassische, das biblische, das moderne, fremdländische wie heimische, ständen noch unvermittelt neben einander, und der Dichter habe sich begnügt, Fremdes zu entlehnen, ohne ihm durch eigene Zuthat höheren Werth zu geben. Vielmehr darin zeigt sich seine Kraft, dass er mit freier Benutzung fremder Motive, Geschaffenes neu schaffend, die einzelnen Theile mit einander verschmelzend, den eigenen Stil sich bildet. Wie in seiner Anschauung die Philosopheme des Alterthums und die christlichen Lehren sich durchdringen, so mischen sich die Formen, welche beiden zum Ausdruck dienen, in seiner Diktion. Die Sprache des Psalmisten stösst die Sprache des griechischen Weisen nicht ab, sondern wird mit ihr verwandt. In einzelnen Fällen wird das Ueberfliessen der einen stilistischen Strömung in die andere nachweisbar, in anderen sind sie unmerklich verschwommen, aber immerhin dürfen wir die Art, wie der Künstler verstanden hat, die überkommenen Formen umzugiessen als Neu-Schöpfung, als Renaissance, auch in diesem Sinn des Wortes, bezeichnen. Er ist nicht der Sklave, sondern der frei schaltende Herr des Materials, das er bei andern vorfand und in seine Werkstatt übernahm. Indem er einfache Vergleiche zu ganzen Situationen erweitert (1), die höchstmögliche Anschaulichkeit in seine Worte zu legen sucht und unbewusst beständig den Regeln folgt, welche so viel Generationen später der Autor des Laokoon aufgezeigt hat, bringt er ganz neue Wirkungen hervor (2). Mitunter giebt er konventionell gewordenen, metaphorischen Ausdrücken die „ursprüngliche Frische sinnlicher Anschauung“ dadurch wieder, dass er auf die erste Bedeutung der Worte zurückgreift, die im Gebrauch so vielfach abgeschliffen war. Mit einem Worte, mögen wir noch so sicher glauben, nachweisen zu können, wo Milton von anderen angeregt wurde: er hat in ehrlicher Arbeit sein Eigenes geschaffen, worüber man jenes vergisst, und der sinnige Ausspruch eines grossen

Meisters, dass in der Kunst der Diebstahl nicht erlaubt sei, wohl aber der Todschlag, passt auch hier.

Gegenüber den angegebenen Vorzügen lassen sich die Mängel des Comus nicht übersehen. Sie sind kaum von jemandem schärfer hervorgehoben worden als von Johnson. Er rühmt den Zauber der Sprache, den Reichthum der Bilder in dem Gedicht, „als eine Reihenfolge von Versen ist es bewundernswerth, aber als Drama", fügt er hinzu, „ist es mangelhaft." Damit hat er den Kern der Sache getroffen. Gewiss lassen sich einzelne dramatische Züge nachweisen, welche auf einer feinen psychologischen Beobachtung beruhen. Es ist der Natur abgelauscht und bringt dramatische Wirkung hervor, wie sogar der sinnliche Comus, überwältigt von dem Gesange des Mädchens, vor dem Göttlichen dieser holden Jungfräulichkeit sich beugt (v. 244 ff.), es ist ebenso ein feiner, bühnenmässiger Zug, wenn derselbe Comus (v. 145) seine Genossen ihren wilden Tanz abbrechen heisst, weil er die Gegenwart eines keuschen Wesens ahnt. Aber einzelne dramatische Züge machen kein Drama, und ein einzelner psychologischer Treffer schafft noch keinen festgeschlossenen Charakter. Beides, - ausreichende Handlung und bestimmte Charakteristik, — wird ein unbestochenes Urtheil im Comus vermissen. Diese ist in der verschiedenen Anlage der „Brüder", des älteren bedächtigeren, des jüngeren stürmischen, allerdings versucht, für die Zeichnung der „Schwester" reicht die dichterische Kraft schon nicht aus, denn dies Mädchen hat kaum ein selbstständiges Leben, sie ist nur die Trägerin des Keuschheitsbegriffs, der Schutzgeist liess sich überhaupt nicht individualisiren, Comus endlich mit seinem Schwarme erscheint nebelhaft und verschwommen. Gerade hier wäre eine derbe, realistische Zeichnung am Platze gewesen, aber der Dichter in dem falschen Drange des Idealisirens scheute vor ihr zurück. Der Kampf der Tugend mit den feindlichen, dämonischen Mächten bewegt sich nur auf der ätherischen Höhe der Rhetorik, und pomphafte Deklamation muss den Mangel an Handlung ersetzen. Man kann Warton Recht darin geben, wenn er eine unbewusste Nachwirkung jener cambridger

Prolusiones annimmt, deren Entstehungszeit hinter der des Comus noch gar nicht so weit zurück lag. Das ganze Gespräch der Brüder (v. 331—480), höchst gedehnt, mit Philosophemen angefüllt, ist in diesem Geschmack gehalten, der moralisirende Dialog zwischen Comus und dem Mädchen (v. 659—800) folgt derselben akadamischen Spur, und Comus scheint sogar plötzlich Geste und Habit eines wohlweisen Baccalaureus anzunehmen, wenn er, der Bacchus- und Circe-Sohn, sich unversehens (v. 707) als Kenner des stoischen Systems enthüllt. Andrerseits liegt in diesen Erzeugnissen majestätischer Rhetorik, reich an tiefen Gedanken und prachtvollen Bildern, wie sie sind, eine der Hauptstärken des Gedichts. Eine zweite ist in seinen lyrischen Partieen zu finden, deren lieblicher Wohllaut nur von einem parteiischen Richter geläugnet werden konnte. Man kann sich wohl entschliessen, über der schönen Verbindung dieser beiden Elemente die Forderung eines festgeschlossenen dramatischen Gefüges zu vergessen, wenn man bedenkt, dass es sich um ein Gelegenheits-Festspiel, um eine blosse „Maske“ handelt. In der That hat Milton diese dichterische Zwitterform in einer Weise zu benutzen verstanden, die allein schon den grossen Künstler bezeichnet. Er bemächtigte sich des üblichen Apparates von Wundern, Verzauberung und übermenschlicher Maschinerie, aber weit entfernt, sich dadurch zum Possenhaften und Rohen verleiten zu lassen, wie es z. B. in Ben Jonson's „Lust versöhnt mit Tugend“ abschreckend hervortritt, stellte er jene überkommenen Formen in den Dienst des ethischen Grundgedankens, der seine Schöpfung beherrscht. Wenn irgend etwas im Comus an Tendenz anklingt, so ist es dieser Grundgedanke selbst. Es wäre gesucht in den Worten (v. 745) „Schönheit muss sich am Hofe zeigen“, eine gehässige Nebenbedeutung finden zu wollen. Es wäre ebenso verfehlt, in einer scherzhaften Wendung des Comus (v. 808) einen versteckten puritanischen Angriff auf die anglikanische Kirche zu vermuthen. Dagegen die leitende Idee des Schauspiels ist ganz und gar der puritanischen Weltanschauung entnommen.

Jenes Thema vom Reichthum der Natur, und seine Ver-

wendung zum Anreiz der Sinnlichkeit, wie Comus sie versucht, ist den Dramatikern der Zeit geläufig. Aber je bereitwilliger die Mode des Tages unter dem Beifall der herrschenden Kreise von der Bühne herab sich den Sieg der Verführung und Unsittlichkeit gefallen liess, desto entschiedener preist der jugendliche Dichter den Triumph keuscher Jungfräulichkeit. Im Gegensatz zu so manchem Genossen seiner Kunst verschmäht er es auch hier nicht, den Spuren Plato's und Spenser's zu folgen und eine vornehme Zuhörerschaft, aus der mehr als einer Zeuge der verschwenderischen Hoffeste gewesen sein mochte, lässt er Worte des Tadels darüber hören, dass Ueppigkeit vieles auf wenige häufe.

Der Comus schien für längere Zeit die dichterische Thätigkeit des Still-Lebens von Horton erschöpft zu haben. Denn eine Uebersetzung des 114. Psalms in griechische Hexameter „vor Tagesanbruch, beinahe noch im Bette fertiggemacht", wie Milton dem poetischen Mentor, Alexander Gill, mittheilte, kann nur als ein leidlich gelungener Versuch gelehrter Spielerei betrachtet werden(1). Auch äussere Ereignisse aus dem Leben des Dichters für die nächste Zeit sind nur spärlich zu verzeichnen. Dass er nach herrschender Sitte 1635 der Formalität genügte, sich als Magister artium in Oxford, der anderen Landes-Universität, „inkorporiren" zu lassen, ist ziemlich sicher bezeugt(2). Nicht ohne Interesse konnte er vernehmen, dass am 17. November desselben Jahres sein alter Lehrer Gill gestorben war, und der Sohn, sein Freund, die erledigte Schulstelle erhielt(3). Aber auf's tiefste musste ihn ein anderer Todesfall berühren. Mit dem Sommer 1636 hatte sich die Pest wieder über das Land verbreitet. Auch die Umgegend von Horton wurde von ihr heimgesucht, und so mag ihr vielleicht das Leben von Milton's Mutter zum Opfer gefallen sein, das, laut der einfachen Inschrift in der Dorfkirche zu Horton, am 3. April 1637 endete(4). Das schmerzliche Ereignis, welches den kleinen Haushalt in Horton der leitenden Hand beraubte, konnte nur dazu dienen, Milton

sich immer tiefer in seine Studien vergraben zu lassen. Doch gerieth er darum mit den alten Freunden nicht ausser Zusammenhang. Henry Lawes trat ihm dadurch noch näher, dass er drei Jahre nach jener Aufführung des Comus im Schlosse zu Ludlow, mit Genehmigung des Autors das kleine Stück veröffentlichte. In der Widmung an Lord Brackley, den älteren Bruder, in der sich Lawes als den Schutzgeist, den Thyrsis der Aufführung, bezeichnet, giebt er als Grund der Veröffentlichung an, dass es ihm unmöglich werde, dem Verlangen aller Freunde, ein so „liebliches und vielbegehrtes" Kunstwerk zu besitzen, durch immer neue Abschriften zu genügen. Milton's Name blieb ungenannt, aber der Dichter hatte für den Druck nicht unbedeutende Verbesserungen und Ergänzungen angebracht(1).

Die fortdauernde Verbindung mit Karl Diodati wird durch zwei bei flüchtigem Aufenthalt in London 1637 geschriebene lateinische Briefe bezeugt, aus denen hervorgeht, dass Diodati vermuthlich in Ausübung des ergriffenen ärztlichen Berufes im Norden weilte, während sein Vater, nicht sehr zu seiner Freude, eine zweite Heirath eingegangen war. Aber auch für die Erkenntnis des Gedankenkreises, in dem sich Milton damals bewegte, sind beide Briefe sehr werthvoll. Hier giebt er jenen Ueberblick über seine Lektüre; und erklärt, nicht ruhen und rasten zu wollen, bis er „eine grosse Periode seiner Studien", wie er sie sich vorgesetzt, beendet habe. „Was Gott sonst über mich beschlossen hat, weiss ich nicht, aber dessen bin ich gewiss: Er hat mir, wenn irgend einem, eine ausserordentliche Liebe zum Schönen eingeflösst. Ceres kann, nach dem Mythus, nicht mit solcher Inbrunst ihre Tochter Proserpina gesucht haben, wie ich Tag und Nacht der Idee des Schönen (*τοῦ καλοῦ ἰδέαν*) in allen Formen und Erscheinungen nachjage. Denn vielerlei sind die Gestalten des Göttlichen . . . Du fragst mich, was ich denke. Lass' Dir, damit ich nicht erröthe, leise sagen und gestatte mir einen Augenblick ein grosses Wort zu sprechen: Beim Himmel, ich denke an unsterblichen Nachruhm. Ich lasse meine Flügel wachsen und bereite mich zum Fluge, aber noch sind die

Fittiche meines Pegasus zu schwach, um sich aufzuschwingen, wir wollen bescheiden und weise sein“ (1). Er deutet die Absicht an, sich in eine der londoner Rechts-Innungen zurückzuziehen, wo sich Gelegenheit zu „lieblichen und schattigen Spaziergängen“ finde, und unter „einigen Genossen“ eine „bequemere Wohnung“ sich biete, aber der Plan, wenn er überhaupt ernstlich gemeint war, kam nicht zur Ausführung. Milton blieb zunächst bei seinem Vater in Horton.

Eben dort entstand im Winter 1637 die berühmte englische Elegie, welche dem Andenken eines dritten Freundes gewidmet ist. Edward King, der jüngere der beiden Brüder, mit denen Milton während der Studienzeit im Christ-College zu Cambridge in Verbindung getreten war, hatte dort als Fellow und Tutor fortgewirkt und sich auf den geistlichen Stand vorbereitet. Während der langen Ferien 1637 beabsichtigte er einen Besuch in Irland, aber das Schiff, das ihn trug, war noch nicht weit von der englischen Küste entfernt, als es an einer Klippe strandete. Mit fünfundzwanzig Jahren fand der vielversprechende Jüngling in den Wellen sein Grab. Das Ereignis hatte am 10. August stattgefunden. Nach dem Wiederzusammentritt der Universität beschlossen die Freunde des Ertrunkenen ihm ein gemeinsames poetisches Denkmal zu stiften, wie es der Sitte des Tages entsprach und z. B. fast gleichzeitig dem Andenken Ben Jonson's errichtet wurde. Indessen erst 1638 erschien das Bändchen im Druck, das zuerst lateinische und griechische darauf englische Stücke enthielt. In jenen hatten u. a. Richard Crashaw, Henry More, Thomas Farnaby, der Lehrer, und Henry King, ein Bruder des Verstorbenen beigetragen. Derselbe Bruder eröffnete die Reihe der englischen Gedichte, unter denen solche von der Hand J. Beaumont's, John Cleveland's etc. zu bemerken waren (2). An letzter Stelle folgte das Klaggedicht Milton's, der „Lycidas“, wie er den Freund pastoral benannte, nur mit seinen Initialen unterzeichnet, nach dem noch vorhandenen Original-Ms. schon im November 1637 entstanden. Wie es bei weitem das längste der Sammlung ist, so dürfen die übrigen Stücke, dem poetischen Werthe nach nicht einmal mit diesem

verglichen werden. Auch die Verse des Dichters Cleveland, welcher bejammert, dass Neptun mit dem Ertrunkenen „eine ganze Universität“ erbeutet habe, erscheinen schal und gesucht. Einen natürlichen und doch schwungvollen Ausdruck findet das Gefühl dagegen in Milton's melodiösen, beruhigend ausklingenden Strophen, obgleich gerade hier das pastorale Gewand, wie es von der Spenser'schen Schule erborgt war, mit noch grösserer Vorliebe gewählt erscheint als jemals vorher.

Aber die Elegie hat nicht bloss für die Schätzung des Dichters Milton ihre Bedeutung. Inmitten der Klage um den verlorenen Freund, beinahe gewaltsam herbeigezogen, findet sich ein Angriff gegen die herrschenden kirchen-politischen Zustände, welcher den tiefen Gegensatz kundgiebt, in dem sich Milton zu ihnen fühlte. Er lässt die Gestalt St. Peters vor sich aufsteigen, der vom Herren zum Hirten-Amt berufen, wohl in einem Pastoral-Gedicht seine Stelle finden konnte, und legt ihm Worte der Trauer über den Verlust gerade dieses Dieners in den Mund. Wie manchen anderen, dessen Beruf es ist die „Schafe zu weiden“, hätte der Apostel für den angehenden Jünger seines Amtes, der so grosse Hoffnungen erweckte, missen mögen! Wie viele sind ihrer, die nur um des „Bauches willen sich in die Hürde eindrängen“ um „beim Schmause der Schafschur mit Gier für sich etwas zu erhaschen und den geladenen Gast hinwegzustossen“. Wie viele haben nichts von dem gelernt, was zu einem guten Hirten gehört, . . „schnarren auf ihren elenden Stroh-Pfeifen saft- und kraftlose Melodieen“, lassen die Schafe hungern, krank werden, verderben „abgesehn von dem, was der grimme Wolf tagtäglich heimlich packt und rasch zerfleischt“. Aber der entrüstete Dichter, der auch in jenem Bilde nur Spenser's Vorgang zu folgen brauchte, sieht die Rache heranziehn. Schon erblickt er die mächtige „zweihändige Maschine vor der Thür stehn, bereit einmal zum Schlage auszuholen und nicht wieder“, jenes scharfe, zweischneidige Schwert, das nach der Apokalypse aus dem Munde des Allmächtigen geht, und unter dem der puritanische, die biblischen Geheimnisse deutende Engländer zu-

gleich die beiden Theile der parlamentarischen „Maschine" verstehen mochte, die nun schon seit Jahren ausser Wirksamkeit gesetzt war (1). Wenn es beinahe auffallend erscheint, dass Worte wie diese der Spürkraft der bischöflichen Press-Polizei entgiengen, so begreift man andrerseits, dass Milton später bei der Aufnahme des Lycidas unter seine gesammelten Gedichte mit gerechtem Stolze dem Titel zufügte, dass er damals „den Ruin des Klerus, als er auf seiner Höhe gewesen, vorhergesagt habe".

In der That darf man behaupten, dass das System, wie Laud es vertrat, damals seinen Höhepunkt erreicht hatte. In den wenigen Jahren, die seit der Abfassung des Comus verflossen waren, hatte es sich in einer Weise entwickelt, welche das Gefühl des unerträglichen Druckes in immer weiteren Kreisen ausbreitete. Erst in diesen Jahren erfolgten die Massen-Entsetzungen puritanischer Geistlicher, die Massen-Verurtheilungen durch die Ausnahme-Gerichte. Erst damals nahm die Auswanderung einen grossartigen Masstab an, und auch die Schliche des „grimmen römischen Wolfes", schienen dem argwöhnischen Puritanismus von Tag zu Tage gefährlicher zu werden. In der Verwaltung der Staats-Angelegenheiten gewann das klerikale Element je länger je mehr an Stärke. Nach dem Tode Weston's waren die Geschäfte der Schatzkammer zuerst einer Kommission übertragen worden, zu deren Mitgliedern Laud gehörte. Erst Anfang 1636 erhielt sein Freund, der Bischof von London, Juxon den erledigten Posten. Der bischöfliche Leiter der Finanzen stand zugleich an der Spitze des Admiralitäts-Amtes. Laud selbst war das Haupt des Committee für die auswärtigen Angelegenheiten. So wenig er allen Absichten des Königs ohne weiteres zustimmte, war seine Stellung doch fester als je. Er blieb die Zielscheibe des Hasses derer, die von dem herrschenden Regiment Schädigung an Hab und Gut, Gefängnis und Verstümmelung zu leiden hatten. Dem Jahre 1637, demselben, in dem der Lycidas entstand, gehörten die drei Tendenz-Processe an, die an Härte des Verfahrens alles Frühere hinter sich liessen. William Prynne hatte es auch im Gefängnis für seine Pflicht

gehalten, seine Feder nicht ruhen zu lassen. Er wurde wiederum vorgefordert, um sich wegen der Autorschaft beleidigender Briefe und Flugschriften zu rechtfertigen. Mit ihm zugleich wurden zwei andere puritanisch gesinnte Männer dazu ausersehn, als Gegenstände einer abschreckenden Züchtigung zu dienen: Henry Burton, Prediger in London, und John Bastwick, Arzt aus Colchester. Sie waren gleichfalls schon früher wegen ihrer heftigen Angriffe gegen die Bischöfe und die kirchlichen Neuerungen schwer bestraft worden, aber auch in ihnen wurde durch die Grausamkeit der Verfolgung die Freude am Märtyrerthum förmlich geweckt. Wie Prynne benutzten sie die Musse der Haft, um auf's neue ihrer Entrüstung über das geistliche Regiment Luft zu machen. Das Verfahren der Sternkammer gegen die drei Angeklagten setzte sich über die einfachsten Formen der Gerechtigkeit hinweg, und das Urtheil war dem Verfahren durchaus entsprechend. Wie Prynne und Bastwick früher für unfähig zur Ausübung ihres Berufs erklärt worden waren, so wurde Burton degradirt. Jedem der Angeklagten wurde Zahlung von 5000 £ aufgelegt und lebenslänglicher Kerker zuerkannt. Und um das Mass vollzumachen, wurden alle drei an ein- und demselben Tage, dem 30. Juni 1637, am Pranger ausgestellt, vor aller Augen Burton und Bastwick die Ohren abgeschnitten, Prynne, da er die seinigen nicht zwei Mal verlieren konnte, die Stümpfe abgesägt, und das Brandmal S. L. (Seditious Libeller) auf die Backen eingebrannt. Bastwick's Weib hatte während der grausamen Marterung bei ihm ausgehalten, er selbst, wie die Leidensgefährten, gab der versammelten Masse das Beispiel heroischer Standhaftigkeit. In diesen Männern lebte etwas von der Gluth der ersten Christen, und ihre Leiden weckten den Zorn und die Theilnahme von Tausenden, die noch vor einigen Jahren ruhig und kühl gewesen waren. Blumen waren auf ihren Weg gestreut worden, die Tücher und Schwämme, die ihr Blut getrunken hatten, wurden von grundsätzlichen Reliquien-Verächtern Reliquien gleich verehrungsvoll aufbewahrt. Man mochte sie in einsamer Haft vor der Welt verschwinden lassen, ihr Andenken blieb unauslösch-

lich im Herzen des Volkes. — In demselben Jahre traf der Arm der ausserordentlichen Strafgewalt keinen Geringeren als den Bischof Williams, der seit langer Zeit zurückgezogen in seiner Diöcese lebte, ohne mit einer Kritik über die herrschenden Zustände zurückzuhalten. Er hatte bis dahin der Verfolgung auszuweichen gewusst, aber es gelang dennoch ihm den Process zu machen, der mit seiner Suspension endigte und ihm eine Busse von 10,000 £ und Haft im Tower auf unbestimmte Zeit eintrug(1).

Die fiskalischen Bedürfnisse hatten ohne Zweifel nicht wenig dazu beigetragen die gemeinsame Arbeit von hoher Kommission und Sternkammer zu einer ungeahnten Höhe zu steigern. Aus eben dieser Ursache giengen die zahlreichen Geldforderungen hervor, welche die Willkür-Herrschaft in immer grösserem Masstab gegenüber einzelnen Klassen oder gegenüber der Gesammtheit der Unterthanen machte. Alte, vergessene Feudal-Gerechtsame der Krone wurden aus dem Staube hervorgesucht. Die versäumte Einholung der Formalität des Ritterschlags bei der Krönung gab den erwünschten Anlass zur Auflage von Bussen. Antiquirte Forstgerichte zwangen den Eigenthümer von Grund und Boden gegenüber ungeahnten Domanial-Ansprüchen mit grossen Strafsummen sich abzukaufen. Polizei-Vorschriften, selbst wenn sie an sich dazu geeignet waren, dem gemeinen Wohl der hauptstädtischen Bevölkerung zu dienen, verloren ihren Werth, da sie sich in ein Mittel der Geld-Erpressung verwandelten. Die verhasstesten Monopolien tauchten wieder auf, und es gab fast keinen der unentbehrlichsten Handels-Artikel, der nicht in ihren Kreis gezogen worden wäre. — Die Forderung des Schiffsgeldes war das letzte Glied in der langen Kette dieser Gewaltmassregeln. Es ist hier nicht der Ort die Geschichte dieser Zwangs-Steuer zu erzählen, von welcher die Regierung Karls I. schon ein Mal eben den ausgedehnten Gebrauch zu machen gedacht hatte, den kein Vorwand irgend welcher Art rechtfertigen konnte(2). Es ist unmöglich hier darzustellen, in welchem Zusammenhang die Bestrebungen der auswärtigen Politik mit dieser Auflage standen, welchen Eindruck das

oberrichterliche Gutachten zu Gunsten der unerhörten Forderung im Lande machte, mit welcher Spannung der merkwürdige Process verfolgt wurde, in dem John Hampden, seinem Charakter getreu, mit seinem Rechte das Recht der parlamentarischen Verfassung vertheidigte. Undenkbar wäre es, dass Milton nicht mit demselben Eifer, wie irgend einer seiner Landsleute im Winter 1637 jede Nachricht über jene gerichtlichen Debatten aufgenommen haben sollte, in denen sich der Streit um zwanzig Schilling Schritt für Schritt zu einem Streite um das Wesen des englischen Staates erweiterte.

Wenn die kirchlich-politischen Zustände in England ein immer trüberes Bild gewährten, so drohte den Fundamental-Gesetzen des Landes die grösste Gefahr doch von Irland. Auf diesem Boden entfaltete seit 1633 Wentworth' Genius in viceköniglicher Stellung eine Thätigkeit, die gleichzeitig von der Grösse seiner Fähigkeiten und von dem bedrohlichen Charakter seiner weiteren Absichten Zeugnis ablegte. Wentworth hatte einst zu den glänzendsten Rednern der parlamentarischen Opposition gehört, aber schon damals eine sehr eigenartige Stellung eingenommen. Er war ein Gegner der Kriegspolitik und ein Gegner der Berufung auf Präcedenzfälle. Seine Opposition gieng nicht aus den Grundsätzen des Puritanismus hervor, sondern aus dem Wunsch sich der Regierung unentbehrlich zu machen. Mit seinem glühenden Verlangen nach Macht verband sich die stolze Ueberzeugung, dass Macht in seinen Händen dem Lande zum Besten gereichen werde. Seine Angriffe gegen die Missbräuche der Verwaltung sollten nicht dazu dienen diese für alle Fälle zu binden, und selbst wenn er statt Eliot's eine Zeit lang die Führerschaft des Hauses der Gemeinen in der Hand hatte, suchte er die Freiheiten des Bürgers in einer Weise zu schützen, die der Krone eine diskretionäre Gewalt beliess(1). Eine Natur, wie die seinige war, konnte indess leicht dazu verführt werden, im wirklichen Besitz der Macht, die Regel zur Ausnahme und die Ausnahme zur Regel zu machen, und der Mann, auf dessen Betreiben einst eine „Akte zur besseren Sicherung des Privat-Eigenthums und der persönlichen Freiheit" ausgearbeitet wurde, darf immer-

hin ein Apostat genannt werden, wenn man bedenkt, dass er Jahre lang seine besten Kräfte einer Regierung gewidmet hat, deren Handlungen darauf hinausliefen, dem Eigenthum und der persönlichen Freiheit des Engländers jede Sicherheit zu nehmen.

Seitdem sein Versuch zwischen dem König und dem Unterhaus zu vermitteln gescheitert war, hatte seine politische Laufbahn eine neue Wendung genommen. Er erwarb die langersehnte Gunst Karl's I. und Erhebung in die Pairie. Die Präsidentschaft des Rathes des Nordens stellte ihn auf einen der wichtigsten Posten, die Aufnahme in den geheimen Rath (Nov. 10. 1629) machte ihn zum Mitglied der Regierung, die Ernennung zum Lord Deputy von Irland führte ihn auf ein Feld, das seines Ehrgeizes würdig war. Man weiss, wie er hier mit eiserner Hand wilde Zustände zu ordnen suchte, wie er auf die Begründung der Leinwand-Industrie, die Entwicklung des Handels bedacht war, die Küste vor den Piraten, den gemeinen Mann vor den Uebergriffen der Grossen beschützte. Der aufgeklärte Despotismus, wie er ihn vertrat, schrak aber auch vor den Akten reiner Gewalt nicht zurück, er reizte bei aller Vorsicht den Gegensatz von Katholiken und Protestanten thatsächlich neu auf, indem er ihn zur Stärkung der königlichen Autorität zu benutzen suchte, er machte das Parlament zu einer gefügigen Bewilligungs-Maschine, er stellte eine stehende Kriegsmacht her, die leicht noch anderen Zwecken als denen der Sicherung nach aussen und innen dienen konnte. Man mochte, was in Irland geschah, zum Theil mit der Besonderheit der dortigen Verhältnisse entschuldigen. Aber die Gefahr lag darin, dass eine Uebertragung des irischen Regierungs-Systems auf das ganze Reich zu fürchten war und durch die dort angesammelten Mittel der königlichen Macht ermöglicht schien. Wentworth machte in seinem vertrauten Briefwechsel aus seinen Ansichten kein Hehl. Die gewaltsamsten Massregeln, die auf englischem Boden in Anwendung kamen, erhielten nicht nur seine Billigung, sondern sie schienen ihm noch nicht einschneidend genug. Man kann nicht sagen, dass er daran gedacht hat, das Parlament in England ganz auf-

hören zu lassen, aber er wollte es auf den Stand herabdrücken, den das irische unter seiner Diktatur eingenommen hatte. Er wünschte nicht nur für die Seemacht, sondern auch für die Aufstellung eines Landheeres den König von parlamentarischer Bewilligung unabhängig zu machen, und die monarchische Gewalt schien ihm „nur auf einem Beine zu stehn“, wenn das richterliche Gutachten über die Rechtmässigkeit des Schiffsgeldes nicht in diesem Sinne ergänzt werde. Die Patrioten wussten wohl, warum sie den Hauptfeind der englischen Freiheit in diesem grossartig begabten Mann zu sehen hatten, dessen hohe Stirn während fieberhafter Arbeit so finster umwölkt schien, und dessen verführerischer Liebenswürdigkeit im freundschaftlichen Verkehr so leicht niemand wiederstehn konnte; der im Kampfe mit seiner schwankenden Gesundheit, gehasst von mehr als einem Mitglied der Hofkreise, vom König selbst nicht immer völlig gewürdigt, mit rastloser Energie den Zielen zustrebte, die er sich gesteckt hatte.

Von Wentworth war zu erwarten, dass er das Seinige thun werde, um den Laud'schen Grundgedanken von der unbedingten Nothwendigkeit kirchlicher Konformität auch in Irland zu verwirklichen. In jener überaus merkwürdigen erst kürzlich aufgefundenen Rede, mit der er sich als Präsident des Rathes des Nordens einführte, hatte er seinen „kindlichen Gehorsam gegenüber der Kirche“ betont und die engste Verbindung, die gegenseitige Unterstützung staatlicher und kirchlicher Behörden als unerlässlich für das Heil des Landes gepriesen (1). Mit Laud stand er ununterbrochen in Gedanken-Austausch, und dessen ganzes System, vorzüglich aber sein Ankämpfen gegen die fachmässigen Vertreter des gemeinen Rechtes, hatte seinen vollen Beifall. Freilich machte er aus den grossen Schwierigkeiten kein Hehl, die bei der Eigenthümlichkeit der irischen Verhältnisse einer gewaltsamen Durchführung religiöser Konformität im hochkirchlichen Sinne sich entgegen stellen würden. Aber er brachte denn doch zu Wege, dass sich die geistliche Konvokation 1634 dazu verstand, einen Kanon anzunehmen, durch welchen die 39 Artikel der anglikanischen Kirche anerkannt wurden. Man

musste sich vorläufig an diesem Erfolg genügen lassen und dulden, dass einige Prälaten auch noch die irischen Artikel von den Predigtamts-Kandidaten unterzeichnen liessen, und dass die irische Kirche sich noch manche Abweichung zu bewahren wusste, die mehr den puritanischen Ideen entsprach.

Währenddess hatte Laud seine Vorbereitungen getroffen, um die Annäherung der Kirche von Schottland an diejenige Englands weiter zu fördern. Ein neues Buch kanonischer Gesetze, von den schottischen Bischöfen vorbereitet, unter Laud's Einfluss revidirt und vom König 1635 bestätigt, war darauf angelegt den Presbyterianismus zu vernichten. Es stellte bei Strafe der Exkommunikation den königlichen Supremat fest, machte die Berufung von General-Versammlungen vom Willen des Monarchen abhängig, erklärte jeden Versuch die Schriftwidrigkeit des Bisthums nachzuweisen für strafwürdig, gab den Bischöfen selbst neue, ausgedehnte Rechte, verbot den Geistlichen die Abhaltung der religiösen Privat-Versammlungen sowie extemporirte Gebete und enthielt ausführliche Vorschriften über Taufsteine, Altäre, Kirchenschmuck, Amtskleidung, wie sie dem Sinne Laud's für „Schönheit der Heiligkeit" gemäss waren. Die willkürliche Proklamirung wie der als „papistisch" gebrandmarkte Inhalt dieser Kanones erregte im schottischen Volke einen Sturm des Unwillens. Sein nationaler Stolz und sein religiöses Gefühl bäumten sich auf. Aber man hatte sich noch auf anderes gefasst zu machen. Schon die Kanones kündigten das Erscheinen einer neuen Liturgie an und bedrohten jeden Widerstand gegen dieselbe mit Strafe. Je längere Zeit ihre Vorbereitung in Anspruch nahm, desto lebhafter wurden die Befürchtungen, mit denen man ihrer Veröffentlichung entgegensah. Im December 1636 liess der schottische geheime Rath, erhaltenem Befehl zu Folge, unter Trompetenschall zu Edinburg einen Aufruf verkündigen, durch welchen die Unterthanen bei Strafe aufgefordert wurden, sich den Bestimmungen des neuen liturgischen Buches zu fügen, das auf ähnliche, willkürliche Weise zu Stande gekommen war wie die Kanones. Aber erst im Frühling 1637 bekam man die ersten gedruckten Exemplare zu

Gesicht. Und nun erwachte im Lande John Knox' der alte puritanische Geist. Es war nicht genau die anglikanische Form des Gottesdienstes, der man sich fügen sollte, aber die vorgeschriebenen Worte, das Formular für die Austheilung des Abendmahls regten das calvinistische Gefühl der Massen noch stärker auf, als es durch unveränderte Einführung des englischen Rituals hätte geschehen können. Der Sturm kam am 23. Juli in Edinburg zum Ausbruch, als in der Kirche St. Giles ein wilder Tumult die Vorlesung der Liturgie unmöglich machte. Die einheimischen geistlichen und weltlichen Gewalten standen der Protest-Bewegung, die beinahe das ganze Land erfasste, machtlos gegenüber. Nobility, Gentry, Geistlichkeit und Bürgerschaften hielten fest zusammen, schritten zu einer förmlichen Anklage der Bischöfe und gaben sich eine Organisation, die geeignet war, dem legalen Widerstand gegen das ganze bischöfliche System Nachdruck zu verleihen. Als der König jeden Akt der Nachgiebigkeit schroff zurückwies, die Bischöfe und die verhassten Neuerungen durch seine eigene Autorität deckte, da erhob sich Schottland zu einer grossartigen Manifestation, die das Symbol der Vertheidigung des Presbyterianismus wurde. Wie man sich in früheren Zeiten, als es noch den Kampf mit dem Katholicismus galt, durch feierliches Gelübde verpflichtet hatte, die „wahre Religion" unerschütterlich aufrecht zu halten und alle Veränderungen in Dogma, Ritus und Verfassung abzuwehren, so beschloss man diesen Covenant mit Gott und mit einander gegenüber der drohenden Gefahr zu erneuen. Man gieng auf die Formel von 1580 zurück, fügte die Parlaments-Akten hinzu, durch welche die Beschlüsse der General-Versammlung bestätigt worden waren, und machte die Anwendung von den früheren Bestimmungen auf den gegenwärtigen Fall, indem man in den anglikanischen Neuerungen eben jene papistischen Bräuche fand, welche die Väter verdammt hatten. Mit demselben Enthusiasmus, der einst die Tausende fortgerissen hatte, sich unter dem Zeichen des Kreuzes zu schaaren, drängte sich am 28. Februar 1638 die Masse in der Kirche und auf dem Kirchhof von Greyfriars zu Edinburg, die Per-

gament-Urkunde des Covenant zu unterzeichnen, und dem hier gegebenen Beispiel folgten Stadt und Land in mächtig aufflammender Begeisterung.

Die Frühlingsmonate 1638, in denen die Nachrichten von der wachsenden schottischen Bewegung nach England gelangten, kündigten auch hier eine gefährliche Zunahme der Spannung aller Verhältnisse an. Hampden's Process gieng seinem Ende entgegen, obwohl das Schluss-Urtheil erst im Sommer erfolgte. War je ein Sieg der Tyrannei ein Pyrrhus-Sieg, so war es dieser. Noch während des Processes war der Widerstand gegen die Eintreibung des Schiffsgeldes gewachsen, was man über die Meinungs-Verschiedenheiten der Richter vernahm, hatte die Wirkung, ihn in bedenklicher Weise zu steigern. Deutliche Zeichen der Sympathie des englischen Puritanismus mit den schottischen Covenanters traten hervor und liessen sich durch antikatholische Demonstrationen der Regierung nicht irre machen. Am Hofe durchkreuzten sich die Einwirkungen der spanischen und französischen Politik, mit der sich wiederum so manche persönliche Intriguen und Feindschaften verschlangen. Der König, schon längst durch mehr als einen der vornehmsten Lords auch von deren Unwillen über die herrschenden Zustände unterrichtet, sah sich immer mehr isolirt und war selbst nicht im Stande seine gedrückte und sorgenvolle Stimmung zu verbergen(1).

Noch war nicht abzusehen, welche Richtung die öffentlichen Angelegenheiten nehmen würden, als Milton sich entschloss, das eng umschriebene Leben von Horton aufzugeben. Er mochte glauben, jene „grosse Periode seiner Studien" beendet zu haben, deren Abschluss er gegenüber dem Freunde als unerlässlich bezeichnet hatte. Er fühlte sich in gewissem Sinne fertig, und nur im Strom der Welt konnte die Kraft des Charakters gestählt werden, welche das in der Stille gebildete Talent zu ergänzen hatte. — Seine poetische Individualität hatte sich während jener Lehrjahre in entschiedener

Weise gestaltet, und es hält nicht schwer zu erkennen, welche Muster der heimischen Literatur vorzüglich für ihre Ausbildung massgebend gewesen sind. Man hört namentlich in England Shakespeare und Milton so oft in einem Athem nennen, dass es sich wohl der Mühe verlohnt, nachzuforschen, mit welchen Gesinnungen dieser auf jenen zurückblickte, und ob von einer Einwirkung des einen auf den anderen die Rede sein kann. Es darf nicht auffallen, dass in Milton's Kollektaneen-Buch sich kein einziges Citat aus Shakespeare befindet. Dieses Schicksal theilt er, von Chaucer und P. Sidney abgesehen, mit allen Dichtern seiner Nation. Selbst Spenser hat nur wegen seiner Abhandlung über Irland Aufnahme gefunden. Milton hatte nicht nöthig als „geflügelte Worte" oder als besonders verwendbar zum Schmucke eigener Arbeiten sich Stellen von heimischen Autoren zu notiren, die ihm guten Theils im Gedächtnis waren. Aber an Zeugnissen seiner Verehrung für Shakespeare fehlt es darum nicht. Sieht man von den Gelegenheits-Versen „Naturam non pati senium" ab, die doch nur in kleinen Kreisen verbreitet waren, so ist das früheste Gedruckte, das man von Milton besitzt, ein Gedicht auf Shakespeare. Es stammt aus dem Jahre 1630 und ist unter dem Titel: „Ein Epitaph auf den bewundernswürdigen dramatischen Dichter W. Shakespeare": mit anderen Lobversen anonym der Shakespeare'schen Folio-Ausgabe von 1632 vorgedruckt(1). Trägt es auch am Schlusse Spuren des Donne'schen Geschmacks, der sich sonst wohl in den frühesten Gedichten Milton's findet, so legt es doch vollgiltiges Zeugnis für die hohe Verehrung ab, die der cambridger Student Shakespeare widmete:

Wozu braucht meines Shakespeare hehr Gebein
Ein hochgethürmtes Monument von Stein?
Wozu soll sich sein heiliger Staub hienieden
Verbergen unter stolzen Pyramiden?
Du theurer Sohn des Ruhms, sein grosser Erbe,
Was brauchst du Stein, dass nicht dein Name sterbe?
In unserm Geist, der dich bewundernd nennt,
Schufst du dir selbst ein dauernd Monument:
Wir schöpfen aus den Blättern deiner Werke

Gleichwie aus Göttermunde Trost und Stärke:
Du machst durch deines Geistes hohen Schwung
Uns selbst zu Marmor vor Bewunderung,
Dass, solch erhabnes Grabmal zu erwerben,
Selbst Könige wünschten, so wie du zu sterben.

Höchst bezeichnend ist sodann die Art und Weise, in welcher der „süsseste Shakespeare“ im „Allegro“ genannt wird (s. o. S. 209). Dem „gelehrten Ben Jonson“ wird er gegenüber gestellt als das „Kind der Phantasie, das des heimischen Waldes freie Lieder singt“. Es ist kein erschöpfendes Urtheil und soll keines sein. Wie die Erwähnung Shakespeare's im Allegro gemacht wird, so hat man in erster Linie nur an einen Hinweis auf die Komödien zu denken. Aber man sieht, wie glücklich hier eine der grossen Seiten des Dichters getroffen ist, eben die, welche der jungen Genossenschaft unsrer Sturm- und Drang-Periode so ganz kongenial war, und welche Voltaire zu seinem Ausspruch von der „Einbildungskraft eines trunkenen Wilden“ verführte. Die Hervorhebung dieses Gegensatzes von Ben Jonson und Shakespeare war eine schon im siebzehnten Jahrhundert durchaus übliche. Sie findet sich in Flecknoe's „Discourse of the English stage“ (1664) und in Phillips' „Theatrum poetarum“ (1672) ebenso wieder (1). Phillips' Aeusserungen haben ein um so grösseres Interesse, da man guten Grund hat in ihnen die seines Oheims, John Milton's selbst, zu sehen. Es muss an anderer Stelle genauer untersucht werden, in wiefern Milton auf die Arbeit seines Neffen eingewirkt hat. Hier sei nur auf die grosse Aehnlichkeit hingewiesen, die selbst in den Worten zwischen Phillips' Urtheil und den Versen des Allegro besteht. Darf man annehmen, dass ihr Milton's Autorität zu Grunde liegt, so wäre es nicht erlaubt daran zu zweifeln, dass er im Alter, nachdem der strenge Puritanismus durch die frivole Reaktion abgelöst worden war, über den grössten Dichter seines Landes noch ebenso dachte wie in der Jugend. Jedenfalls kann nichts verkehrter sein, als in einer Aeusserung aus dem Jahre 1649, in der Shakespeare als einer der Lieblings-Schriftsteller des gefangenen Königs erwähnt wird, eine Veränderung in Milton's

Urtheil zu Ungunsten Shakespeare's erkennen zu wollen(1). So hoch er ihn aber auch halten mochte, sein eigenes dichterisches Werden konnte nicht durch ihn bestimmt werden. Es fällt freilich nicht schwer, in einer ansehnlichen Zahl von Stellen Milton'scher Gedichte Anklänge an Shakespeare, wie an die übrigen Dramatiker der Zeit Elisabeth's und Jakob's nachzuweisen, man mag bei dem Schutzgeist im Comus mitunter an Ariel erinnert werden, aber für den Dichter von wesentlich lyrischer und epischer Begabung war, wenn man ihn sich als Schüler denken will, ein anderer der Meister.

Milton war nach Dryden's Ausspruch der „poetische Sohn Spenser's", und Dryden hielt sich zu einem solchen Urtheil um so mehr für berechtigt, da ihm der Mund des blinden Dichters selbst gestanden hatte, Spenser sei „sein Urbild" gewesen(2). In der That hat die Betrachtung der Gedichte aus der Epoche von Horton gezeigt, wie viel Milton Spenser und den Spenserianern verdankte und wie nahe verwandt er sich ihnen fühlte. Die Freude an der Allegorie, der lebhafte Natur-Sinn, die arkadische Gewandung, selbst so manche Eigenthümlichkeit der Sprache und der Technik des Verses: Das alles liess Milton als einen Ausläufer der Spenser'schen Schule erscheinen. Mit ihr theilt er jene Sehnhucht, die „Idee des Schönen" in allen Erscheinungsformen aufzufinden und dichterisch zu gestalten. Auf dem Boden klassischer Bildung heimischer als irgend eines ihrer Glieder, erscheint er in seiner Jugend als der letzte grosse englische Dichter der Renaissance. Und doch fühlt jeder, dass er kein blosser Nachahmer ist, dass schon damals ein Zug von Ursprünglichkeit durch seine Schöpfungen hindurchgeht, dass seine dichterische Persönlichkeit sich schon damals aus der Reihe der Vorgänger scharf abhebt. Es führt in jeder Weise irre, wenn man sagt, „Milton verhalte sich zu Spenser wie etwa Schiller zu Wieland", durch den „älteren Dichter und dessen Schüler" sei die „Sprache für ihn vorbereitet worden"(3). Aber das ist unbestreitbar, charakteristisch für den jugendlichen Genius Milton's ist die rhetorische Neigung, die ihn vor der Weichlichkeit und Geziertheit mancher Spenserianer bewahrte, aber zugleich auch

die Gefahr mit sich führte, der künstlerischen Unbefangenheit und dem freien Spiel der Phantasie etwas Tendenzmässiges beizumischen. Die Ueberzeugung von der Untrennbarkeit äusserer und moralischer Schönheit, der Glaube, dass jene ohne diese ein „leerer Schein“ sei, die Verachtung „niedriger Geister“, deren Begriff von Liebe, das Erzeugnis „sinnlicher Lust“, sich nicht „über das schwere Irdische zu himmlischen Höhen erheben“ kann, der ganze platonische Idealismus, wie er die Spenser'schen Hymnen durchklingt, erscheint bei Milton zu einer gewissen polemischen Leidenschaftlichkeit gesteigert, wie sie der innigeren Verbindung puritanischer Anschauung mit der Bildung der Renaissance entsprach.

Es lässt sich danach schon denken, wie Milton's Urtheil über einen grossen Theil der zeitgenössischen Dichter lautet. Er steht hier ganz auf der Seite George Wither's, der scharfe Worte hatte hören lassen über die „Poeten dieser Tage, die den Dunst von Lust und Wein athmen und sich gegenseitig mit Lorbeeren bekränzen“ (1). In jenem einer College-Rede eingeschobenen Gedichte hatte Milton von der Muttersprache für seine „nackten Gedanken“ die „reichsten und schönsten Kleider“ erbeten, wie sie den „tiefsten Geistern und dem auserlesensten Verstand“ gefallen. Aber er hatte sich verwahrt gegen diese „neumodischen Lappereien und den werthlosen Putz, der die Gecken des Tages entzückt“ (2). In einer seiner Prosaschriften, die wenige Jahre nach dem Abschluss der Epoche von Horton erschien, erhob er Klage darüber, dass die „Jugend täglich Gift sauge aus den Schriften und Zwischenspielen (writings and interludes) unkeuscher und unwissender Dichterlinge“. „Sie haben —, so wirft er ihnen vor, — kaum jemals davon gehört, was den Begriff eines wahren Gedichts ausmacht, welche Charaktere der Darstellung werth sind, und was einem jeden von ihnen anständig und schicklich ist. Sie pflegen meistens schlechte Grundsätze so zu überzuckern, dass man die süsse Pille gern herunterschluckt, andrerseits den Vorschriften der Tugend einen herben und sauren Geschmack zu geben.“ Und an dieser Stelle drängen sich Milton die bedenklichen Folgen eines solchen Zustandes in so lebhaften

Farben auf, dass er ernstlich vom Staate Abhülfe verlangt. Er wünscht, dass die Obrigkeit nach dem Beispiel „berühmter Regierungen des Alterthums“ wie um die Erhaltung der Rechtsordnung so um die „Einrichtung der öffentlichen Feste und Lustbarkeiten“ sich kümmere, damit sie nicht wie bisher als „Reizmittel der Trunkenheit und Wollust“ dienen, sondern zur Stärkung von „Gerechtigkeit, Mässigkeit, Tapferkeit“. Er giebt zu verstehn, dass die Kanzel nicht der einzige Ort sein dürfe, der zur geistigen Erhebung und zur sittlichen Kräftigung der Massen verwandt werde, sondern dass eine ästhetische Erziehung bei „bestimmten Festen, in den Theatern und Hallen, oder wo sonst das Volk Erholung und Bildung mit einander zu verbinden geneigt sein mag“, nothwendig hinzukommen müsse(1). — Diese Worte gehören allerdings einer Zeit an, in welcher die puritanische Bewegung in der Nation schon nicht mehr die zurückgedrängte war, aber es wird erlaubt sein, auch aus ihnen zu schliessen, was Milton schon einige Jahre vorher bei einem Umblick auf dem englischen Parnass empfand. Er fühlte sich ebenso abgestossen von der grossen Masse der Erscheinungen dramatischer wie nicht dramatischer Poesie. Webster und Ford, Shirley und Davenant, Donne und Carew, Randolph und Cleveland nach dem, was ihm von ihren Schöpfungen auf die eine oder andere Art bekannt geworden war, mochten zu denen gehören, deren „überzuckertes Gift“ oder deren „werthlosen Putz“ er verachtete. Er selbst hatte, wie seine frühesten Gedichte beweisen, sich von dem Banne der donneschen Manier nicht immer frei zu halten gewusst. Nun aber war in ihm mehr als in irgend einem anderen eingetroffen, was Carew nach dem Tode Donne's als Befürchtung ausgesprochen hatte. Er war einer der „poetischen Freigeister“, welche die von Donne vorgezeichneten Bahnen verliessen und sich den „alten Idolen“ zuwandten, den Idolen Spenser's, und dies nicht deshalb allein, weil er hier wahren dichterischen Gehalt und wahre künstlerische Form vorfand, sondern, weil ihm Spenser auch als der „weise und ernste“ galt, der „Lehrer“ moralischer Grösse(2).

Denn darin fühlte sich Milton vorzüglich so scharf getrennt von der grossen Masse der mitlebenden Dichter, dass er die Aufgabe des Poeten anders auffasste, der Poesie im Leben der Nation eine ganz andere Stelle anwies, als sie es zu thun schienen. Der Dichter war ihm gleichsam eine religiöse Persönlichkeit, wie Wither sich ausgedrückt hatte, „ein Prophet, inspirirt von Gott“ (1). Der Genius des Dichters, heisst es in der citirten Prosaschrift, ist „eine Gabe und Offenbarung Gottes, die nur selten, aber doch einigen in jedem Volk verliehen wird, obgleich die meisten sie missbrauchen. Er hat die Kraft, neben dem Predigtamte, in der Masse des Volkes den Samen der Tugend und der Sittlichkeit auszustreuen, die Unruhe der Gemüther zu mildern und die Empfindungen zu schönem Einklang zu stimmen, in erhabenen und schwungvollen Hymnen den Thron und die Herrlichkeit des allmächtigen Gottes zu preisen, und was er in seiner Allweisheit in seiner Kirche schafft und schaffen lässt, den siegreichen Todeskampf der Märtyrer und Heiligen, die Thaten und Triumphe gerechter und frommer Völker zu besingen, die stark durch den Glauben die Feinde Christi schlugen, und den Abfall ganzer Reiche und Staaten von der Gerechtigkeit und der wahren Gottesverehrung zu beklagen. Was in der Religion heilig und erhaben, in der Tugend lieblich und ehrwürdig ist, was in allem Wechsel des äusseren Glückes und in den feinen Windungen und Strömungen des inneren Lebens der Menschen Leidenschaft oder Bewunderung erregt: Alles das schildert der Dichter mit leichten und festen Zügen. Alle Lehren des Guten und Edlen kleidet er in Beispiel und Bild; darum rührt er vornehmlich die sanften und zarten Herzen, die den Anblick der Wahrheit nur dann ertragen können, wenn sie in reizendem Gewande erscheint; und wie jetzt der Weg des Rechten so viele hart und rauh dünkt, wennschon er in Wirklichkeit sanft und lieblich ist, so zeigt ihn der Dichter allen Menschen lieblich und sanft, wäre er in Wirklichkeit auch noch so rauh und hart“ (2).

Dieselbe Auffassung findet sich mit noch grösserer Entschiedenheit in einer anderen der früheren Prosaschriften

Milton's wieder. Hier erzählt er, wie er sich frühe daran gewöhnt habe, bei der Beurtheilung der grossen Schriftsteller den ethischen Masstab über dem ästhetischen nicht zu vergessen. Eben darum machten Dante und Petrarca so grossen Eindruck auf ihn, die in ihrem Preise Beatrice's und Laura's nur „hohe und reine Gedanken entfalteten ohne irgend welche Ausschreitung". Als er sodann die erhabenen Werke ritterlicher Romantik kennen lernte, las er „im Eide jedes Ritters", dass er bis zum letzten Blutstropfen die Ehre der Jungfrau vertheidigen wolle und „verdachte es dem Dichter, wenn einer in Wort oder That seinen Eid brach, so wie man es dem Homer verdacht hat, dass er Unanständiges von den Göttern geschrieben". Das Studium „Plato's und Xenophon's", die „Vorschriften der christlichen Religion" bestärkten ihn in dieser Werthschätzung des Sittlichen in der Kunst wie im Leben. Es entwickelte sich in ihm „eine gewisse Zartheit des Gemüths, ein ehrenhafter Stolz, eine Selbstachtung wegen dessen, was er war oder was er werden mochte". Er brauchte sich nicht, wie jene Ritter, durch einen Eid zu verpflichten, denn er fühlte: „Jeder freie und edle Geist ist als ein Ritter geboren". Immer mehr durchdrang er sich mit der Ueberzeugung, dass der grosse Künstler auch ein grosser Charakter sein müsse. „Ich bestärkte mich, sagt er, in der Ansicht, dass, wer es nicht vergeblich unternehmen will, hohe Dinge würdig zu besingen, selbst vorher ein wahres Gedicht sein müsse, d. h. ein harmonisches Urbild der besten und rühmlichsten Züge" (1).

Man bemerkt, wie der jugendliche Milton gleichsam auf der Grenzscheide von zwei Zeitaltern steht. Abgestossen von der Frivolität und Manierirtheit der Modedichter flüchtet er sich zurück zu jenen reinen Gebilden der Renaissancezeit, wie sie Spenser's Hand vorzüglich geschaffen hatte. Er fühlt sich durch die Gemeinsamkeit des Enthusiasmus für das sittlich Schöne und die schöne Sittlichkeit besonders zu ihm hingezogen, aber dieser Enthusiasmus erscheint schon nicht mehr in der vollen Freiheit der früheren Epoche. Die Kraft der puritanischen Ideen, dem Entscheidungskampf mit den feind-

lichen Mächten nahe, droht, ihn von grossen Gebieten ganz abzulenken und ausschliesslich auf das der didaktisch-religiösen Dichtung hinüberzuleiten. Es bedurfte nur einer lebhaften Theilnahme an den gewaltigen Kämpfen, die sich vorbereiteten, einer stärkeren Durchdringung mit den biblischen Vorstellungen, um Milton aus dem letzten Dichter der englischen Renaissance zum ersten, zum grössten des Puritanismus zu machen. —

Zunächst indess hatten die Ideen der Vergangenheit noch das Uebergewicht. Es drängte Milton, das Land zu sehen, von welchem die neue Bildung ausgegangen war, an Ort und Stelle die Erinnerungen der Antike auf sich einwirken zu lassen und die Fülle gegenwärtiger Schönheit in sich aufzunehmen. Er entschloss sich, im Frühling 1638 eine Reise nach Italien zu unternehmen. Den Vater, der auch hier wieder seinen Wünschen kein Hindernis in den Weg legte, konnte er beruhigt in Horton zurücklassen. Christoph Milton, der Bruder des Dichters, mit dem Rechtsstudium im Inner-Temple beinahe fertig, hatte sich, so jung er noch war, mit einem londoner Bürgermädchen, Thomasine Webber, verlobt. Man darf annehmen, dass die Hochzeit noch vor Milton's Abreise stattfand, und dass das junge Paar seinen Wohnsitz in Horton aufschlug, in dessen Pfarr-Registern unter dem 26. März 1639 sich der Tod eines Söhnchens bezeugt findet(1). Milton hatte das Glück, für seine Reise aus bester Hand schätzbare Empfehlungen zu erhalten. Im nahen Eton lebte als Vorsteher des College Sir Henry Wotton (geb. 1568), der in seinem langen Leben viel gesehen und den Ruhm eines der feinst gebildeten Engländer erlangt hatte. Auf der Universität und durch mehrjährige Reisen gründlich geschult, war er Sekretär des Grafen von Essex geworden und den Grössen der damaligen englischen Gesellschaft, Raleigh, Donne, Bacon u. s. w., nahe getreten. Nach Essex Fall war er geflüchtet und hatte den Rest von Elisabeth's Regierungszeit in Florenz verbracht. Eine geheime Sendung des Grossherzogs von Toskana an Jakob von Schottland gewann ihm dessen Gunst, dieser rief ihn, als er König von England geworden war, zurück und betraute

ihn mit mehrfachen diplomatischen Missionen, bei denen Wotton freilich keineswegs grosse politische Talente entwickelte. Am wichtigsten für ihn selbst wurde auch jetzt wieder der Aufenthalt in Italien. Er war Jahre lang Gesandter in Venedig und nahm den lebhaftesten Antheil an dem grossen Streit der Republik und der Kurie, der Paolo Sarpi auf den Schauplatz rief. Fürsten, Gelehrte und Künstler waren ihm vertraut geworden, Beza und Arminius, Casaubonus und Kepler hatte er während seines Wanderlebens kennen gelernt. Getäuscht in seinen Hoffnungen, eine angemessene Stelle im inneren Staatsdienst zu erhalten, nahm er die Vorsteherschaft von Eton-College an und lebte dort seit 1624 in würdiger Musse, gastfrei und jedem Strebenden gefällig, mit dem Ordnen seiner Kunstsammlungen und literarischen Plänen beschäftigt, immer bereit, aus dem Schatze seiner Erfahrungen und Erinnerungen das junge Geschlecht zu belehren, von loyaler Gesinnung, aber dabei tolerant in Sachen der Religion, ähnlich wie der berühmte, gelehrte Fellow seines College, John Hales (1).

Ein besserer Rathgeber für eine festländische Reise war nicht zu finden als Wotton, der, nach Donne's Ausdruck, „unangesteckt von Deutschlands Schismen, Frankreichs Leichtfertigkeit, des schönen Italiens Falschheit alles Beste aus ihnen gesogen und die alte Treue mit sich heimgebracht hatte“ (2). Ein Brief Wotton's an Milton vom 13. April 1638, ganz in der anmuthig-verbindlichen Weise des elisabethanischen Zeitalters abgefasst, bezeugt, dass die Bekanntschaft des Dichters mit dem alten Herrn, vermuthlich durch John Hales vermittelt, erst kurz zuvor sich angeknüpft hatte. Nach einem Besuche Milton's in Eton hatte er Wotton durch einen Brief (vom 6. April) und durch Uebersendung eines Exemplares des Comus erfreut. Dies Gedicht war Wotton schon bekannt, aber hier fand er erst Gelegenheit, den Autor mit Komplimenten wegen eines Werkes zu überschütten, „dessen gleichen er in englischer Sprache noch nicht gesehn habe“. Mündlich und brieflich hatte Milton sich ohne Zweifel über seine Reiseabsichten geäussert. Er empfieng nun von Wotton den dringen-

den Rath, an Paris nicht vorüberzueilen und Empfehlungen an Michael Branthwait, der Wotton von Venedig her bekannt war, und welcher damals als Hofmeister, vermuthlich im Hause des englischen Gesandten Lord Scudamore, in Paris lebte. Von Branthwait liess er ihn nähere Anweisungen für Italien erwarten, er selbst empfahl den Weg durch Frankreich nach Marseille, dann zu Schiff nach Genua und von dort nach Toskana. Halb im Scherz, halb im Ernst gab er ihm eine Reiseregel, die er einst zu Siena im Hause eines durch's Leben geprüften Römers erhalten hatte. „Signor Arrigo mio, — hatte sich der erfahrene Italiener verlauten lassen, — i pensieri stretti e il viso sciolto", damit komme man sicher durch die ganze Welt. Es war eine der Lieblingsanekdoten Henry Wotton's, und mit diesem freundschaftlichen Rath: „Verschlossnes Herz und offne Augen": sowie mit einem Passirschein, den ihm Henry Lawes verschafft hatte, machte sich Milton Mitte April 1638 auf den Weg (1).

Sechstes Kapitel.

Die Wanderjahre.

Dass ein junger Engländer seine Erziehung durch eine festländische Reise abschloss, war im siebzehnten Jahrhundert nicht minder üblich als im neunzehnten. Schon damals war das Reisen ein Studium geworden. James Howell, selbst ein erfahrener Reisender, hat eine genaue Instruktion für das Reisen herausgegeben, Locke widmet diesem Gegenstande in seinem Werke über die Erziehung vortreffliche Betrachtungen, und der grosse Bacon hatte es nicht für zu gering gehalten, in einem seiner geistvollen Essays alles zusammenzustellen, was nach seiner Ansicht ein junger Mann, der auf die Wanderschaft geht, zu beobachten habe. Seine Regeln mochten Milton vorschweben, als er im Frühjahr 1638 das stille Horton und den Boden der Heimat verliess. Er hatte zwar nur einen Diener, keinen Mentor bei sich, wie er Bacon für solchen Fall am Platze schien, denn er war bereits in dem Alter, „in welchem der junge Mann keinen Gouverneur gebraucht, weil er sich selbst gouvernirt“. Aber die übrigen Anforderungen Bacon's waren in ihm erfüllt. Er kannte die Sprachen der Länder, die er betreten wollte, er gieng darauf aus, in der Fremde diejenigen Kreise aufzusuchen, die der lebenskluge Philosoph empfahl, er ist ihm auch darin einigermassen gefolgt, dass er nach seiner Rückkehr „die bereisten

Länder nicht ganz dahinten liess“, sondern einen Briefwechsel mit ausländischen Bekannten erhielt.

Der Engländer von damals wandte sich gewöhnlich zuerst nach Frankreich, dessen Hauptstadt schon seit lange ein reizvoller Anziehungspunkt war. Dann folgte die Tour durch Italien, das Land, dessen Natur- und Kunstschätze dem Nordländer von je als herrliches Ziel vorschwebten, in dessen Volk, den Erben der Antike, er die Träger der feinen klassischen Bildung verehrte. Nicht selten hielt er zum Schluss in Genf, der festen Burg des Calvinismus, eine letzte Einkehr. So reiste John Cook lange Jahre, ehe er gegen Karl I. die Anklage-Akte abfasste, fast den gleichen Weg, wenig später als Milton, nahm John Boyle (1). Nur selten verirrte sich der Reisende von jenseits des Kanals nach Deutschland, und damals bot unser Vaterland am wenigsten Anlass zu einer Lustfahrt. Der furchtbare Brand, welcher auf Böhmens Gefilden entglommen war, wüthete nun schon in das zwanzigste Jahr, und noch war keine Hoffnung ihn gelöscht zu sehen. Es war die Zeit, da Richelieu die Rolle des Führers gegen das Haus Habsburg übernommen hatte, aber die unsagbaren Leiden der deutschen Gaue wurden um nichts gemindert, je mehr auch das religiöse Moment des Kampfes durch das rein politische zurückgedrängt ward. Deutschland, das „Domicil der Freiheit“, wie es später vom Dichter genannt wird (2), war zum Domicil der Barbarei geworden, und der Puritaner verfolgte aus der Ferne mit schmerzlichen Gefühlen die Entwickelung des blutigen Schauspiels. Milton machte zunächst in der französischen Hauptstadt Halt. Paris, schon damals das Herz von Frankreich, hatte in eben jener Zeit durch die umfassende Thätigkeit des Kardinal-Ministers, hinter welchem die Persönlichkeit des Monarchen zurücktrat, neue Impulse eines frischen Lebens und vielfache künstlerische und wissenschaftliche Denkmale und Institute erhalten, die zu Zierden der Stadt wurden. Die Akademie, ein Prachtbau für die Sorbonne, das Palais royal, der botanische Garten waren begründet. Der Luxemburg-Palast, das grosse Denkmal der Maria von Medici, stand noch nicht lange. Mit Corneille trat das Drama

in eine neue Aera ein. Von dem vielseitigen Leben und Treiben dieser grossen Stadt umfangen, konnte Milton auch zu einigen dort ansässigen Persönlichkeiten von Interesse in engere Beziehungen treten. Durch Wotton war er an Michael Branthwait empfohlen worden, der nach längerem Aufenthalt in Venedig wohl befähigt war, ihn für die italienische Reise zu berathen. Durch Branthwait oder andere Mittelspersonen wurde er dem Lord Viscount John Scudamore zugeführt (1), einem der damaligen englischen Gesandten am Hofe von Versailles. Und dieser vermittelte die Bekanntschaft des Dichters mit einem der berühmtesten und geistvollsten Männer, die damals in Paris lebten. Es war Hugo Grotius, schon längst bekannt durch seine Werke, wie durch seine Schicksale, als schwedischer Gesandter am französischen Hofe eifrig mit dem Plane einer Vereinigung der protestantischen Kirchen beschäftigt, für den ihn der Schotte Durie gewonnen hatte (2). Um Laud für diesen Gedanken zu erwärmen, bediente er sich, freilich ohne Erfolg, 1637 der Vermittlung Scudamore's, und dieser konnte, als Milton den Wunsch äusserte, den berühmten Gelehrten zu sehn, ihm auf's leichteste Zutritt bei ihm verschaffen. Wir hören nur, dass Grotius den Besucher freundlich aufnahm (3) und dürfen vermuthen, dass dieser in ihm nicht nur den grossen Juristen und Historiker, sondern auch den religiösen Freidenker verehrte, den nur die Klugheit seiner Frau aus qualvoller Haft gerettet hatte.

Der Aufenthalt in Paris dauerte nur kurze Zeit. Nach einigen Tagen verliess Milton die Stadt (4), von Scudamore mit Empfehlungsbriefen an englische Kaufleute ausgerüstet, auf die er bei seiner Wanderung stossen würde. Er wählte nicht den Seeweg von Marseille nach Genua, wie Wotton ihm gerathen hatte, sondern zog den Landweg nach Nizza vor. Und nun stand er auf dem Boden Italiens, in die üppige Landschaft, in das bunte Leben des Südens versetzt, angehaucht von balsamischer Luft, das Meer zu seinen Füssen. Das Schiff trug ihn nach Genua, nach kurzer Rast in der herrlichen terrassenförmig aufsteigenden Freistadt erreichte er den lebhaften Hafen von Livorno und drang von dort im Inneren des Landes nach Pisa vor.

Indess die Merkwürdigkeiten der ehrwürdigen Stadt, der Dom, das Baptisterium mit seiner Marmorkanzel von der Hand des Nicolo Pisano, der schiefe Thurm, das Campo-Santo mit seinen Bogengängen, Wandbildern und Grabmalen: Das alles scheint den Dichter nicht sehr lange aufgehalten zu haben. Er strebte nach Florenz, der Medicäer-Stadt, die ihm immer als die herrlichste unter ihren Schwestern erschienen war. Hier an den Gestaden des Arno, umschwebt von der Erinnerung an Dante und die Gestalten, die er geschaffen, hat er zwei glückliche Monate verbracht. Wohin immer sein Blick sich wandte, er traf auf Gegenstände, in denen der künstlerische Reiz mit dem geschichtlichen Antheil zu mächtiger Wirkung zusammenfloss. Das Malerische der Lage, in welcher Hoheit und Grazie verschwistert erschienen, der reiche Kranz schimmernder Villen und Dörfer zwischen dem üppigen Grün der Anhöhen, im Inneren der Stadt die altberühmten Kunstschöpfungen, Dom, Campanile, Baptisterium, die Kirchen mit stolzen Kuppeln und schlanken Thürmen, die ernste Pracht der Paläste, vor allen des Palazzo vecchio, des Pitti-Palastes und des Palastes der Uffizien, die berauschende Fülle der Monumente, Statuen, Bildwerke: Ein wahrer Strom von blendender Schönheit drang auf den Fremdling ein, der unter dem grauen Nebel seiner Themse nie etwas dem Aehnliches erblickt hatte. So manchen glücklich geretteten Schatz der Antike konnte sein entzücktes Auge hier treffen. Fra Bartolommeo, Andrea del Sarto, Raphael, Ghiberti, Michel Angelo, Benvenuto Cellini sprachen zu ihm in Farbe, Erz und Marmor. Die Schatten der grossen Medicäer, Savonarola's, Macchiavelli's, traten ihm bei jedem Schritt entgegen. Aber alle überragte die hehre Gestalt des ernsten Sängers, dem er selbst als geistesverwandt gelten konnte.

Doch es waren nicht nur die Todten, welche Sinn und Gedanken des Fremdlings in dieser Stadt zu fesseln wussten. Das damalige Florenz barg in sich eine Gesellschaft feingebildeter, anziehender Naturen, die Milton Einlass in ihren Kreis gewährten. Wohl waren die Tage der höchsten Blüthe italienischer Kunst und Literatur vorüber. Unheilvoll lähmte

der Druck der neu erstarkten Kirche den geistigen Schwung dieser edlen Nation, die sich, zerrissen und unselbstständig, ihrer inneren Zusammengehörigkeit kaum bewusst war. Erschlafft und selbstzufrieden spiegelte sie sich im Glanz überkommenen Ruhmes. Formelle Gewandtheit musste die Grösse der Erfindung, rhetorischer Prunk die Tiefe des Gedankens ersetzen. Die Secentisti spielten bei allem krampfhaftem Bemühen als schöpferisch zu erscheinen, die traurige Rolle der Epigonen, und wenn die Künste der Malerei und der Musik noch schöne Blüthen trieben, so thaten die Poeten wenig mehr als dürre Reiser auf die Stämme pfropfen, die unter Ariost's und Tasso's Händen gross geworden waren. Nirgendwo trat dies so deutlich hervor, wie in den eigenthümlichen literarischen Vereinen und ästhetischen Kränzchen, die zu keiner Zeit so üppig gediehen wie damals. Es waren die „Akademieen", als deren Vorbild man wohl jene „Platonische Akademie" betrachten kann, die der Stolz des Cosimo von Medici gewesen war, in der sich Marsilio Ficino, Pico von Mirandola, Angelo Poliziano zur Wiedererweckung hellenischen Geistes die Hand gereicht hatten. Das Beispiel von Florenz hatte Nachahmung gefunden. In Rom, Neapel, Venedig waren ähnliche Schöpfungen entstanden, im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts gab es schon kaum eine mittlere Stadt Italiens, die nicht ihre Akademie gehabt hätte. Manche der alten Institute giengen zu Grunde, so auch jene florentiner Genossenschaft, aber es traten so viel neue an ihre Stelle, dass ihre Zahl sich im siebzehnten Jahrhundert in die Hunderte belief. Sie trugen mit Absicht gewählte, wunderliche Namen. Aus der Fülle der römischen Akademieen ragten die besonders der Pflege der Naturwissenschaft zugewandten „Lincei", die „Umoristi" und „Ordinati" hervor, in Bologna die „Gelati", in Ferrara die „Intrepidi", in Neapel die „Oziosi". In Florenz hatten sich vor allem zwei neue Gesellschaften erhoben, die „Academia Fiorentina", gegründet 1540, und die „Academia della Crusca", gegründet 1582. Jene hatte die Aufgabe, die toskanische Mundart rein zu halten, den Adel des Ausdrucks zu befördern, die Eleganz des Stils zu heben und

kannte kein höheres Vorbild als Petrarca. Diese sammelte den Wortschatz, untersuchte ihn und bereitete das grosse Lexikon vor, das ihren Namen trägt. Der Zweck der einen war mehr ästhetischer, der der andern mehr wissenschaftlicher Natur.

Im allgemeinen war die sociale Bedeutung der Akademieen nicht gering anzuschlagen. Unvergleichlich weniger geistesfrisch und ursprünglich als ihre Vorgänger, die Humanisten, aber bei weitem geschmackvoller und gewandter als so manche ihrer Nachahmer, wie z. B. unsere Pegnitzschäfer, suchten die Akademiker oft mit mehr Eifer als Fähigkeit der Nation, der es an politischer Einheit gebrach, geistige Centren zu schaffen und die Thätigkeit des Gelehrten und Künstlers zu befeuern. Ausgegangen von der Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum und den antiken Sprachen, hatten sich viele jener Anstalten der heimischen Mundart und Literatur zugewandt. Im schattigen Garten, im hohen Vereinssaale oder im Hause eines Mitglieds kam man zusammen, ein Präsident leitete die Verhandlung, jeder trug als Akademiker einen hochtrabenden Namen. Aufsätze wurden verlesen, Gedichte deklamirt, rhetorische Uebungen gehalten. An dem Gehörten ward ästhetische Kritik geübt, der Leistung Lob und Tadel gespendet. Hie und da wurden gelehrte Fragen besprochen, ein neues Musikstück zur Aufführung gebracht, ein neues Bild den Augen der Kunstkenner vorgelegt. Unzweifelhaft hatte das alles sehr bedenkliche Seiten. Viel leeres Wortgeklingel, viel überaus Geziertes und Konventionelles kam da zu Tage. In solchen abgeschlossenen Kreisen lag die Gefahr gegenseitiger Vergötterung und hochmüthiger Erhebung zum Glauben an die Unfehlbarkeit des akademischen Urtheils sehr nahe. Die ganze Summe kritisirender Mittelmässigkeiten und dilettantischer Anstrengungen konnte die Kraft des ursprünglichen Genies nie ersetzen, sondern höchstens beirren und in enge Fesseln schlagen. Aber es musste wieder wohlthuend berühren, Greise und Jünglinge, den hochgebornen Mäcen und den bürgerlichen Künstler zu anmuthigem Gespräch, zu freudigem Gedankenaustausch vereint zu erblicken, alle von idealem Streben erfüllt, durch freie Um-

gangsformen mit einander verbunden(1). Der Engländer vor allem, plötzlich auf diesen Boden gestellt, sah sich in ein ganz neues gesellschaftliches Element versetzt. Auch in seinem Lande gab es Kreise, wo die Kunst um der Kunst willen gepflegt ward, und das Schöne den Gegenstand lebhafter Unterhaltung bildete. Der Hof Karls I. war dafür die rechte Stätte. Das Sammeln von Antiken, die Bewunderung eines Gemäldes von Rubens, die Kritik einer neuen Schöpfung Ben Jonson's: Das alles gehörte nun ein Mal zum Dasein dieser vornehmen Gesellschaft, die sich in Hamptoncourt und Whitehall bewegte. Der König selbst galt für einen der besten Kunstkenner. Der ganze Hofstaat und ein grosser Theil des hohen Adels folgte dieser Richtung mit mehr oder weniger wahrem Enthusiasmus und Verständnis. Strafford's Briefwechsel mit seinen Hinweisungen auf Donne und van Dyck legt Zeugnis dafür ab. Aber alles dies war wie ein Privilegium der vornehmen Welt. Durch selbstgesetzte Schranken von dieser getrennt, schloss sich das ehrenwerthe, arbeitsame, puritanische Bürgerthum um so strenger von der ästhetischen Atmosphäre ab. Mit unermüdlichem Fleiss und praktischem Geschick verrichtete es sein Tagewerk ohne eine andere Erholung zu suchen als die Ruhe des Sabbaths. Die Nation drohte der Einseitigkeit zu verfallen, ihre Kraft im Kampf des Lebens und in geistigen Sorgen zu verbrauchen, ohne durch allgemeinmenschliche Bildung entschädigt zu werden, die darauf verzichtet, dem Bedürfnis des Augenblicks zu dienen. Die Einseitigkeit der Italiener war eine andere. Sie schöpften den leichten Schaum vom Becher des Schönen, ohne durch energische politische und bürgerliche Arbeit den Labetrunk verdient zu haben. Aber dem auf's Ideale gerichteten Sinn Miltons mochte dieses zunächst entgehn, und das Entzücken über die feine Sitte, das geistige Streben, das liebenswürdige Entgegenkommen der Florentiner nahm ihn ganz gefangen.

Er hatte das Glück vielen von ihnen nahe zu treten, die sich durch Gelehrsamkeit und Bildung auszeichneten, aus deren Zahl er Jacopo Gaddi, Carlo Dati, Frescobaldi, Coltel-

lini, Buommattei, Chimentelli (Clementilli), Francini ausdrücklich hervorhebt(1).

Jacopo Gaddi aus einer florentiner Patricierfamilie war unstreitig einer der ersten Schöngeister seiner Vaterstadt. Seine lateinischen Gedichte (1628), seine „Allocutiones et Elogia“ (1636), sowie andere Erzeugnisse seiner Feder, die später noch übertroffen wurden durch sein Werk „De Scriptoribus non Ecclesiasticis Graecis, Latinis, Italicis“ (zwei Bände 1648, 1649) hatten ihm schon einen Namen gemacht. Durch seine weitausgebreitete Bekanntschaft und Korrespondenz, seine Theilnahme an der Accademia Fiorentina u. a. war er bereits eine beachtenswerthe literarische Persönlichkeit gegeworden. Aber seine eigentliche Stellung erlangte er erst als Haupt seiner Akademie der „Svogliati“. Ihre Sitzungen wurden in seinem Hause gehalten, wo sich eine gute Bibliothek und Gallerie befand. Die schriftstellerischen und künstlerischen Grössen gehörten dem Klubb an, und sein Stifter liess nicht so leicht einen Fremden von irgend welcher Bedeutung die Stadt passiren, ohne sich zu versagen, ihn einzuführen.

Agostino Coltellini, dessen Familie ursprünglich aus Bologna stammte, nach dem Abschluss seiner Studien in Pisa und Florenz, in dieser seiner Geburtsstadt als Advokat ansässig, strebte gleichfalls nach dem Ruhme, als Gründer einer neuen Akademie Unsterblichkeit zu erlangen. Ungleich mehr für die schönen Künste als für sein Brodstudium begeistert, begann er 1631, mit seinem achtzehnten Jahr, Freunde und Bekannte bei sich zu versammeln, um die langen Winterabende durch gemeinsame Uebungen in der antiken und vaterländischen Literatur, in Beredtsamkeit und Poesie zu erheitern. Aus diesen Zusammenkünften, die lebhaften Anklang und viele Nachahmungen fanden, erwuchsen zwei Gesellschaften. Die eine, mit dem Titel „Universität“, zur Pflege der strengen Wissenschaften bestimmt, die andere, die eigentliche „Akademie“, in welcher Abhandlungen über Gegenstände der Geschichte, Poesie, Erziehung verlesen, ohne Leidenschaft kritisirt, in dichterischen Improvisationen gepriesen wurden, Sonette, Oden, Kanzonen

zur Deklamation kamen, und in leichtem Spiel des Geistes auf sinnreiche Räthselfragen sinnreiche Antworten folgten. Die Mitglieder beider Gesellschaften hiessen bezeichnend die „Apatisti“. Sie hatten genau ausgearbeitete Statuten, Censoren, einen Präsidenten und maurerische Bezeichnungen. „Ostilio Contalgeni“, so hiess Coltellini als Apatista, war in dem Jahre, welches Milton nach Florenz führte, nicht Präsident der Gesellschaft. Dies Ehrenamt lag damals in der Hand des „Udeno Nisieli“, mit seinem bürgerlichen Namen Benedetto Fioretti, der sich durch ästhetische und theologische Schriften bekannt machte.

Unter ihm waltete als Sekretär der neunzehnjährige Carlo Ruberto Dati („Currado Bartoletti“) aus Florenz, ein frühreifes Talent, von seiner Kindheit an mit Galilei bekannt, schon in seiner Jugend wegen seiner rednerischen Gaben be wundert. Im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts erwarb er sich durch vielfache Schriften grossen Ruhm. Eine Sammlung „Florentinischer Prosaisten“, Biographieen antiker Maler, philologische, philosophische, naturwissenschaftliche Abhandlungen, Reden, Gedichte, Briefe rühren von seiner Hand. Alle Akademieen seiner Vaterstadt zählten ihn wohl zu ihren Mitgliedern, in mehreren, wie in der Crusca und der Fiorentina bekleidete er ehrenvolle Posten. Auf Wunsch seines Vaters widmete er sich zwar dem Geschäfte des Goldschlägers. aber seine Neigung zog ihn immer wieder zu den Wissenschaften und Künsten zurück. Wie er später den Nikolaus Heinsius mit Enthusiasmus aufnahm(1), so war sein Haus allen gebildeten Fremden gastlich geöffnet, und seine hülfreiche Hand jedem strebsamen Ausländer gewiss. Die ganze graziöse Liebenswürdigkeit italienischen Naturells scheint in dem feurigen Jüngling zum Ausdruck gekommen zn sein(2).

Mitglied aller genannten Akademieen, aber reifer an Jahren als die Erwähnten war Benedetto Buommattei, 1581 in Florenz geboren. Als Diener der Kirche hatte er in Rom, Venedig, Padua gelebt. Seit der Mitte der zwanziger Jahre wirkte er literarisch und lehrend in seinem engeren Vaterlande und beschenkte die Welt mit einigen Schriften, von denen die-

jenigen über die toskanische Sprache am meisten geschätzt werden. In diesem Punkt war er Autorität. Erst 1643 erschien sein lange vorbereitetes Hauptwerk: „Della lingua Toscana, libri due“: eine Leistung, deren Werth durch die Anzahl der Auflagen, die das Buch erlebte, vollgültig bezeugt wurde(1). Valerio Chimentelli, geb. 1620 in Florenz, hatte gleichfalls schon einen gewissen Ruf. Seine Studien drehten sich mehr um die Literatur der Alten, wie er denn später in Pisa einen Lehrstuhl des Griechischen, dann der Beredtsamkeit und Politik inne hatte. Francini dagegen glänzte in den Akademieen seiner Vaterstadt durch Poesieen in der Muttersprache, und auf diesem Felde wird auch Frescobaldi, ein alter Freund Coltellini's sich mühelos Lorbeeren erworben haben.

Von allen Genannten scheint sich keiner enger an Milton angeschlossen zu haben als Carlo Dati. Mit ihm hat er noch nach Jahren in Briefwechsel gestanden, ihn erwähnt er zugleich mit Francini in seinem lateinischen Gedicht Epitaphium Damonis v. 137, und Dati war auch der rechte Mann, den schönen, redegewandten Fremdling überall einzuführen. Vor allem zu den „Apatisti“ und „Svogliati“ wird er so Zutritt erhalten haben, denn diese mögen vorzüglich unter den Privat-Akademieen zu verstehn sein, die er, nach eignem Zeugnis, häufig besuchte(2). Da lernte er, von einem Cirkel zum andern geführt, kennen, was Florenz an literarischen Grössen in sich barg, da hörte er die jüngsten Erzeugnisse der Muse seiner neuen Freunde und sass mit den andern über ihnen zu Gericht. Aber er selbst wurde gedrängt, sich an den dichterischen Wettkämpfen zu betheiligen, und er liess sich nicht lange bitten. Konnten sie seine englischen Verse nicht verstehn, so hatte er doch mit poetischen und prosaischen Jugendversuchen in lateinischer Sprache aufzuwarten, die ihm im Gedächtnis geblieben waren. Und er entschloss sich sogar trotz fehlender Bücher und Musse einiges andere „zusammenzustoppeln“, vermuthlich doch gleichfalls in lateinischer oder griechischer Sprache, welches nicht in seine Werke aufgenommen zu sein scheint(3).

Die Italiener, und vor allen die akademischen Dilettanten

der damaligen Zeit, waren mit Lobsprüchen niemals geizig, aber eine Ode Francini's und ein lateinischer Brief Dati's, vermuthlich ein Stammbuchblatt oder das Begleitschreiben für eine freundliche Gabe des Andenkens, gehen in bombastischen Ausdrücken des Entzückens und der Bewunderung über das gewöhnliche Mass fast hinaus. Francini preist England, das wogenumgürtete, die Heimat übermenschlicher Heroen, in deren Brust die verbannte Tugend ein Asyl findet. Von dort ist der Wanderer gekommen, einzig nach Kunst und Wissen begierig. Aus den Besten wählt er überall die Besten aus, ihrer eignen Sprache kundig. Für ihn hat Jupiter bei Babels Thurmbau die Sprachen nicht verwirren können, denn er beherrscht nächst seiner Muttersprache das Idiom Spaniens Frankreichs, Tusciens, Griechenlands und Roms. Er durchschaut die tiefen Geheimnisse der Natur in Himmel und Erde und erreicht dabei das höchste Ziel eines sittlichen Charakters. Die Zeit hat für ihn keine Schwingen, denn seinem Gedächtnis ist gegenwärtig, was Sanges- und Geschichtswürdiges war. — Francini verzichtet zuletzt darauf, das Lob des Besungenen würdig zu preisen, wenn er an dessen eigne dichterische Gaben denkt:

Dammi tua dolce cetra,
Se vuoi ch' io dica del tuo dolce canto,
Ch' inalzandoti all' Etra
Di farti uomo celeste ottiene il vanto;
Il Tamigi il dirà chè gl'è concesso
Per te, suo cigno, pareggiar Permesso(1).

Carlo Dati nimmt den Mund nicht weniger voll. Sein Schreiben wendet sich „an den Jüngling, der auf Reisen viele, durch Studium alle Gegenden der Erde erschaut hat, der, wie ein neuer Ulysses, überall alles von allen lernen will, an den Sprachbeherrscher, in dessen Mund todte Idiome der Art zum Leben erwachen, dass sie alle zu arm für sein Lob erscheinen, . . .: dessen Gedächtnis die ganze Welt umfasst, in dessen Kopf die Weisheit, in dessen Willen das glühende Verlangen nach Ruhm, in dessen Mund Beredtsamkeit; der mit der Astronomie als Führerin die harmonischen Klänge der himm-

lischen Sphären (1) belauscht, der an der Hand der Philosophie die Zeichen der Naturwunder entziffert, welche die Grösse Gottes darstellen, der durch eifriges Studium der Schriftsteller die Geheimnisse des Alterthums, die Ruinen der Vergangenheit, die Labyrinthe der Wissenschaft erforscht, wiederherstellt, durchschreitet etc. (2).

Francini wie Dati legen neben der Betonung von Milton's linguistischen Kenntnissen ein besonders starkes Gewicht auf seine naturwissenschaftliche Bildung, durch die er sich den Zeitgenossen Galilei's vorzüglich empfehlen konnte. Neben diesen beiden wollte ein anderes hervorragendes Mitglied dieser akademischen Kreise in der Huldigung gegenüber dem feingebildeten, anmuthigen „Fremdling vom fernen Ufer des Oceans" nicht zurückbleiben. Es war Antonio Malatesti, schon damals, noch vor Herausgabe seiner „Sfinge" sowie anderer Poesieen, als Dichter bekannt, als Maler nicht ungeschickt, durch mathematische Kenntnisse ausgezeichnet und durch ein Sonett Galilei's geehrt. Er glaubte dem Gaste, dessen ästhetische Neigungen ihm schwerlich genau bekannt waren, eine Ehre zu erweisen, indem er ihm eine Reihe von Sonetten im Manuscript widmete, welche als an eine ländliche Schöne („La Tina") gerichtet gedacht waren und unter einer anständigen Hülle höchst derbe Zweideutigkeiten verbargen. Der Titel seines Werkes lautete: „La Tina: Equivoci Rusticali di Antonio Malatesti, composti nella sua Villa di Tajano il Settembre dell anno 1637: Sonetti Cinquanta: Dedicati all' Ill. Signore et Padrone Onoratissimo Signor Giovanni Milton, nobile Inghlese". Das Manuscript, von Milton in die Heimat zurückgebracht, hatte eine eigenthümliche Geschichte, bis es an's Licht der Oeffentlichkeit gelangte (3).

So mancherlei Beweise freundlichen Entgegenkommens, so herzliche Zeichen gastfreien Sinnes konnten auf Milton's empfängliches Gemüth nicht ohne Eindruck bleiben. Es war sicher mehr als ein banales Kompliment, wenn er dem Benedetto Buommattei in einem noch in Florenz (10. September 1638) geschriebenen Briefe gesteht, das alte Athen, das alte Rom verschwinde ihm neben Florenz, und er sei geradezu ver-

liebt in die Italiener(1). Auch sonst zeigt dieser ausserordentlich fein durchdachte und gewandte Brief ein verständnisvolles Eingehen auf die Bestrebungen jener florentiner Kreise, vor allem aber auf diejenigen Studien, welche sich Buommattei zur Lebensaufgabe gemacht hatte, und deren Werth Milton vollauf beurtheilen konnte. In ihm selbst war unzweifelhaft eine bedeutende philologische Ader. Mit den Sprachen der alten wie der modernen Völker hatte er sich seit jeher eifrig beschäftigt, auch das Idiom der Menschen, unter denen er damals weilte, war ihm so wohl bekannt, dass sie selbst darüber erstaunten. Nichts Erwünschteres konnte ihm begegnen, als in Buommattei einen Mann zu treffen, der die Gesetze dieser Sprache zum Gegenstande seiner eindringenden Forschung gemacht hatte und eben an ein grösseres Werk über diesen Gegenstand die letzte Hand legte. Er wünscht ihm Glück zu seinem Unternehmen, das dem Staate und der Bürgerschaft zu Ruhm und Vortheil gereichen werde. Zugleich bittet er ihn aber, zu Nutz und Frommen der lernbegierigen Ausländer einen Anhang über die richtige Aussprache des Italienischen hinzuzufügen und, — wie er schon im mündlichen Gespräch über diese Frage öfter hervorgehoben, — eine Liste der vorzüglicheren Tragödien- und Komödien-Dichter, Briefsteller, Dialogiker, Geschichtschreiber zu entwerfen, die den allbekannten grossen Autoren der toskanischen Mundart sich anschliessen. In schöner Weise lässt er sich über den Werth der Reinheit der Sprache und ihrer Pflege vernehmen: „Nach meiner Meinung gebührt dem Manne der höchste Ruhm, der seine Mitbürger zu einem gesitteten Zustand überzuführen und durch die Weisheit seiner Gesetze in Krieg und Frieden zu leiten weiss. Aber die zweite Stelle räume ich dem ein, welcher die Art und Weise des Sprechens und Schreibens, die aus guter alter Zeit überliefert worden, in seinem Volk durch Regel und Vorschrift zu festigen strebt... Vergleichen wir die heilsamen Leistungen beider, so dürfen wir sagen: der eine giebt der bürgerlichen Gesellschaft Recht und Gesetz, der andere den schönen Schmuck feiner Bildung. Der eine erweckt hohen Muth und stolze Entschlossenheit

gegen den Landesfeind, der von aussen angreift, der andere bekämpft durch kluge Zucht der Sprache und die Hülfsschaar guter Schriftsteller den schlimmen Feind, der im Inneren der Menschenseelen haust und die Geister verwüstet: die Barbarei. Man halte es nicht für gleichgültig, ob ein Volk rein oder unrein, und wie es überhaupt täglich zu reden pflegt... denn Worte, ohne Sinn und Geschmack gebraucht oder falsch und schlecht ausgesprochen, deuten sie nicht stark auf die Stumpfheit und Trägheit von Geistern, die für die Knechtschaft reif sind? Aber nie ist uns von einem Reiche oder von einem Staate berichtet worden, der nicht wenigstens so ziemlich geblüht hätte, solange seine Bürger noch ihre Sprache liebten und rein hielten."

Der ganze Brief macht fast den Eindruck, als sei er auf Buommattei's Wunsch niedergeschrieben worden, gleichsam als Zusammenfassung aller der Gedanken, die Milton ihm gegenüber ausgesprochen hatte, und die er bei seiner Arbeit verwerthen konnte (1).

Alle die genannten florentiner Freunde waren feine Naturen, strebsame Geister: ein grossartiges Genie war nicht unter ihnen. Aber ein solches, eine der ersten Zierden des ganzen italienischen Volkes, lernte Milton kennen. Noch lebte Galileo Galilei. Nachdem die römische Inquisition ihn wegen seiner ketzerischen Ansichten über die Bewegung der Erde 1633 verurtheilt und zur Abschwörung derselben gezwungen hatte, war er zuerst in einer Villa des Grossherzogs von Toskana bei Rom, darauf in Siena internirt worden, bis man ihm Ende 1633 gestattet hatte, sich nach seinem Landgut bei Arcetri in der Nähe von Florenz zurückzuziehn. Er bat um Erlaubnis, nach Florenz übersiedeln zu dürfen, um sich dort ärztlich behandeln zu lassen, die Bitte wurde ihm am 23. März 1634 abgeschlagen. Seine Lieblingstochter, Maria Celeste, wie sie mit ihrem Klosternamen hiess, wurde ihm durch den Tod entrissen. Vergeblich bemühten sich einflussreiche Personen um seine Begnadigung. Inzwischen blieb er, leidend und gebrochen wie er war, unausgesetzt thätig. Nach wie vor durchforschte er Nachts die Räume des Himmels mit

den weittragenden Werkzeugen, an deren Ausbildung er selbst so grossen Antheil hatte. Noch in dieser letzten Zeit hatte er die Libration des Mondes entdeckt. Seine wissenschaftliche Korrespondenz riss nicht ab. Aber schon begann das Licht seiner Augen völlig zu erlöschen. Erst da erhielt er, „mehr einem Leichnam als einem lebenden Menschen gleich“ und völlig erblindet, im März 1638 Freiheit, in sein Haus nach Florenz zurückzukehren. Bei Strafe lebenslänglicher wirklicher Einkerkerung und Exkommunikation war es ihm verboten, in die Stadt auszugehen und mit irgend jemandem über seine verurtheilten Ansichten zu sprechen. Beständig überwachte ihn die Inquisition. Erst ausdrückliche Erlaubnis verstattete ihm während des Osterfestes den Gang in eine nahegelegene Kirche. Ein Besuch, der ihm zugedacht war, wurde verboten, soferne die Persönlichkeit ketzerisch oder aus einem ketzerischen Lande sei. Selbst im Falle der Besucher aus einem katholischen Lande komme und der katholischen Religion angehöre, sollte die Lehre von der doppelten Erdbewegung nicht im Gespräche berührt werden. Auch P. Castelli, der treue Schüler Galilei's, erhielt nur unter dieser Bedingung Erlaubnis, den Meister hie und da aufzusuchen. Indessen konnten doch in Florenz ansässige deutsche Kaufleute dem kranken Gelehrten Namens der holländischen Regierung einen Brief und eine goldene Kette, deren Annahme er freilich weigerte, persönlich übergeben.

Da die Annäherung an Galilei in Florenz so sehr erschwert war, wird es sehr zweifelhaft erscheinen, ob Milton ihn in der Stadt selbst hat kennen lernen. Allerdings konnte Dati am ehesten eine solche Bekanntschaft vermitteln. Allein er mag es für rathsam gehalten haben, eine Gelegenheit abzuwarten, die den Zutritt des ketzerischen Fremdlings zu dem blinden Greise erleichterte. Galilei begab sich während des Sommers 1638 mehrmals nach Arcetri und Ende 1638 kehrte er, aus welchem Grunde auch immer, für den Rest seines Lebens nach seiner dortigen Villa zurück. Vielleicht erst nach dieser Uebersiedelung Galilei's, während seines zweiten Aufenthaltes in Florenz, ist Milton seiner ansichtig geworden.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hat er auch den Sohn Vincenzo Galilei, des Vaters Pfleger und Gehülfen, kennen gelernt; wenigstens sendet dieser später durch Dati mit anderen John Milton seinen Gruss.

Jedenfalls kann darüber kein Zweifel sein: der Besuch bei dem grössten der damaligen Italiener hat einen mächtigen Eindruck auf Milton gemacht. Mit Stolz erzählt er nach Jahren (1644) in seiner Schutzschrift für die Freiheit der Presse beim Anlass seiner Erinnerung an Italien: „Dort fand und besuchte ich den berühmten Galileo, er war alt geworden, in Haft der Inquisition, weil er in der Astronomie anders gedacht hatte, als die Franciskaner und Dominikaner Censoren dachten“ (1). Und im „verlorenen Paradies“ kehren mehrfache Anspielungen auf Galilei wieder. Nicht nur der Märtyrer der Wahrheit, der grosse Naturforscher war es, der zumeist die Theilnahme dessen wecken musste, dem ja auch die florentiner Freunde etwas überschwänglich nachrühmten, dass er verstehe, die Zeichen der Naturwunder zu entziffern, dessen von Bacon'schem Geist durchhauchte Jugendversuche mit solchem Entzücken von der Vorstellung reden, „das Wesen des Himmels und der Gestirne zu erfassen“, „die kleinsten Sterne zu betrachten, so viele ihrer zwischen den beiden Polen sichtbar sind“. Der grosse Astronom und seine Beschäftigung tauchen vor dem Gedächtnis des Dichters auf, während er Himmel, Hölle und Paradies mit seinen Gestalten bevölkert. Die Erwähnung von Satans rundem Schild führt ihn (I. 286 ff.) zu einem grandiosen Vergleich mit

des Mondes Scheibe,
Wann sie durch's Glas Toskaniens Künstler sieht
Des Abends von Fiesole's Gebirg
Und in Valdarno, neues Land entdeckend
Sammt Fluss und Bergen auf dem fleckigen Kreise.

An einer anderen Stelle (V. 262) nennt er sogar, etwas skeptisch in seinen Ausdrücken, den Namen des Astronomen:

So wie bei Nacht
Das Glas des Galilei, minder sicher,
Vermeinte Länder in dem Mond entdeckt (2).

Aber auch eine dritte, gewöhnlich weniger beachtete Stelle des „verlorenen Paradieses“ scheint nicht ausser Zusammenhang mit dem Andenken des italienischen Gelehrten zu stehn. Es ist der Beginn des achten Buches, wo Adam seine Zweifel darüber ausspricht, dass die Erde stillstehn soll, die übrigen Gestirne sie umkreisen (VIII. 15 ff.):

Erblick' ich dieser Welt erhabnen Bau,
Den Himmel sammt den Sternen und erwäge
Die Grösse beider, — diese Erde nur
Ein Fleck, ein Sandkorn, ein Atom, verglichen
Mit jenem Firmament, so voll von Sternen,
Die zahlreich unbegreiflich weite Räume
Durchrollen müssen, (denn dies zeigt ihr Schwinden
Und ihre schnelle Rückkehr Tag für Tag),
Und nur der dunklen Erde Licht zu leihn
Für Tag und Nacht, dem einen winzgen Punkt,
Sonst völlig nutzlos in dem grossen Plan, —
Oft staun' ich dann, warum die sorgsam weise
Natur ein solches Missverhältnis litt:
So viele Körper mit Verschwenderhand
Zu schaffen, die doch edler sind und grösser,
Zu diesem einen Zweck; von ihren Sphären
Rastlosen Kreislauf fordern Tag für Tag,
Indess die Erde ruhig weilt, die doch
In kleinerem Kreis sich leicht bewegen könnte;
Die ohne Regung so ihr Ziel erreicht,
Bedient von edler'n Wesen als sie selbst,
Und als Tribut unzähliger Tagereisen,
Mit Schnelligkeit, die sich nicht messen lässt,
Ihr dargebracht, Wärme wie Licht empfängt.

Die langathmige Antwort, welche der Erzengel Raphael unserm wissbegierigen Urahn ertheilt, ist höchst bemerkenswerth. Sie ist es nicht eben wegen der moralischen Betrachtung, dass „Glanz und Grösse“ nicht den Masstab für die Beurtheilung des wirklichen Werthes abgeben dürfen, und dass also die Erde, „wenn auch klein und glanzlos“, vielleicht mehr „echtes Gutes“ in sich bergen könne als die Sonne, „die öde leuchtet“. Sie ist es vielmehr wegen der astronomischen Theorie, zu deren Dolmetsch der himmlische Bote sich macht. Er geht allerdings davon aus die Zweifel zu be-

antworten, die Adam ausgesprochen hat. Aber er benutzt diesen Anlass, um die Gedanken seines Zuhörers noch weiter zu führen. Bei der einen Bewegung der Erde, die dieser als möglich angedeutet hatte, bleibt er nicht stehn. Er entwickelt die Grundzüge des kopernikanischen Systems, nachdem er des ptolemäischem mit sichtlichem Spott gedacht hat. Gott „belächelt — nach seinen Worten — die spitzfindigen Meinungen“ der Menschen,

Wenn sie entwerfen einen Himmelsriss,
Der Sterne Lauf berechnen und Systeme
Erfinden um sie wieder einzureissen,
Auf neue denken, um den Schein zu retten,
Mit ihren Linien des Himmels Kugel,
So centrisch wie excentrisch rings umgürten,
Cyklen und Epicyklen, Kreis' in Kreisen.

Er wirft dagegen die Idee hin:

Wie, wenn die Sonne Mittelpunkt
Der Welt, und andre Sterne, angezogen
Durch sie und durch sich selbst zugleich getrieben,
In mannichfachen Kreisen sie umwandeln?
Den irren Lauf bald hoch, bald niedrig gehend
Bald vor- bald rückwärts und bald stille stehend
Siehst Du an sechsen schon, wie wenn vielleicht
Der siebente Planet die Erde wäre,
So fest sie auch erscheint, und doch unmerklich
In dreifach unterschiedner Art bewegt?

Der Erzengel hütet sich, dies als sicher hinzustellen. Er erklärt:

Gott schuf, um seine Wege zu entziehn
Dem Menschensinn, den Himmel von der Erde
So fern, dass leicht der ird'sche Blick sich täuscht
Und nichts gewinnt, versteigt er sich zu hoch.

Er räth dem Adam, sich nicht mit dem Nachdenken über „verborgene Gegenstände“ zu quälen, diese Dinge Gott zu überlassen, ihm zu dienen und „sich des Paradieses und seiner schönen Eva zu freuen“. Adam ist damit zufrieden, er will das süsse Dasein nicht mit Grübeleien verderben. „Zu wissen, was im Leben täglich vor uns liegt, ist höchste Weisheit“. So muss der Mensch vor dem Sündenfall sprechen. Erst dieser „Riesenschritt in der Geschichte der Menschheit“ ruft

die Forschung hervor. Für einen Kopernikus oder Galilei ist freilich kein Platz im Paradiese. Aber auffällig bleibt es doch, dass der Erzengel Raphael auch von Land und Feldern auf dem Monde spricht, als hätte er, freilich mit starker Phantasie, die sich bis zur Ausmalung von Wolken aufschwingt, durch ein Galilei'sches Fernrohr gesehn, auffällig nicht minder, dass er „von anderen Sonnen mit ihren Mond-Trabanten" (v. 148: „and other suns perhaps with their attendant moons thou wilt descry") redet, als wäre ihm Galilei's Entdeckung der Jupiters-Monde bekannt gewesen. — So lange wirkte die Erinnerung an den Weisen vom Arno in Milton's Seele nach (1).

Mit Befriedigung konnte er auf die acht Wochen seines Aufenthaltes im schönen Florenz zurückblicken, als er, etwa gegen Ende September, nicht lange nach Abfassung jenes Briefes an Buommattei, diese Stadt verliess, um über Siena seinen Weg nach Rom zu nehmen. Wiederum ungefähr zwei Monate (etwa Oktober und November 1638) wurde hier Standquartier gemacht, eine Zeit, fast zu kurz für den klassisch gebildeten, in der Geschichte so wohl bewanderten Reisenden, der in wenig Wochen die alte Aufgabe lösen sollte, dies ewige Rom und alle seine grossen Erinnerungen und Monumente mit echt englischer Gewissenhaftigkeit in sich aufzunehmen (2). Ueber den Trümmern des alten Rom hatte sich das neue Rom zu stolzer Schönheit erhoben und nahm mit all' dem glänzenden Schmuck der Renaissance, mit dem ganzen pomphaften Apparat der neukatholischen Kirche, mit dem aufdringlichen bunten Leben auf Markt und Gasse Auge und Ohr des nordischen Wanderers gefangen. Die Namen Raphael und Michel Angelo erhielten erst hier für ihn ihre volle Wahrheit. Die Spuren der umwälzenden wie schöpferischen Bauthätigkeit der Kirchenfürsten des sechzehnten Jahrhunderts waren auf Schritt und Tritt zu verfolgen. St. Peter, an dessen Riesenbau erst kürzlich Maderna's Hand durch Bernini's abgelöst worden, war 1626 feierlich geweiht. Eine Fülle neuer Kirchen und Paläste war dem Boden entstiegen. Aber schon war man in's Zeitalter des Barockstils eingetreten, die ent-

fesselte Laune begann die reinen Formen zu verbilden und, wie in der schönen Literatur, durch üppige Verschnörkelung und dekorative Ueberladung auf den täuschenden Effekt hinzuarbeiten.

Die Regierung des Kirchenfürsten, welcher damals die dreifache Krone trug, Urban's VIII. (1623—44) hatte den Charakter der Hauptstadt um weniges geändert(1). Sie war und blieb auch äusserlich der Mittelpunkt einer noch immer grossartigen, weltumspannenden Macht, geschmückt mit dem Schimmer so vieler geistlicher Hofhaltungen, deren Häupter, die Kardinäle, wetteifernd mit ihrem Oberhaupte als Mäcene von Kunst und Wissenschaft zu glänzen liebten. Höchstens ein neues Element war hinzugetreten. Maffeo Barberino, dies war Urban's VIII. ursprünglicher Name, wie er eigenwillig und selbstbewusst während des dreissigjährigen Krieges gegen das Haus Habsburg eine selbstständige politische Rolle zu spielen versuchte, war auch sehr darauf bedacht seine Hauptstadt durch bedeutende kriegerische Anstalten zu sichern. Die Befestigungen der Stadt auf dem rechten Tiber-Ufer wurden auf sein Geheiss verstärkt, vor allem nach 1626 die Basteien der Engelsburg in Angriff genommen, die auf der Landseite das von der eigentlichen Burg gebildete Quadrat umschlossen, um später durch neue noch stärkere Vertheidigungsmittel vermehrt zu werden. Uebrigens aber zeigte sich auch Urban VIII., welcher seine eignen lateinischen Gedichte drucken liess, gelehrten und künstlerischen Bestrebungen nicht minder günstig wie rein geistlichen. Er errichtete das Kollegium der Propaganda, welches den künftigen Missionären aller Länder ein Asyl bot, er sorgte für die Ausbreitung des christlichen Glaubens in Afrika, aber auch eine stattliche Reihe von Kirchen und Klöstern wurde unter ihm erneut oder geschaffen, wie SS. Domenico e Sisto, S. Concezione, S. Niccolò da Tolentino, S. Francesco di Paola etc., das Monument der Markgräfin Mathilde in S. Peter errichtet, die vatikanische Bibliothek bereichert(2). Der Palazzo Barberini mit Bernini's gewundener Treppe trägt seinen Namen. Freilich begieng er auch die Barbarei die Bronce-Ornamente der Decke des

Pantheon fortzunehmen, um sie zum Guss von Kanonen der Engelsburg und zur Verfertigung des plumpen Altar-Tabernakels der Peterskirche zu verwenden, was seinem Geschlecht den beissenden Denkvers eintrug:

Quod non fecerunt Barbari, fecere Barberini.

In der That arbeiteten Urban's Verwandte mit ihm selbst durchaus in gleicher Richtung. Nie zuvor hatte der Nepotismus so in Blüthe gestanden wie damals. Mehr noch als die Peretti, Aldobrandini, Borghese, Ludovisi verstanden es die Barberini das hohe Amt eines der ihrigen für sich auszubeuten und, durch Geld und Ehren bereichert, eine festgeschlossene aristokratische Genossenschaft zu bilden. Im Laufe von Urban's Regierung soll seine Familie durch die Summe von 105 Millionen Scudi bereichert worden sein, deren Höhe indess Zweifel an ihrer Richtigkeit erweckt hat. Viele von seinen Verwandten gelangten zu grossem Einfluss und hoher Stellung. Sein jüngerer Bruder Antonio ward Kardinal, sein älterer Don Carlo General der Kirche. Dessen drei Söhne schwangen sich gleichfalls empor. Der mittlere Don Taddeo erhielt die Würden des weltlichen Nepoten und hatte schon 1635 ein Jahres-Einkommen von 100,000 Scudi. Seine Brüder Antonio und Francesco sassen wie ihr Oheim im Kardinals-Kollegium. Von diesen hatte keiner so grossen Einfluss auf den Pabst wie der zuletzt Genannte, Francesco, dessen geschmeidiges und bescheidenes Naturell sich sowohl nach oben den Launen des Oheims zu fügen wie nach unten zahlreiche Freunde zu gewinnen wusste. Der Kardinal Francesco Barberini war der Gönner aller Künstler und Gelehrten. Er hatte eine bedeutende Bibliothek gegründet, sein Palast war der Sammelplatz der wissenschaftlichen und schöngeistigen Welt des damaligen Rom. Auch ein Deutscher stand als sein Sekretär zu ihm in nahem Verhältnis, ein Mann, dessen Name einen guten Klang hatte und weit über das Weichbild von Rom hinaus berühmt war. Es war Lucas Holsten, latinisirt Holstenius, der 1596 in Hamburg geboren und als Protestant erzogen worden war. Er hatte in Leyden Philologie und Arzneikunde studirt, Italien und England bereist und sich von 1622—25 in Oxford und London aufgehalten.

In Paris war er mit dem Kardinal Barberini, der als Legat dort weilte, bekannt geworden und hatte sich bewegen lassen zum Katholicismus und in seine Dienste überzugehen. Seit 1627 lebte er, als einer der Vorsteher der Vaticana, in Rom. Seine Edition des Porphyrius und anderer griechischer Autoren hatte ihm hohen Ruhm eingebracht, in seinem Amte war er, namentlich als Kenner und Sammler griechischer Codices unschätzbar. Dazu stand er, ein vielgereister Mann und eifriger Korrespondent, inmitten der grossen Gelehrten-Republik und zählte Männer wie Grotius, Heinsius, Vossius zu seinen Bekannten (1).

Milton hatte das Glück diesem Manne näher zu treten. Es läge nicht fern zu vermuthen, dass Hugo Grotius ihn an Holstenius gewiesen, wie der grosse Jurist diesem schon früher zwei reisende Freunde empfohlen hatte, im Vertrauen „auf seine deutsche Treue“. Indess Milton selbst in einem später an Holstenius geschriebenen Briefe deutet an, dass er die werthvolle Bekanntschaft mit dem Bibliothekar der Vaticana einem gewissen Alexander Cherubini verdankte, einem gelehrten jungen Römer, mit dem vielleicht die florentiner Freunde in Verbindung standen (2). Er kann nicht genug rühmen, wie freundlich Holstenius ihn aufgenommen, als er ihn im Vatikan aufsuchte. Er führte ihn in die inneren Räume, zeigte ihm die kostbare Büchersammlung, liess ihn seinen Reichthum griechischer Handschriften, zum Theil mit eignen Anmerkungen versehn, bewundern und verabschiedete ihn reich beschenkt mit zwei Exemplaren einer jener griechischen Ausgaben, die er veranstaltet hatte. Aber er begnügte sich nicht damit, sondern that noch mehr. Sein Herr und Gönner, Francesco Barberini, hatte die Engländer, welche Rom berührten, ganz besonders unter seinen Schutz genommen. Er genoss die Gunst der Königin Henrietta Maria, der er einst eine goldene geweihte Rose überbracht hatte. Die Söhne des Sekretärs Windebank sind entzückt von der Aufnahme, die sie bei Barberini gefunden haben, ein anderer reisender Engländer nennt ihn im März 1639 mit Begeisterung „den feinsten Gentleman in der ganzen Welt“ und weiss von sehr annehmbaren Zeichen

jenes Wohlwollens zu erzählen, die in einer Epoche wachsender Konversion wohl nicht immer so unschuldig gemeint waren wie sie aussahen (1). Durch Holstenius wurde der Kardinal auf Milton aufmerksam gemacht und erzeigte sich gegen ihn von derselben anmuthigen Zuvorkommenheit, die man an dem einflussreichen Kirchenfürsten überhaupt zu rühmen wusste. Bei Gelegenheit einer jener musikalischen Unterhaltungen, die er dem Publikum mit grossem Prunk in seinem Palast zu geben pflegte, gieng er dem englischen Fremdling bis an die Thüre entgegen, suchte ihn aus dem Gedränge heraus und geleitete ihn an seiner Hand in der ehrenvollsten Weise in die festlichen Räume. Am folgenden Tage machte Milton zum Zeichen des Dankes seine Aufwartung. Wiederum verschaffte Holstenius ihm Zutritt und Gelegenheit, mit dem hohen Würdenträger der Kirche ein langes Gespräch zu führen. Genug: Man war so herablassend wie möglich gegen den liebenswürdigen Ketzer vom fernen Inselreich. — Ohne Zweifel trat ihm auch im Palaste Barberini's jene Leonora Baroni entgegen, deren Erscheinung einen nicht geringen Eindruck auf den Dichter machte. Sie war die Tochter der Adriana von Mantua, die man nur die „Schöne" nannte; beide gehörten zu den berühmtesten Sängerinnen ihrer Zeit, zusammen mit Caterina, Leonora's Schwester, bildeten sie das vollkommenste Terzett, das man hören konnte. Leonora gebührte vor allem der Preis. Sie war nicht so schön wie ihre Mutter, aber anmuthig, sittsam und vom feinsten Verständnis für ihre Kunst durchdrungen, so dass sie sich selbst an eigene Kompositionen wagte. Wer sie gehört hat, wie sie sich von ihrer Mutter mit der Laute von ihrer Schwester mit der Harfe begleiten liess, oder wie sie selbst die Theorbe zum Gesange schlug, schildert den hohen Genuss in entzückten Worten. Es regnete Kanzonen und Sonette zu ihrem Preise, ein ganzes Bändchen mit griechischen, lateinischen, italienischen, französischen, spanischen Gedichten, ihrem Ruhme geweiht, wurde in Rom gedruckt (2). Auch Milton brachte ihr den Tribut seiner Huldigung dar. Von seinen lateinischen Epigrammen sind drei, so fein gedacht wie geformt, der Sängerin gewidmet (3). Die beiden letzten mögen

erst nach seiner Rückkehr von Neapel gedichtet sein, wenigstens können dafür sprechen die Anspielungen auf die Grotte von Posilippo, die Erinnerung an die Sirene Parthenope, die nach des Dichters Meinung in Leonora Baroni fortlebt, und an jene andere Leonora, deren Reize Tasso zum Wahnsinn getrieben haben sollen. Das erste Epigramm, von solchen geschichtlichen und lokalen Bezügen frei, ist eben deshalb vielleicht am zartesten empfunden:

Jeglichem Menschen zu treuem Geleit, o glaubt es ihr Völker,
Ward aus den himmlischen Höhn gütig ein Engel gesellt.
Höher fürwahr denn alle bist du Leonore begnadet,
Denn aus deinem Gesang redet vernehmlich ein Gott.
Ist es nicht Gott, so ist es ein andres himmlisches Wesen,
Welches den Busen durchdringt heimlich mit zaubrischer Macht.
Zaubrischer Macht gelingt es die sterblichen Saiten der Stimme
Zu der Fülle und Kraft ewigen Wohllauts zu weihn.
Jener göttliche Hauch, der alle Geschöpfe beseelet,
Schweigend beseelet er sie: Sprache gewinnt er in dir.

Liebert, an dessen Werk (S. 45) ich mich bei dieser Uebertragung einigermassen angeschlossen habe, macht die feine, wenn auch vielleicht etwas zu weit gehende Bemerkung, „es gehe aus Milton's Berichten über seine Reise, wie auch sonst aus seinen Schriften hervor, dass er an der tönenden Kunst eine reinere Freude gefunden habe als an der bildenden. Obwohl er Grieche genug war, um den Werth der letzteren lebendig zu empfinden, so war er doch zu sehr Protestant, um nicht zu erkennen, dass das neue von den Päbsten gepflegte Heidenthum mit seiner lächelnden, schmeichelnden, lockenden Schönheit auch seine sehr gefährliche Seite hatte. Als er daheim, im puritanischen England sein Gedicht „il Penseroso“ schrieb, da war ihm die holde Bildnerkunst des Südens Gegenstand der Sehnsucht, hier aber in Italien merkte er bald, dass ihr Reiz zum Gifte werden und ein ganzes Volk zu weicher Sinnlichkeit, zu gedankenlosem Leichtsinn, zu unmännlicher Trägheit verführen könne. Die Musik dagegen hielt er für das, was sie in Wahrheit ist, für die eigenthümliche Kunst der christlichen Welt: ihr flüssiges Element schien ihm am besten geeignet, dem Geiste zu folgen, der sich in

seine eignen Tiefen versenkt. Der Himmel, den er uns später in seiner grossen Dichtung aufschliesst, hallt wider von Harfenspiel und Chorgesang, dagegen befinden sich vortreffliche Baumeister, Bildhauer und Maler unter den Bewohnern seiner Hölle". Ist auch in diesen Worten etwas mehr über die italienischen Reiseeindrücke vermuthet als wir wissen, so bleibt in der That auffallend, dass über die grossartigen Werke der bildenden Kunst in diesem Lande in Milton's Schriften keine Aeusserung zu bemerken ist. Man hat geglaubt annehmen zu sollen, Michel Angelo's Darstellung der Schöpfung und der ersten Menschen an der Decke der sixtinischen Kapelle, die biblischen Gemälde nach Raphael in den Loggien des Vatikans. Bandinelli's Marmorfiguren von Adam und Eva u. s. w. hätten auf die Entstehung des „Verlornen Paradieses" einigen Einfluss gehabt(1). Es ist möglich, ohne dass es nachweisbar wäre. Ob Milton von den römischen Künstlern seiner Zeit den einen oder andern, Bernini, Barromini, Algardi, Quenois, kennen lernte, bleibt gleichfalls ungewiss. Dagegen ist die Annahme gerechtfertigt, dass er, vermuthlich durch Holstenius' Vermittlung, den Literaten und Schöngeistern in ihren akademischen Vereinigungen nicht fremd blieb. Zwar von den bedeutendsten Theilnehmern dieser gelehrten und literarischen Kreise können wir keine persönliche Beziehung zu Milton nachweisen. Giovanni Battista Doni, ein Florentiner von Geburt, vielseitig gebildet und schriftstellerisch thätig, vor allem berühmt wegen seiner Arbeiten über Geschichte und Theorie der Musik, wird allerdings von Milton ein Mal gegenüber Holstenius erwähnt, er scheint aber gerade dann nach Rom zurückgekehrt zu sein, als Milton die Stadt für immer verlassen hatte(2). Ein Schriftsteller geringeren Ranges, mit welchem er verkehrte, ist uns indess, dem Namen nach bekannt: Johannes Salsillus. Er war, wie es scheint, kein unbedeutendes Mitglied der Akademie der „Fantastici". Wenigstens finden sich in einem Bändchen Gedichte, das diese Gesellschaft herausgab („Poesie de' signori Academici Fantastici; Roma 1637") nicht wenige Kinder seiner Muse(3). An Milton hat er ein lateinisches Epigramm gerichtet, in welchem er den Engländer

preist, der eines dreifachen Dichter-Lorbeers, für die griechische, lateinische, italienische Sprache, werth sei (1). Salsillus war kränklich; Milton widmete ihm daher ein Dankgedicht in lateinischen jambischen Hinkversen (Skazontes), in dem er den Gesundheitszustand des römischen Freundes bedauert. In diesen Versen bringt er eine gut berechnete Wirkung hervor durch den Gegensatz der von ihm erwähnten klassischen Stätten aus der Umgebung Roms, auf denen der warme Hauch des südlichen Himmels ruht, und der eignen nordischen Heimat, an deren rauhe Winde er gedenkt(2).

Zu den römischen Bekanntschaften mag endlich auch ein gewisser Selvaggi gehört haben, welcher Milton in einem lateinischen Distichon als ebenbürtig dem Homer und Virgil preist und vielleicht eine Ahnung davon hatte, dass gerade das Epos die Stärke des Engländers sei(3). Aber auch die landsmannschaftlichen Beziehungen traten in Rom nicht zurück. Man weiss wenigstens, dass Milton, Puritaner wie er war, am 30. Okt. 1638 mit seinem Diener und einigen Landsleuten im „englischen Kollegium“ gespeist hat(4).

Zwei reichbelebte Monate waren verflossen, als er Rom verliess um die Strasse nach Neapel einzuschlagen. Ein glückliches Ungefähr führte ihn während der Fahrt mit einem Eremiten zusammen, durch dessen Vermittlung er an seinem neuen Reiseziele gerade den Mann kennen lernte, dessen Freundschaft mehr als die irgend eines andern Neapolitaners ihm werth sein musste. — Giambattista Manso, Marquis von Villa, geb. 1561, gehörte zu den ausgezeichnetsten Edelleuten seiner Heimat. Mit der Feder nicht minder gewandt als mit dem Schwerte, mit Glücksgütern gesegnet und, ohne direkte Erben, befähigt nach Gutdünken über dieselben zu verfügen, hatte er sich zur Lebensaufgabe gemacht, unter den Augen der misstrauischen spanischen Herrschaft die vaterländische Bildung und ihre Träger nach Kräften zu fördern und zu schützen. Nicht nur, dass er in Neapel die Akademie der „Oziosi“ und das Kolleg „dei Nobili“ gründete: jene nach Art der sonstigen italienischen Akademieen, dieses eine Anstalt um die jungen Adligen Neapels in geistigen und körper-

lichen Uebungen zu bilden: er machte sich selbst als Schriftsteller einen geachteten Namen. Von ihm rührten her „I Paradossi ovvero Dialoghi dell' Amore“ (1608), sodann die zwölf Dialoge „Erokallia“ oder „Liebe und Schönheit“ (1618 und 1628) und „Poesie Nomiche, divise in Rime amorose, sacre e morali“ (1635), eine Sammlung seiner Jugendgedichte. Kein Werk trug ihm aber mehr Ehre ein als die Biographie des unglücklichen Dichters, an dem er selbst zum Wohlthäter geworden war: sein Leben Tasso's (1619). Ein Opfer seines tragischen Geschicks, verfolgt von den wahnsinnigen Gebilden seiner Phantasie, ruhelos umherirrend war der Dichter des befreiten Jerusalem 1588 zur Schwelle des jugendlichen Manso gelangt. Der nahm ihn auf in seiner Villa zu Neapel und Bisaccia, umgab ihn mit aller Sorgfalt rührender Freundschaft, gewährte ihm wiederholt ein gastfreies Obdach und hatte die Genugthuung, dass der von den Furien Gequälte ihn bis zur Todesstunde als getreuen Pylades hoch hielt. Manso's Name tritt im 20. Buch des eroberten Jerusalem (v. 141) als der eines der „Cavalieri magnanimi e cortesi“ auf, Manso heisst einer der Sprecher in Tasso's Dialog „über die Freundschaft“, der schon im Titel diesen Namen trägt, dessen Ruhm im Anfang mit vollen Tönen gepriesen wird. Fortan war Manso's Name mit Tasso's für die Italiener untrennbar verbunden(1).

Noch ein zweiter italienischer Dichter hatte sich Manso's Gunst zu erfreuen: Giambattista Marini (1569—1625). Erst eine spätere Zeit hat über seine schwülstige Affektation und gezierte Sinnlichkeit den Stab gebrochen, damals war sein „Adonis“ in aller Munde, und Manso war stolz darauf, auch diesem Jünger der Musen in seinem bewegten Leben ein Obdach geboten zu haben. Auch mit Marini's Biographie soll er sich beschäftigt haben. Und wie Manso's „Poesie Nomiche“ unter andern schmeichlerischen Versen sechs Sonette von Tasso angehängt sind, so drei von Marini(2).

Einen besseren Führer in der wundervollen Stadt des Südens als den ehrwürdigen siebenundsiebzigjährigen Manso hätte Milton nicht finden können. Unter seiner Leitung verband sich der gegenwärtige Zauber des brausenden Lebens

auf Strassen und Plätzen, des entzückenden Ausblicks auf den Golf und die Inseln und den Vesuv mit der stolzen Erinnerung, dass Tasso's trunknes Auge, von demselben Führer belehrt, dieselbe Schönheit geschaut hatte. Manso erzeigte dem Fremdling, den der Eremit ihm zugeführt hatte, die freundliche Höflichkeit, die man überhaupt an ihm rühmte. „Er führte mich — so erzählt Milton selbst — durch die einzelnen Theile der Stadt und den Palast des Vicekönigs und suchte mich mehrmals in meinem Gasthause auf". Wir dürfen annehmen, dass er ihn auch in seiner Villa nahe bei der Grotte des Posilippo und dem mythischen Grabe Virgil's empfangen hat, in denselben Räumen, aus deren Fenstern Tasso und Marini auf das Meer zu ihren Füssen hinabgeblickt hatten(1). Vielleicht hat er ihn auch in die Gesellschaft der Oziosi eingeführt und mit anderen Berühmtheiten Neapels bekannt gemacht. Doch gab es etwas, das seiner Gastfreundschaft gewisse Schranken setzte. „Beim Abschied entschuldigte er sich sehr ernstlich bei mir, dass er mir nicht noch grössere Dienste erwiesen, wie er es dringend gewünscht hätte. Es sei aber in dieser Stadt nicht möglich gewesen wegen meiner unvorsichtigen Aeusserungen in Sachen der Religion"(2). Ganz dasselbe drückte Manso in einem an Milton gerichteten Distichon aus, mit dem er an eine bekannte Aeusserung Gregor's des Grossen über die angelsächsischen Jünglinge anknüpfte:

Wär' er so fromm als schön, verständig und edel gesittet,
Wahrlich ein Engel erschien' dann mir der englische Gast(3).

Die Verse, welche Milton bei seinem Scheiden aus Neapel dem Gastfreund als Gegengabe zurückliess, zeigen, dass dieser leise Vorwurf ihr Verhältnis nicht hat trüben können. — Milton's Absicht war gewesen, mit Neapel seine Reise noch nicht abzuschliessen, sondern noch Sicilien und Griechenland aufzusuchen. Aber die Nachrichten, die er (gegen Ende des Jahres 1638) in Neapel aus der Heimat erhielt, mahnten ihn ab von der Erfüllung dieses Lieblingswunsches. Der lange zurückgehaltene Sturm drohte endlich loszubrechen. Schottland war in offnem Aufstand, das englische Volk brachte

dem Nachbarlande seine Sympathieen entgegen, die Verlegenheiten des Königs wuchsen, die Revolution stand vor der Thür. Unter solchen Umständen entschloss sich Milton dazu, den Rückweg einzuschlagen. „Es schien mir, — sagt er —, unwürdig zum Vergnügen gemächlich umherzureisen, während die Mitbürger zu Hause für die Freiheit kämpften(1)." Ehe er aber Neapel verliess, sandte er dem Manso, „um sich dankbar zu erzeigen", eine grosse Epistel in lateinischen Hexametern(2). In geschmackvoller Weise ohne pomphafte Aufdringlichkeit preist er den italienischen Mäcenas. Seine Verbindung mit Tasso und Marini, das Grabdenkmal, das er diesem gesetzt, die schriftstellerischen Werke, die er beiden gewidmet hatte, werden erwähnt. Milton, der von ferne Gekommene, wünscht dem „Vater Mansus" ein langes Leben und bittet ihn die nordische Muse nicht zu verschmähen. Ist doch schon ein Mal einer ihrer Jünger, Chaucer (Tityrus, wie er hier mit Spenser'schem Ausdruck genannt wird), zu diesen südlichen Landen gezogen. Und wie er nun weiter den „von den Göttern geliebten Greis" zu preisen nicht müde wird, in eleganter Verwerthung des antiken Mythen-Stoffes, zumal den Spuren des Euripides folgend, legt er gegenüber dem italienischen Schöngeist den Beweis dafür ab, dass auch ihm im „kälteren Norden" der Geist der Renaissance aufgegangen ist. Am merkwürdigsten aber ist die Stelle, wo er mit einer feinen Wendung in stolzer Zuversicht seine eignen poetischen Pläne andeutet (v. 78 ff.):

Möchte ein gütig Geschick mir solchen Freund doch gewähren,
Welcher die Jünger Apoll's würdig zu kränzen verstände,
Wenn ich das Königsgeschlecht der Heimat einstmals besinge,
Arthur, der sich im Reiche der Feen zum Kampfe noch rüstet,
Oder die tapfre Schaar der Tafelrunde, die Helden,
Innigem Bunde vereint, und, (reicht mir die Kraft zum Beginnen),
Unter der Briten Gewalt die sächsischen Reihen zerschmettre.

Nach Sitte der Alten gab Manso dem Scheidenden, der ihn so schmeichelhaft besungen, Gastgeschenke mit auf den Weg, zwei Becher mit reicher Schnitzerei nach eigner Erfindung von seiner Hand geziert(3), und suchte auch so zu

mildern, was etwa Verletzendes in seinen frommen Vorwürfen und in seinem ironischen Epigramm enthalten gewesen sein konnte.

Milton hatte nur zu bald Gelegenheit zu bemerken, dass Manso mit seinem Urtheil nicht allein stand. Als er den Boden Italiens betrat, hatte er, entgegen dem Warnungsruf „I pensieri stretti e il viso sciolto“ sich zum Grundsatz gemacht, mit seiner Meinung über Gegenstände der Religion in keiner Weise hinter dem Berge zu halten. Nicht dass er ohne jeden Anlass seine abweichende Meinung den anders Denkenden aufgedrängt hätte, aber, von ihnen befragt, gieng er mit unerschrockener, vielleicht nicht selten satirischer Sprache aus sich heraus. Allzudeutlich stellten sich ihm inmitten der verfeinerten Kultur die unseligen Folgen der Priesterherrschaft auf Schritt und Tritt dar, als dass er hätte schweigen können oder wollen. Die florentiner Freunde nahmen seine „Freiheit der Sprache mit ausserordentlicher Nachsicht“ auf, einzelne Italiener gaben ihm im Gespräch die Verderblichkeit der jesuitischen Einwirkung auf die Jugend und Erziehung zu, aber nicht überall konnte der Freimuth des redegewandten Ketzers auf gleiche Verzeihung rechnen (1) Er war im Begriff, nach Rom zurückzukehren, als ihn Kaufleute, gestützt auf briefliche Nachrichten, vor der Ausführung dieses Planes warnten. Englische Jesuiten sollten es in Rom auf ihn abgesehn, ihm dort einen Hinterhalt gelegt haben. Er hätte nicht Milton sein müssen, um nicht noch fester in seinem Vorsatze zu werden. Er kehrte nach Rom zurück und verweilte dort wiederum fast zwei Monate. Er erzählt uns nichts von den Einzelheiten dieses zweiten Aufenthaltes in der ewigen Stadt, nichts über seinen erneuten Verkehr mit Holstenius, Salsillus, sein Erscheinen in den Akademieen oder dem Palast Barberini's, aber er versichert: „Wenn ich darum gefragt wurde, verbarg ich niemandem, wer ich sei und, wie zuvor, vertheidigte ich in der Stadt des Pabstes selbst die wahre Religion („orthodoxam religionem“) mit grösstem Freimuth, wenn jemand sie angriff (2)“. Als die Zeit seines römischen Aufenthaltes abgelaufen war, schlug er (etwa Mitte Februar 1639) den Rückweg nach Florenz ein. Mit Ungeduld hatten

die Freunde ihn erwartet, sie empfiengen ihn „nicht anders, als wäre er in sein Vaterland zurückgekehrt“. Die Tage in Florenz werden verflossen sein wie die des ersten Besuches, getheilt zwischen dem Genuss von Kunst und Natur, freundschaftlicher Geselligkeit und wissenschaftlicher Belehrung. Wie bemerkt, wurde vielleicht erst damals Milton's Bekanntschaft mit Galilei vermittelt. Näheres erfahren wir über jene Zeit nicht, nur der schon erwähnte Brief an Holstenius vom 30. März 1639 macht Mittheilung von dem vergeblichen Versuche, für diesen römischen Freund Abschriften aus einem medicäischen Codex zu nehmen, der sich in der streng gehüteten Laurentiana befand. Neue zwei Monate wurde Milton durch die Arno-Stadt gefesselt, nur ein Paar Tage entzog er ihr um Lucca zu besuchen, eine Stadt, aus der das Geschlecht des Jugendgenossen Diodati entstammt war. Dann kam die Stunde, welche gebot, auch von der Hauptstadt Toscana's und den florentiner Freunden Abschied zu nehmen, und jeder Abschied bedeutete einen Schritt nordwärts, der Grenze des herrlichen Landes näher. Er überschritt die Apenninen und berührte auf seinem Wege Bologna, den Sitz der altberühmten Universität, und Ferrara, die ehemalige Residenz der Este, mit der die Namen Ariost's und Tasso's für immer verknüpft waren. Vielleicht ist es die lebhafte Erinnerung an diese Heroen der Literatur des Landes, der Wunsch in ihrer Sprache mit ihnen zu wetteifern, gewesen, was Milton antrieb einige italienische Gedichte in sein Reise-Tagebuch einzuzeichnen, die wenn nicht sämmtlich, so doch zum Theil zu eben dieser Zeit entstanden zu sein scheinen. Es sind fünf Sonette und eine Kanzone, nach dem Urtheil von Italienern ziemlich korrekt in der Form, von melodischem Fluss, nur hie und da, vor allem im vierten Sonett, entstellt durch schwülstige und gesuchte Bilder, wie der falsche literarische Geschmack der Zeit nach dem Vorgang Marini's sie liebte.

Uns sind diese Dichtungen nicht nur wegen ihres ausländischen Gewandes merkwürdig, sondern auch wegen ihres Gegenstandes, dem wir noch nicht häufig in Milton's Versen begegnet sind. Die Liebe, von deren Wonnen und Schmerzen

junge Poeten nie genug zu singen wissen, wird von Milton's ernster Muse sehr stiefmütterlich behandelt. Selbst wo er gesteht vom unentrinnbaren Pfeil getroffen zu sein, kommt es niemals zur rückhaltlosen Aeusserung eines überwallenden, sinnlichen Empfindens. In diesem Punkt hat der Puritaner dem Poeten entschieden geschadet. Diese italienischen Strophen sind indess Liebes-Gedichte reinsten Wassers, mitunter nur der Abklatsch der konventionellen erotischen Phraseologie, meistens aber der unverkennbare Ausdruck wahrer Leidenschaft. Und es ist nicht mehr die zartere Schönheit des Nordens, welche der Dichter preist: Blonde Locken, „Amors goldenes Netz", und der rosige Hauch weicher Wange. Ein anderes Schönheitsideal ist ihm im Süden aufgegangen: Stolze Gestalt, dunkle Brauen und feurige Augen. Verlorene Mühe, dem Modell dieses südlichen Schönheitsbildes nachzuspüren, wenn anders die sechs Gedichte überhaupt auf eines allein abzielen. Ganz willkürlich sind sie sämmtlich auf Leonora Baroni bezogen, weil im ersten und dritten Sonett von dem herrlichen Gesang der Schönen die Rede ist. Bemerkenswerther ist, dass gleichfalls in dem ersten Sonett der Schauplatz an den „Reno" verlegt wird, einen Strom, den Unkundige mit unserm Rhein verwechselt haben, unter dem aber vielmehr der Fluss in der Nähe von Bologna gemeint ist. Eben dies hat uns berechtigt, jene italienischen Gedichte an dieser Stelle zu erwähnen(1). — Das nächste Ziel nach Bologna und Ferrara war Venedig. Die Lagunen-Stadt mit allem, was sie Grossartiges in sich barg, fesselte den Wanderer einen Monat(2). Noch ein Mal trat ihm das bunte, rauschende Leben der südlichen Gross-Stadt entgegen, und noch viele Jahre nachher spricht er von dem Lärmen der Gaukler, Quacksalber, Salbenverkäufer und Marktschreier, die dort ihre wohlduftende und heilkräftige Waare anpriesen. Hier in Venedig schiffte er auch die Schätze ein, die er während der Reise gesammelt hatte. Er selbst erwähnt nur Bücher, sein Neffe Phillips, der die Gegenstände oft genug wird gesehn haben, spricht auch von „einem oder zwei Kistchen auserlesener Musikwerke der besten italienischen Meister, die da-

mals blühten, Luca Marenzo (Marenza, Marenzio), Monte Verde, Horatio Vecchi, Cifa (Cifra), Fürst von Venosa und anderer(1)." Auch die Gastgeschenke, die ihn in der Heimat an die fernen Freunde erinnern sollten, werden einen Theil der Fracht ausgemacht haben. Mit leichtem Gepäck konnte er weiter reisen. Verona und Mailand hielten ihn nur kurze Zeit auf, dann gieng es den Alpen entgegen; ein letzter Rückblick auf das unvergessliche Land, und der Saumpfad über den grossen St. Bernhard entführte ihn unwiderruflich seinen gesegneten Marken.

Milton wollte an der Königin des Leman nicht vorbeigehn. Die Stadt Genf war ihm nicht bloss wie jedem englischen Puritaner die ehrwürdige Burg Gottes, auf deren Zinnen das Banner Calvin's entfaltet worden war, aus deren Thoren Jahr für Jahr gelehrte und muthige Streiter für die reine Lehre in alle Lande auszogen. Er hatte noch einen besonderen Grund, für kurze Zeit in ihr einzukehren. Hier lebte und wirkte als ein treuer Diener der Kirche neben den Spanheim, Tronchin, Le Clerc der berühmte Giovanni Diodati, dessen Name Milton seit frühester Jugend vertraut sein musste, der bei vorübergehendem Aufenthalt in England (1627) ihm vielleicht persönlich bekannt geworden war(2). Er war der Onkel seines Jugendfreundes Karl Diodati, genau bekannt mit Wotton, auf dessen Antrieb er nach Venedig gekommen war, um sich der Reform-Arbeiten eines Paolo Sarpi und anderer Venetianer anzunehmen, deren Kampf gegen Jesuitismus und Pabstthum zeitweilig die kühnsten Hoffnungen in protestantischen Herzen erweckt hatte. Seine Bemühungen für die Sache seiner Glaubensgenossen in Italien und Frankreich, seine Theilnahme an der Dordrechter Synode, seine italienische Bibel-Uebersetzung, eine stattliche Anzahl theologischer Arbeiten, endlich seine praktische Wirksamkeit als Lehrer und Prediger in seiner Vaterstadt(3) hatten seinen Namen zu einem der ersten in der reformirten Welt gemacht. Was Wunder, dass Milton sich sehnte, nachdem ihn die „Weihrauch-geschwängerte katholische Atmosphäre Italiens" so lange umfangen hatte, hier in vollen Zügen die scharfe und reine

Luft des Calvinismus zu athmen! Er war ein täglicher Gast des angesehenen Theologen in derselben Villa am östlichen Ufer des Sees, die schon so manchen seiner Landsleute, wie John Cook, Isaak Wake beherbergt hatte und welche in unserm Jahrhundert einen zweiten grossen Dichter von jenseits des Kanals in ihre Mauern aufnahm: Lord Byron(1). Unzweifelhaft lernte er durch Diodati's Vermittlung einige der gelehrten Grössen von Genf kennen. Das kleine Gemeinwesen, welches trotz seiner Kleinheit eine europäische Macht war, forderte seine Bewunderung heraus. Jahre nachher rühmt er, wie es sich in engen Grenzen, zwischen mächtige Nachbarn eingekeilt, durch kluge und energische Politik auszeichne, Frieden und Freiheit bewahre und seinen Bürgern mit mehr Erfolg gewähre, was kaum die reichsten und mächtigsten Könige ihren Unterthanen zu bieten im Stande seien(2). — Auch ein charakteristisches Zeichen von der Hand des ernsten Dichters ist uns aufbewahrt, welches er in der ernsten Stadt Calvin's zurückliess. Man kennt das Album eines neapolitanischen Edelmannes, des Camillus Cardonius (Cardouin, Cerdogni), der seit 1608 mit seiner Familie in Genf lebte und Engländern daselbst Sprachunterricht ertheilte. Die Familie gehörte vermuthlich der Gemeinde reformirter Flüchtlinge an, und es war leicht durch Diodati mit ihr bekannt zu werden. Viele Engländer und Schotten (z. B. Walter Strickland, John Cook, George Thomason, John Junius „a Scotch Scholar") treten in diesem Album mit Gedenkzeilen auf. Kein Geringerer als Thomas Wentworth (z. J. 1612) erscheint darunter. Für 1639 nennen sich z. B. Richard d'Ewes, Edw. Ayscough und zum eilften Juni 1639 ein gewisser Daniel Boughton. Am Tage vorher hatte sich Milton in folgender Weise mit Benutzung der Schlussverse seines Comus eingezeichnet:

— if Vertue feeble were
Heaven itselfe would stoope to her.
Coelum non animum muto dum trans mare curro. —
Junii 10. 1639. Joannes Miltonius Anglus(3).

Es war gleichsam der Scheidegruss, den er der Fremde zurief. Denn von Genf führte ihn der Weg wieder durch

Frankreich an denselben Stätten vorbei, die er schon das Jahr vorher berührt hatte, bis er die Meeresküste erreichte, von wo ihn das Schiff zum heimatlichen Boden hinübertrug. Etwa Anfang August 1639 betrat er ihn wieder; ungefähr funfzehn Monate hatte er im Auslande verweilt (1).

Die Zeit der Wanderjahre war vorüber. Sie war für Milton von unschätzbarer Bedeutung. Für einen von Haus aus so strengen und keuschen Geist war die Bekanntschaft mit der üppigen Farbengluth und Formenfülle des Südens doppelt wünschenswerth; der Dichter konnte nur durch sie gewinnen. Wohl hatte die glänzende Aussenseite dieser italienischen Kultur sein scharfes Auge über ihren inneren Verfall nicht getäuscht. Er hatte die Weisen des Landes klagen hören über die „Sklavenketten, die dem Geiste angelegt seien“, sie hatten ihm gestanden, dass „während vieler Jahre in ihrem Lande nichts geschrieben sei als Süsslichkeit und Schwulst“, sie hatten ihn glücklich gepriesen, „dass er in einem Lande der Gedankenfreiheit geboren worden (in such a place of philosophic freedom, as they supposd' England was). Und das erhob ihn und liess ihn die rein ästhetische Seite der Bildung nicht überschätzen. „Obwohl ich wusste, dass England gerade damals unter dem Joche der Prälaten am schmerzlichsten seufzte, nahm ich doch den Glauben anderer Völker an seine Freiheit für ein Pfand künftigen Glückes (2)“. Aber freilich ohne Kampf konnte dies Glück nicht errungen werden, und der Kämpfer musste reinen Herzens sein, wenn er sich mit dem Glauben an den Sieg seiner Sache durchdringen wollte. Auch dieser Stolz auf die innere Lauterkeit war ihm während der Wanderzeit nicht verloren gegangen: „Ich rufe Gott zum Zeugen an, dass ich an all' jenen Orten, wo so manches erlaubt ist, rein und unbefleckt von Schmach und Schande gelebt habe, niemals von dem Gedanken verlassen, dass ich wohl vor den Augen der Menschen, aber nie vor den Augen Gottes mich bergen könne (3).“

Von diesem Gefühl getragen begann er eine neue Epoche.

Anmerkungen und Anhänge.

Häufig gebrauchte Abkürzungen.

P. W. = The Poetical Works of John Milton. Ed. with Introduction, Notes and an Essay on Milton's English by David Masson. 3 Vols. London, Macmillan and Co. 1874.

W. = The Works of John Milton in Verse and Prose pr. from the original editions with a Life of the author by the Rev. John Mitford. 8 Vols. Bickers and Son, London and Eton. 1867. (Facsimile der Ausg. v. Pickering, 1851.)

Aubrey = A. (Collections for the Life of Milton) s. Anhang I.

Wood = W. Athenae et Fasti Oxonienses. Ed. 1721 (Leider liegt mir die Ed. Bliss nicht vor).

Phillips = P. Life of Milton (Zuerst vor Milton's „Letters of State" 1694), abgedruckt, wie auch Aubrey, bei W. Godwin: Lives of Edward and John Philips, nephews and pupils of Milton etc. London, 1815. App. II.

Todd = T. Some Account of the Life and Writings of John Milton, letzte Auflage 1826 in s. Ausgabe der „Poetical Works of Milton".

Keightley = K. An Account of the Life, Opinions and Writings of J. Milton. London, 1855.

Masson = M. The Life of John Milton narrated in connexion with the Political, Ecclesiastical and Literary History of his Time, bis jetzt 3 Vols. 1859—73. London, Macmillan and Co.

Liebert = L. Milton. Studien zur Geschichte des englischen Geistes. Hamburg, Meissner. 1860.

Hunter = H. Milton. A Sheaf of Gleanings after his Biographers and Annotators. London. J. Russell Smith. 1850.

Marsh = J. Fitchett M. Papers connected with the affairs of Milton and his family (Chetham-Society 1851).

Hamilton = W. Douglas H. Original Papers illustrative of the Life and Writings of J. Milton (Camden-Society 1859).

Sotheby = Samuel Leigh S. Ramblings in the Elucidation of the Autograph of Milton. London, 1861.

Br. M. = British Museum.

C. S. P. = Calendar of State Papers.

C. J. und L. J. = Commons' Journals und Lords' J.

Anmerkungen.

Einleitung.

Seite

11 [1]) Gneist: Das Englische Verwaltungsrecht (2. Aufl. 1867) I. 533, Gesch. d. Selfgovernment (2. Aufl. 1863) I. 255.

13 [1]) John Langton Sanford: Studies and illustrations of the great rebellion, 1858, p. 34.

Erstes Kapitel.

14 [1]) Defensio secunda. W. VI. 286. Aubrey. Phillips. (Er verwechselt offenbar das Milton bei Abingdon in der Grafschaft Berks mit dem Milton in Oxfordshire, auf das er abzielt.) Wood (Fasti I. 262). Vgl. Burmanni Sylloges epistolarum a viris illustribus scriptarum (Leidae 1727) T. III. 603, N. Heinsius an J. Vossius 1651 15. Kal. Junii „Ludovicus Elzevirus adfirmat certo sibi constare, hominem (Milton) esse et nobili loco natum et opulentum“ etc. ähnlich 276, dagegen 618, Vossius an Heinsius 8. Juli 1651 „non quidem nobili, sed tamen generosa, ut ipsi loquuntur, ortum stirpe“ (mit Berufung auf seinen Oheim Junius)

15 [1]) Masson: I. 6. Hunter: 6 ff.

[2]) Die beiden Testamente, datirt v. 21. Nov. 1558 und 9. März 1560—61, eröffnet im März 1559 und 14. Jan. 1560—62 sind aufgefunden von Masson (s. I. 15, 16) in Oxford, Bishop's Registry. „Rowland Milton“ ist vielleicht identisch mit dem bei Hunter 4 erwähnten. Zweifelhaft bleibt, ob die in Agnes' Testament genannte „daughter“ Richard Milton's Frau bezeichnen soll.

16 [1]) Hunter 2, vgl. Burn: Eccles. Law, Ed. Phillimore III. 408. Die 1859 von Mr. Hyde Clarke gemachte Entdeckung (s. u.) stellt ausser Zweifel, was zur Zeit, als Hunter und Masson schrieben, noch nicht ganz feststand, dass des Dichters Grossvater Richard Milton geheissen und in Stanton St. John's gewohnt habe. Die Lage dieses Dorfes entspricht auch den Worten bei Aubrey im Stammbaum, möglich immerhin, dass zeitweise Holton (Halton) der Wohnsitz des Richard M. gewesen ist.

Seite

17 [1]) Aubrey, Wood, Phillips.

[2]) Athenäum, Nr. 1638 (1859 March 19) p. 390; vgl. daselbst die Bemerkungen Mr. Hyde Clarke's, des Entdeckers.

[3]) Danach wäre der ältere John Milton 1578 oder 1579 geboren und hätte, da das Datum seines Todes feststeht (1647), ein Alter von 68 oder 69 Jahren erreicht, was allerdings mit Aubrey's Angabe nicht stimmen würde, dass er zu 84 Jahren ohne Brille gelesen habe. Vgl. Athenäum a. a. O.

[4]) Das erste Kind („a chrisom child" d. h. welches vor der Taufe starb) ward am 12. Mai 1601 begraben. Masson I. 27.

18 [1]) Aubrey. Man darf vermuthen, dass das Haus zum „Spread-Eagle" unter dem „new shop of John Milton, scrivener in Bread Street, London" verstanden ist, welcher in einem von Hunter entdeckten Dokument (Br. M. Landsdowne Mss. 241 f. 58 in Kopie) erwähnt wird; s. Hunter 10, Masson I. 1, 2. Masson verweist a. a. O. auf ein zweites an gleicher Stelle f. 363 befindliches Dokument, das, aus dem Bureau des alten Milton hervorgegangen, von Hunter übersehen worden ist. Die Gefälligkeit des H. E. Maunde Thompson setzt mich in Stand noch ein drittes Aktenstück der Art, und zwar im Original, nachzuweisen. Es befindet sich gleichfalls im Br. M. Harl. Charter 112. D. 19. Es ist ein Schuldschein, durch den sich Thomas Shelley von Worminghurst, John Alford von Affington und Sir Henry Goring von Burton co. Sussex verpflichten, der Schneiderin Anna Stone von London 210 £. zu zahlen, zahlbar „at the nowe dwelling house of John Milton, Scrivener, in Bread streete in London. Dat. 2. Dec. 1615. Signed in the presence of William Bolde servant of John Milton."

[2]) S. d. Abbildung in Stow: The Survey of London etc. Ausgabe von 1633, p. 638, ferner bei R. Seymour: A Surveye of the cities of London and Westminster 1735, II. p. 386. „Their Arms are: Azure, an Eagle with Wings expanded, holding in his Mouth a Penner and Jnkhorn, standing on a Book, al Or."

[3]) Jetzt in einem der Schaukasten des Br. M. s. ein Facsimile in Mitfords Ausg. v. M. Werken I. CLXXXIX und P. W. I. 4, vgl. den heraldischen Eintrag in Add. Ms. Br. M. 12225 f. 162 „Mylton: Argent a doubleheaded eagle, displayed gules, beaked and membered azure." Masson I. 4; über ein etwas abweichendes Silber-Petschaft, dessen Geschichte bis auf Deborah, des Dichters jüngste Tochter, zurückzuverfolgen ist, s. Marsh: (Chetham Society Vol. XXIV p. 21) und Masson I. 3, dessen Entscheidung der sich hieran knüpfenden Streitfrage gewiss zu billigen ist.

[4]) Extract from the Register of Allhallows, Breadstreet bei Todd I. 1.

19 [1]) S. die Daten vorzüglich aus den Registern von Allhallows bei Masson I. 27. 22, vgl. den Anhang über die Genealogie von Milton's Mutter.

Seite

19 [2]) Aubrey. Defensio secunda W. VI. 286 „probatissima et eleemosynis per viciniam potissimum nota."

[3]) Ueber Stocke: Wood: Fasti I. 150, seine Grabschrift in Seymour: Survey of the Cities of London and Westminster 1733, S. 708. Einige Briefe von Gataker's Hand im Berner Staats-Archiv (Conv. Archiv VIII, Epit. hist. et epist. viror. claror.)

[4]) Diese Biographien in lexikographischer Form befinden sich unter den Mss. Wood's in der Bodleiana, Nr. 8564 des Katalogs, der Band selbst bezeichnet: Wood. 19. D. S. 133: „Milton John a musitian living in the reigne of Elizab. and K. Jam. wea have some of his compositions in the publick musick school at Oxon. but whether he hath any extant I cannot tell."

20 [1]) Todd VI. 336, Hunter 11.

[2]) Vielleicht Moritz von H.-Kassel, vgl. Cohn: Shakespeare in Germany, 1865, Reg. Eine Verwechselung beider Nachrichten erscheint mir immerhin möglich. Aubrey spricht von dem ersten Fall und von einem „song of fourscore parts", Phillips nach Hörensagen von dem zweiten und von einem „In Nomine of forty parts."

[3]) Silvarum L. Ad Patrem, 56—60 P. W. III. 79, vgl. Aubrey (dessen Worte „he had an organ" etc. ich freilich auf d. Dichter beziehe), Phillips.

21 [1]) On Education (W. IV. 391) s. u. B. II. K. 6.

[2]) At a Solemn Musick, P. W. II. 412. L'Allegro v. 135. Par. L. I. v. 549 ff. Wood sagt, dass er in der Musik „became excellent and by the help of his Mathematics could compose a Song or Lesson .. He had a delicate tuneable voice, an excellent ear, could play on the Organ and beare part in vocal and instrumental Music."

[3]) Ad Patrem Silvar. L. VI. 335.

[4]) Dies Sonett zuerst erwähnt bei Todd I. 4, abgedruckt, wenn auch modernisirt bei Hunter 12, Masson I. 43, befindet sich unter der Ueberschrift: „Johannes Melton Londinensis civis, amico suo viatico in Poesis Laudem S. D. P." auf Fol. 2[b]. des Ms. „The corrected historie of Sir Gwy, Earle of Warwick, surnamed the Heremite, begun by Don Lidgate, monck of St. Edmundes Berye; but now dilligentlie exquired from all Antiquitie by John Lane 1621." (Br. M. Harl. Mss. 5243, nicht 6243, wie bei Hunter steht.) Vermuthlich ist, was wir in Harl. Ms. 5243 vor uns sehen, die Kopie eines Clerk, den Lane vielleicht in dem Bureau seines Freundes Milton, des Notars, am leichtesten fand. Das Ganze ist von derselben Hand geschrieben, mit Korrekturen von einer anderen, möglicherweise der des Autors, durchzogen, vgl. die Bemerkungen von Zupitza: Zur Literaturgeschichte des Guy von Warwick in d. Sitzungsberichten der Wiener Ak. 1873. Bd. 74, p. 645.

Seite

21 [5]) Hunter a. a. O. Masson I. 42.

22 [1]) E. Phillips: Theatrum Poetarum Anglicanorum, first publ. in 1675 and now enlarged by additions etc. 1800, p. 318. Er nennt ihn „a fine old Queen Elizabeth's gentleman".

[2]) Masson I. 43.

[3]) Dunster: Considerations on Milton's early reading etc. 1800, S. 7, 55, 230.

[4]) S. o. S. 18, Anm. 1; ferner W. Douglas Hamilton 45.

23 [1]) Stow: Survey of London 1599 (verglichen mit der Ausgabe von 1633 und mit der Ausgabe von John Strype 1720) S. 279 ff. Leider stand mir für die folgende Schilderung die Ausgabe Stow's von 1603 und Cunningham's Handbook of London nicht zu Gebote, nützlich war mir Pauli: London im Mittelalter, in den Bildern aus Alt-England, 2. A., 1876, obwohl sich der Essay auf eine frühere Epoche bezieht, und vorzüglich W. B. Rye: England as seen by foreigners in the days of Elizabeth and James I. 1865, woselbst Kichel, Hentzner etc. herangezogen werden, vgl. Vatke: Ein Gang durch London z. Zeit Jakobs I. (Im neuen Reich 1873.)

24 [1]) S. die im Folgenden noch mehrfach benutzten „Reisen des Samuel Kichel von Ulm", herausgegeben von Hassler in der Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart 1866, Nr. 86. Kichel berichtet vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts in naiver Treue. Nach Cunningham's Angabe (Masson I. 29) rechnete man 1603 die Einwohnerzahl von London auf 150,000, nach Correr's Relation um 1610 (Rye 272) auf 300,000.

25 [1]) Kichel's Reisen S. 24.

26 [1]) Kichel's Reisen S. 23.

[2]) Kichel: „Ittem es gübt auch ballheüser, werden auch täglichen commedien gehalten, sonderlichen lustig zuzusehn, wann der königin comedianten (er war zur Zeit Elisabeth's dort) agiren, aber einem frembden, der düe sprach nicht kan, verdrüslich, das ers nicht verstöth" etc. eine für die Geschichte des englischen Bühnen-Wesens nicht uninteressante Stelle. Vgl. im ganzen bei Strype das Kapitel: „Sports and Pastimes".

27 [1]) The Art of living in London OR A Caution how Gentlemen, Countreymen and Strangers, drawn by occasion of businesse, should dispose of themselves in the thriftiest way, not onely in the Citie, but in all other populous places. As Also A direction to the poorer sort that come thither to seeke their Fortunes. By H. P(echam) Printed for John Gyles and are to be sold by Samuel Rand, at his shop at Barnards June in Holborne. 1642. 4 Bl. 4°. Br. M. E. 145|20.

[2]) The Reason of Church Government (W. III. 144.) Vgl. Defensio secunda, W. VI. 286 i. f.

Seite

27 [3]) S. früher Zerstreutes über T. Young nunmehr zusammengestellt in David Laing: Biographical Notices of Thomas Young. S. T. D. Vicar of Stowmarket Suffolk. Edinburgh 1870.

28 [1]) „who cutt his haire short".

[2]) S. die Nachbildung durch Photo-Zinkographie vor dem Werkchen von Laing, daselbst S. 18 Nachrichten über die Geschichte des Bildes.

[3]) Masson I. 51, Laing a. a. O. S. 15, Anm. 1.

29 [1]) S. d. Gesch. d. Bildes, jetzt im Besitze von E. Disney, Esq. of the Hyde, b. J. F. Marsh: On the engraved portraits and pretended portraits of Milton i. d. Transactions of the hist. soc. of Lancashire and Cheshire XII. (1860), 144, daselbst S. 136 einen Stich und einen anderen vortrefflichen von E. Radclyffe, bei Masson I. nach einer vom Original genommenen Photographie.

[2]) Lappenberg: Th. Young Capellan der Court der Merchant-Adventurers zu Hamburg in d. Ztschr. des Vereins f. Hamb. Gesch. I. 309—313, II. 649—651. Weitere Nachforschungen, die mein Freund Dr. Koppmann die Güte hatte anzustellen, blieben erfolglos. Lappenberg setzt sonderbarer Weise die 4. Elegie Milton's in's Jahr 1620, indem er 1603 f. d. Geburtsjahr des Dichters hält und knüpft daran irrige Folgerungen betreffend den Sinn der Verse 71—74.

30 [1]) Die Datirung dieser Elegie, zusammengehalten mit Ep. fam. 1., macht ausserordentliche Schwierigkeiten. Der Versuch, diese dadurch zu lösen, dass man einen vorübergehenden Aufenthalt Young's in England Anfang 1625 annimmt, wie ihn Masson P. W. III. 494 ff. gemacht hat, scheint mir überkünstlich. Auch aus anderen Gründen, die sich in Gött. Gel. Anz. 1875, 842—844, auseinandergesetzt habe, glaube ich annehmen zu dürfen, dass Milton sich (wie im Falle von Silvarum Nr. 1) in der Datirung des Gedichtes geirrt hat, und dass sie „Anno aetatis 16" lauten sollte. — Man möchte glauben, dass Young's Unterricht auf die Bildung von Milton's Handschrift eingewirkt habe, wenn man die Probe von Young's Handschr. (b. Laing 24) mit dem cambridger Ms. vergleicht.

[2]) Die ausführlichsten Nachrichten über diese Schule finden sich zusammengestellt bei Stow ed. Strype, 1720, I. 163—169, vgl. über Colet: Wood Ath. Ox. I. 11, Weber: Geschichte der akatholischen Kirchen und Secten von Grossbritannien. Leipzig 1845, I. 143 ff. Knight: The Life of Colet 1823 und Seebohm: The Oxford Reformers 1867 liegen mir nicht vor.

31 [1]) S. dies Urtheil über Al. Gill sen. (geb. 27. Febr. 1564, gest. 17. Nov. 1635) bei Wood Ath. Ox. I. 602. Daselbst eine Aufzählung der Werke Gill's u. a. Logonomia Anglica, Qua Gentis sermo facilius addiscitur, von der mir die zweite Auflage von

Seite

1621 vorliegt (London, Excudit Johannes Beale), vgl. Strype a. a. O. S. 168.

32 [1]) In der Bodleiana unter den Mss. Aubrey's befindet sich in demselben Bande, der die Lebensbeschreibung Milton's enthält, S. 28 die Biographie des Dr. Thomas Triplett (s. über ihn Wood Fasti II. 145). Von diesem heisst es: „He went to school to Dr. Gill as appeares by his Ballad, which will last longer than any Sermon that ever he made . . Our common friend George Ent went to school to him who told me that he had forgot the smart of his old master Gill." Am Rande: „Dr. . . Gill (the father) was a very ingeniose person, as may appeare by his writings: notwithstanding he had moodes and humours as particularly his whipping fitt" . . . S. 29 folgt die Ballade, deren Ton so derb ist, dass ich nur die Anfangsverse hierher setzen will: In Paul's churchyard in London | There dwells a noble Firker | Take heed ye that pass | Lest you tast of his Lash etc. Am Rande steht unter anderem: „Dr. Triplet came to give his master a visit and he whipt him." Ebenda steht ein Gedicht auf Gill, den Sohn, worüber u. K. 2.

[2]) Das im Text Gegebene stützt sich auf Wood Ath. Ox. II. 22 (daselbst eine Liste der gedruckten Werke des Al. Gill jun., unter denen die *παρεργα* sive poetici conatus etc., London 1632, hervorragen, und derer, die Wood im Ms. gekannt hat). Strype a. a. O. S. 168. Die im Staatsarchiv aufgefundenen Gedichte sind abgedruckt bei W. D. Hamilton 65 ff., über den Streit der Gills mit Ben Jonson s. Kap. 4.

33 [1]) Grundlage der Nachrichten über Diodati's Familie und ihn selbst ist das bei Todd VI. 171, 359, Hamilton 45, Masson II. 81, P. W. z. d. betr. Gedichten und Preface, T. W. Jones: Life of W. Bedell (Camden-Society 1872), S. 141, 142 Zusammengestellte. Die wichtigsten Quellen über das Verhältnis Milton's zu Karl Diodati bilden die folgenden auf diesen bezüglichen Erzeugnisse des Dichters: Eleg. I, VI, Epitaphium Damonis im Silvarum Liber, das 4. italienische Sonett, Epist. famil. Nr. 6, 7. „Lepidum sodalem" nennt ihn Milton Eleg. I., 7. Vergl. zwei griechische Briefe Diodati's an Milton, abgedruckt bei Mitford: Life of Milton, vor der Ausgabe der Werke I. pp. CX, CIII, CXIV.

34 [1]) „if such might be gotten", s. Strype a. a. O. S. 165 und ebenda die Belege für das im Text Mitgetheilte. Zu Strype's Zeiten kürzten die Lehrer, wie er berichtet, den oben angeführten Spruch faulen Schülern gegenüber der Art ab, dass sie sagten: „aut disce aut discede."

35 [1]) Auch hier zeigt sich der Verfasser als strenger Kritiker, S. 145: „In summâ, ita lasciviunt poetae nostri in carminum generibus, in

Seite

rhythmis, et utriusque mixturis, ut nihil fere excogitari possit, cujus exempla apud illos abunde non reperies.“

36 [1]) Man vergleiche: Silvarum Liber Ad Patrem die Verse 82—84, welche Masson I. 67 schon hier anzieht, während er sie P. W. III. 528 erst auf die Universitäts-Zeit bezieht.

[2]) Defensio secunda W. VI. 286, 287: Pater me puerulum — Cantabrigiam misit, vgl. Aubrey. Wood sagt: there (nämlich in Cambridge) as at School for 3 Years before 't was usual with him to sit up till midnight at his book, which was the first thing that brought his eyes into the danger of blindness. Vgl. Phillips.

37 [1]) The Works of Abraham Cowley in two volumes, 1710, II., 782.

39 [1]) Geb. 1563, gest. 1618, s. Wood Athen. Oxon. I. 594, E. Phillips: Theatrum Poetarum Anglicanorum (Ed. 1800), S. 277, Charles Dunster: Considerations on Milton's early reading and the stamina of his Paradise Lost etc. 1800, S. 224 ff. Eine neue Ausgabe J. Sylvester's ist angekündigt von A. B. Grosart für die „Chertsey Worthies Library.“

[2]) S. o. S. 22. Ich wiederhole absichtlich die kühnen Vermuthungen nicht, welche Dunster a. a. O. S. 229 hier anknüpft. Das vollständige Werk erschien bei Lownes 1605, 1611, 1613, 1621 mit Sylvester's eigenen Gedichten, ebenso 1633, 1641. Ich benutze die „Oeuvres poétiques“ des S. du Bartas in der Ausgabe von 1608.

[3]) P. W. II. 389—392, III. 343 ff. „A Paraphrase on psalm CXIV. „This and the following Psalm were done by the Author at fifteen years old“ (eine von Milton selbst hinzugefügte Bemerkung).

40 [1]) Samuel Johnson: The works of the English Poets (Ed. Göttingen 1784) I. The Life of Milton, S. 5.

[2]) Man vergleiche die kritische Untersuchung bei Dunster a. a. O. S. 17—32 und bei Todd, woselbst auch Warton's Bemerkungen im Auszug zu finden sind.

[3]) An Apology etc. W. III. 268.

41 [1]) Dunster a. a. O. 231.

[2]) In Camdeni Insignia; Oxon. 1624, s. Masson I. 85.

[3]) El. VI. v. 3 (P. W. III. 53). „At tua quid nostram prolectat Musa camoenam“ etc. Ep. fam. W. VII. 378.

42 [1]) Ep. fam. W. VII. 370. Al. Gillio Maji 20. 1628: „Accepi literas tuas et quae me mirifice oblectavere, carmina vere grandia et Majestatem vere Poeticam, Virgiliumque ubique ingenium redolentia.“

[2]) Ep. fam. 5. Al. Gillio Dec. 1634. W. VII. 373.

[3]) Ep. fam. 3. Al. Gillio Cantabrigiae Julii 2. 1628. W. VII. 371. „Haec quidem Typis donata ad te misi, utpote quem norim rerum Poeticarum judicem acerrimum et mearum candidissimum“ etc.

[4]) Phillips.

Seite

43 [1]) Das Datum ist zu schliessen aus der Abfassungszeit von Milton's Gedicht „On the Death of a fair infant“ (das Kind seiner Schwester), welches Gedicht dem Jahr 1626 angehört.

[2]) Masson I. 81, Anm. 1.

[3]) Strype a. a. O. I. 220. Vgl. Seymour a. a. O. II. 386. In Maitland: The History of London (1739), S. 610, wird der 20. Januar als Datum der Inkorporation angegeben, s. auch Masson I. 48.

[4]) S. f. das allgemein Historische Rawson Gardiner: History of England from the accession of James I. to the disgrace of chief-justice Coke, 2 Vols. 1863. Prince Charles and the Spanish marriage 1617—23, 2 Vols. 1869, A history of England under the duke of Buckingham and Charles I., 2 Vols. 1875.

[5]) P. W. III. 59, 60, 65—72, s. Kap. 2.

46 [1]) S. neben Guizot (1863) und Rawson Gardiner vorzüglich J. Goll: Die Französische Heirath. Prag 1876.

Zweites Kapitel.

48 [1]) Der folgenden allgemeinen Schilderung liegen zu Grunde: V. A. Huber: Die Englischen Universitäten, 2 Bde. 1839, 1840. Th. Fuller: The history of the University of Cambridge. (Ed. 1840. London). (James Heywood): Collections of Statutes for the University and the Colleges of Cambridge. London 1840. The Autobiography and Correspondence of Sir Simonds d'Ewes, ed. J. O. Halliwell, 2 Bde., London 1845, daraus als Auszug: College Life in the time of James the first, London 1851. C. H. Cooper: Annals of Cambridge, 4 vols. 1842—52. Vor allem aber waren die schon mehrfach benutzten „News-Letters from Joseph Meade to Sir Martin Stuteville, Nov. 1620 bis April 1631,“ Br. M. Harl. Ms. 389, 390, 2 Bde., einzusehen. Sie werden im Folgenden unter Meade's Corresp. citirt. Dagegen konnte ich leider nur in Auszügen folgende Werke benutzen: Dyer: Privileges of the University of Cambridge, History of the university and colleges of C. 2 Vols. 1814. Peacock: Observations on the Statutes. 1841.

[2]) Englisch nach Dyer wieder herausgegeben 1838.

49 [1]) „Nur bei den Vorstehern wurden Ausnahmen geduldet“ Huber II. 53.

[2]) Die Ausnahmen von dieser Regel berücksichtige ich hier nicht, s. Kap. XLVII. der Statuten.

[3]) Nach den elisabethanischen Statuten für die Colleges (Nr. 34) sollen die Thore im Winter um acht, im Sommer um neun Uhr geschlossen werden; nach den Statuten von Christ College soll von Michaelis bis Ostern niemand später als neun, von Ostern bis Michaelis niemand später als zehn Uhr in's College zurückkehren

Seite

s. Masson I. 112, woselbst ein Ms. der Statuten von Christ College benutzt wird.

50 [1]) Masson I. 113. In den Statuten von Christ College heisst es im Gegensatz zu dem vorhergehenden „adultus“: „alioquin virga corrigatur“. Zuerst mitgetheilt bei Todd I. 16 nach Kap. 37 der Statuten De Lectoris Authoritate in Discipulos, in welchem von dem Fall die Rede ist, dass die Schüler „absent themselves from certain Lectures“.

[2]) Die Briefe Meade's geben die besten Belege. Ich greife nur einzelnes heraus, was sich, wenn nichts Besonderes hinzugefügt ist, auf seinen Zögling, den neu angekommenen Sohn Stuteville's bezieht. 26 March 1625. (I. fol. 418 b.) „For his apparrell it is best he should be furnisht like a gentleman both in respect of yourselfe and the better to cover any other defect. His gowne therefore should be stuff etc.“ fol. 428 b. „For Mr. John I will take order (if you send money), that his gowne shall be suitable every way to his condition. But I must desire you to give him a 11 s in his purse to pay for his admission 10 to the Colledge and the lecturer 12 d. that I may keep my promise that it should never be payd out of my hand.“ In demselben Brief Ausführliches über die Zimmer-Vertheilung: „For bedding wee shall make a shift perhaps for a week, till we know better what is needfull. If he keeps in the new building, he must have a whole bedding because he lyes alone . . if in another chamber where he hath a bedfellow, they must make a bed between them and his part will be more or less according as his bedfellow is furnished.“ fol. 446 a. 25 May 1625: „When your letter was delivered me, I was paying the Draper for your son's gowne“ etc. II. fol. 139 b. 14. Oct. 1626: „I would by my pupill some books he hath but a poore Study and nothing but such books as he must needs have. Are you willing I should lay out a matter of 30 or 40 shillings to that purpose?“ etc. Am 2. Dec. 1626 fol. 169 a. beklagt sich M. über die Saumseligkeit seiner Zöglinge Higham und Tracy: „Neither he (Higham) nor Mr. Tracy are so good Paymasters as I hoped for. But the latter I think is only late (?) to forget his money, the other is not so well stored.“ Sehr lehrreich sind auch die Nachrichten über das College-Leben in der Autobiographie von Sir Simonds d'Ewes. I. 106—155.

51 [1]) Der Name kommt daher, dass an diesem Tage die Graduirten ihre Grade auszuüben begannen. Es sollte der erste Dienstag im Juli sein. Stat. Elisab. Kap. 2.

[2]) Dyer, Privileges I. 330.

[3]) Huber II. 347.

Seite

52 [1]) Ausserdem war durch Dekret vom 25. März 1606 die Entfernung von der Universität in der Zeit zwischen dem Bakkalaureat und Erlangung des Grades eines M. A. gestattet worden, Dyer I. 289—292.

53 [1]) „Johannes Milton Londinensis, filius Johannis, institutus fuit in literarum elementis sub Magistro Gill, Gymnasii Paulini praefecto; admissus est pensionarius minor Feb. 12. 1624, sub Magistro Chapell, solvitque pro ingressu 10 s.“ Auszug aus dem Entry-Book von Christ-College bei Masson I. 88. Eine Kopie dieses Eintrags nebst anderen auf Christ-College bezüglichen Notizen befindet sich im Br. M. Harl. Mss. Nr. 7036.

[2]) Strype, (Ed. 1720) I. 166.

[3]) The Autobiography of S. S. d'Ewes I. 119.

[4]) 1800 ist Downing College hinzugekommen. S. Cooper IV. 268, 467. Die Mitgliederzahl nach einer bei Masson I. 89—91 zusammengestellten Liste.

54 [1]) Fuller hist. of the university of Cambridge 134—138. Wood.

[2]) Cole's Mss. vol. XX, p. 65 und Athenae Cantab. im Br. M. angeführt bei Masson I. 99.

[3]) Fuller: The history of the Worthies of England (Edit. 1840) I. 519. Henry Ellis: Original Letters illustrative of English history first series, 1824. Works of the pious and profoundly learned J. Meade, 2 Vols. 1664 mit dem Leben des Autors.

55 [1]) Man vgl. z. B. The Diary and correspondence of Dr. John Worthington, herausgegeben von Crossley in den Edit. der Chetham-Society (1847, 1855) V. II. P. 1. S. 41.

56 [1]) Worthington's Diary I. 53 N.

57 [1]) Masson I. 646, II. 76—79, grossentheils nach Briefen aus dem St. P. O., vgl. Biogr. Brit. IV. 448. Fuller Worthies II. 571. Cooper: III. 85. Life of Bedell in den Ed. der Camden-Society 1872, p. 231.

[2]) d'Ewes, Autobiography II. 200—213. Gell starb 1665, s. Worthington's Diary II. P. 1. S. 171. Masson I. 107. Meade's Brief v. 19. Mai 1627, Ms. II. f. 253 a.

[3]) Nach Meade's Correspondence kann man herausrechnen, dass er allmählich den John Stuteville, Tracy, John Higham, Justinian Isham zur Aufsicht übernahm.

[4]) Meade's Brief vom 17. Febr. 1627 (II. fol. 206 a.) „Our master here hath the absolute dispose of chambers and studies and however the statute limits his power by discretion to dispose according to qualitie, desert and convenience, yet himselfe being the only judge, that limitation is to no purpose. And to tell tales forth of Schoole, our present Master is so addicted to his kindred, that where they may have a benefit, there is no perswasion whosoever hath the injurie.“ Vgl. fol. 221 a., 225 a.

Seite

57 [5]) Vgl. die von Masson I. 87 ff. veröffentlichte Liste. Milton's Immatrikulation in den Universitäts-Büchern erfolgte erst am 9. April 1625 (s. den Eintrag bei Masson I. 124). Nach seiner Admission in das College am 12. Februar muss er wieder nach London zurückgekehrt sein, wie das Datum des Briefes an Young (Ep. fam. 1), Londino Martii 26, 1625, bezeugt.

58 [1]) Fuller Worthies II. 517 über Preston, „the greatest pupil-monger in England in man's memory". Wood I. fasti 183. Neal history of the Puritans. Ueber Downes u. Wheelock: d'Ewes, Autobiography I. 139, 141. Fuller III. 66. Näheres über Herbert in Kap. 4.

[2]) Stat. Elisab. Nr. 39.

59 [1]) Cooper III. 265, 280—283. „Common Disorders in the University." Von Christ. Coll. heisst es allerdings ausdrücklich: „Their service is much reformed of late." Für das Folgende wird benutzt ein dem Erzbischof Laud 23. Sept. 1636 eingesandtes Aktenstück.

[2]) d'Ewes Autobiography I. 141.

[3]) Meade's Corresp. nach Erzählung jenes dunklen Versuchs von Power (s. o. S. 57 Anm. 2), II. fol. 253 a. (19. Mai 1627). „Deus bone quomodo hic vivitur!"

60 [1]) „Prayers of every Man's own making (and sometimes sudden conceiving too)" Cooper III. 281.

61 [1]) Cooper III. 178. Meade's Corresp. 9. Apr. 1625 (I. fol. 420 b.).

[2]) Meade theilt gewöhnlich die Todtenlisten mit bis zum 11. März 1626 (II. fol. 25 a.). Corresp. 10. Sept. 1625 (I. 487 a.). d'Ewes Autobiography I. 278, vgl. 273.

[3]) Meade's Corresp. 17. Juli 1625, abgedr. in „Court and Times of Charles I." (1848) I. 43.

[4]) Meade's Corresp. 4. Sept. 1625, s. „Court and Times" I. 45.

[5]) On the Death of a fair infant dying of a Cough. P. W. II. 392 bis 395, vgl. III. 345—347, üb. d. Art d. Datirung „Anno Aetatis 17" s. II. 188. Vgl. Phillips 364.

62 [1]) Eleg. 3. In obitum Praesulis Wintoniensis, P. W. III. 43—45, 489—492, II. 329—330. Vgl. auch Worthington's Diary I. 76.

[2]) Wenn dies, wie es den Anschein hat, eine Anspielung auf den Tod Christian's von Braunschweig und Ernst's von Mansfeld ist, so könnte das Gedicht erst gegen Ende d. J. geschrieben sein.

63 [1]) In obitum Praesulis Eliensis Silvarum 3, P. W. III. 72—74, 520—524 II. 353.

[2]) In obitum Procancellarii medici, P. W. III. 64', 511—13, II. 352. Vgl. über Gostlyn: Fuller III. 489, hier wird als Todesjahr irrig 1625 angegeben. Milton's Datirung seines Gedichts in den Ausg. v. 1645 und 1673 „anno aetatis 16" ist irrig.

Seite

63 [3]) In obitum Praeconis Academiae Cantabrigiensis El. 2. P. W. III. 43—45, 488—99, II. 328, 329. (Das Testament Ridding's ist nachweislich eröffnet 8. Nov. 1626.)

[4]) Dyer: Privileges I. 300.

[5]) Silvarum Lib. In Quintum Novembris. P. W. III. 65—72, 513—520, II. 353—354.

65 [1]) S. über die Angelegenheit, die hier nicht ausgeführt werden kann, R. Gardiner: A history of England under Buckingham etc., I. Chap. 7.

[2]) Worte Sir Th. Crew's, des Sprechers des ersten Parlamentes Karl's I., s. R. Gardiner l. c. I. 191.

66 [1]) Sie befinden sich im Br. M. Additional Mss. Nr. 5016 (nicht 5017, wie Mitford sagt) folio 64, abgedruckt in Mitford's Ausgabe von Milton's Werken, I. p. CXCIII, CXCIV.

67 [1]) El. I. P. W. III. 39—42, 486—488, II. 323—328. Das Datum darf man mit einiger Sicherheit aus dem Umstande schliessen, dass Milton seine Jugendgedichte in chronologischer Ordnung vorzuführen beabsichtigt, das auf diese Elegie folgende Gedicht aber bezeichnet ist „Anno Aetatis 17". Diodati war am 10. December 1625 in Oxford B. A. geworden. („Wood Mss. in the Ashmolean 8506", s. Masson I. 138.)

[2]) Die Verse 41 ff. hat man auf shakespearesche Stoffe beziehen wollen, doch aber eingesehn, dass „indelibata gaudia" zu dem Gedanken an Romeo nicht passen würde, während allerdings unter dem „criminis ultor" sich Hamlet's Geist oder Banquo's wohl verbergen könnte. Dennoch neige ich mich dahin, auch hier eine Bezugnahme auf antike Stoffe zu finden, welche Milton sonst an dieser Stelle durchaus hervorhebt. Namentlich scheint er Seneca's Tragödien im Auge gehabt zu haben; so möchte unter dem „Ultor" vielleicht Laios zu verstehn sein, während zu dem „puer infelix" allerdings die Persönlichkeit des Haimon aus der Antigone trefflich passen würde. — Steevens Bezugnahme auf die „Ate" in dem Drama „Locrine" erscheint gesucht.

68 [1]) El. VII. Anno aetatis undevigesimo; P. W. III. 56—59, 507—509. II. 338—340.

69 [1]) Wenigstens deutet v. 91 auf eine direkt angeredete Person: „Crede mihi, nullus sic infeliciter arsit." Der Elegie ist, vermuthlich bei Gelegenheit der Herausgabe von 1645, eine Art von Epilog angefügt, in welchem, halb im Ernste halb im Scherze, jener Jugendthorheiten gedacht wird, die längst ihren Werth für den Dichter verloren, seit die „umbrosa Academia" ihn aufgenommen. Dies bedeutet schwerlich, wie Warton meint, „in other words his return to the university," sondern seine Hinwendung zum ernsten, philosophischen Studium. Vgl. auch die Worte „shady spaces of philo-

Seite

sophy“ etc. in „An Apology etc.“ Works III. 272, s. P. W. III. 508, 599.

69 [2]) Vgl. Laing .a. a. O. S. 15 ff. Daselbst eine Abbildung des Pfarrhauses.

[3]) Epist. famil. Nr. 4. Cantabrigia Julii 21. 1628, W. VII. 373.

70 [1]) S. oben S. 42 Londino Maji 20. 1628. (Die Datirung v. London, Gill's Wohnort, und ausserhalb der Ferienzeit könnte auffallen, wenn nicht auch El. 7 gleichzeitig Anspielungen auf London und den Mai enthielte.) Cantabrigia Julii 2. 1628. Ep. fam. 2, 3. W. VII. 370, 371. Ein Brief muss verloren gegangen sein, denn in Ep.fam. 3 heisst es: „Negotium illud, de quo scripsi subobscurius,“ etc. ohne dass sich in dem Brief vom 20. Mai auch nur die dunkelste Andeutung dieses negotium fände.

[2]) Kurze biographische Notizen über Cleveland bei Fuller II. 240, Wood f. O. I. 274, eine Lebens-Skizze vor „Clievelandi Vindiciae Or Clieveland's genuine Poems, Orations, Epistels etc.“ London, 1677, welche Ausgabe mir zu Gebote steht, und nach der ich im Folgenden citire. Das Datum von Cleveland's Aufnahme in das Christ-College entnehme ich dem Auszug aus dem „Entry-Book“ bei Masson I. 156, vgl. e. Artikel in „Gentleman's Magazine“ Febr. 1873.

71 [1]) Ueber die Brüder King, besonders Edward King, s. nach Todd V. 4 ff. P. W. zum Lycidas, b. Masson I. 146 den Eintrag aus dem „Admissions-Book“. Es ist auffallend, dass die Kings als lesser pensioners in das College eintreten. Vgl. Phillips 356.

72 [1]) Naturam non pati senium, P. W. III. 74—76, 524, 525. II. 354—358, der Titel des Werkes v. Hakewill (s. üb. ihn auch Wood und Todd) lautet: „Apologie of the Power and Providence of God in the Government of the World; or an Examination and Censure of the common Error touching Nature's perpetual and universal Decay.“ D. Motto war dem Prediger Salomon. 7, 11. entnommen.

73 [1]) Masson I. 131. [2]) Cooper III. 182.

74 [1]) C. S. P. Dom. S. 1626, p. 236, 248.

[2]) Nähere Bestimmungen Stat. Kap. 33. Ueber den Begriff der Regents Huber II. 333.

77 [1]) Meade's Corresp. abgedr. in „Court and Times“ I. 107 und Ms. II. fol. 70[a]—75[a]. Cooper III. 185 ff. d'Ewes Autobiography I. 388. Vgl. Rawson Gardiner II. 66, 67. Das erwähnte Gedicht in Meade's Corresp. Ms. II. 182[a] auf einem Blatt für sich: „Where onely one doth rule and guyde the Shippe | That neither Card nor Compas knew before, | The Master Pilot and the rest asleepe, | The stately Ship is splitt upon the Shore. | But being awake they start up, stare and cry | Who is in fault! Nor I, nor I, nor I; | So

Seite

fares it with the rich and royall State | Not guyded by the Master, but his Mate.“

78 [1]) Näheres in Meade's Corresp. vom 3. und 10. März 1627, s. „Court and Times“ I. 202.

[2]) Cooper I.I. 200.

[3]) Meade's Corresp. II., fol. 320[a.], 17. Nov. 1627 Dat.: „Christ Coll. Nov. 17 when our belles in every church are ringing here in memory of happy Q. Elisabeth“. Unmittelbar vorher geht eine Schilderung der Unglücksfälle der Flotte bei der Insel Rhé.

79 [1]) Cooper III. 203, 204.

80 [1]) Diese Ansicht wird bekämpft durch Tulloch: Rational Theology and Christian Philosophy, 1872, I. 266 ff., s. indess d. nächste Anm. und Rawson Gardiner II. 343.

81 [1]) Das Material für die Geschichte dieses interessanten Falles ist jetzt grössten Theils zusammengestellt bei Hamilton S. 67—71 (zuerst bei Masson I. 178), vgl. C. S. P. 1628—29, 1629—31 Reg. Aubrey: Letters written by eminent persons II. 285. Meade's Corresp., Nov. 15. 22. 1627. Es scheint mir doch, als ob Chillingworth der Angeber gewesen sei, die Annahme wird bestätigt durch den Brief Sam. Fisher's bei Hamilton 69. Zugleich ist dieser dadurch merkwürdig, dass hier ein „Mr. Deodat“ erwähnt wird, der derselben Meinung sei, vermuthlich Milton's Freund. In dem früher von mir erwähnten Ms. der Bodleiana (s. o. S. 32 Anm. 1) finde ich ein Gedicht, das unzweifelhaft auf diese Angelegenheit geht. Ich setze nur einige Verse hierher: „Gill upon Gill: And for thy Blanketting (Am Rande: he was tossed in a Blanket) | And many such a thing | For which thy name in Towne doth ring | And none deserves so ill | To heare as bad as Gill | Thy name is a proverb still..“ Gegen Ende heisst es: „But now remainst the vilest thing | Thy Ale-House barking 'gainst the King | And all his brave and noble Peers | For which thou venturest for thy eares“ (vgl. schon B. Jonson's Works II. 438, Ed. Cunningham).

82 [1]) Nec dudum vetiti me laris angit amor. S. über die verschiedenartige Auslegung P. W. III. 486.

83 [1]) Heywood 31, vgl. über noch späteres Vorkommen der körperlichen Züchtigung für Undergraduates: Academy 1874, p. 30 (Juli 11.).

[2]) Regii Sanguinis Clamor p. 8. „Ajunt hominem Cantabrigiensi Academia ob flagitia pulsum dedecus et patriam fugisse et in Italiam commigrasse“ etc.

84 [1]) Offenbar ist „Tovell“ bei Aubrey eine Namens-Verwechselung mit „Tovey“.

[2]) S. die Liste bei Masson I. 184. [3]) Huber II. 135.

Seite

85 [1]) El. V. Anno aetatis 20. In adventum veris. P. W. III. 49—53, 500—503, II. 335, 336.

[2]) Masson I. 186 nach Br. M. Add. Ms. 5884 und Wood Ms. Ashm. Mus. 8507.

[3]) El. VI. Ad Carolum Diodatum ruri commorantem. P. W. III. 53—56, 503—506, II. 336, 337. Die Zeit der Abfassung ergiebt sich aus der Datirung der einliegenden Ode: „On the Morning of Christ's Nativity", welche 1629 ist, s. u. S. 86 Anm. 2.

86 [1]) Z. B. Paradise Lost V. 483, Penseroso 46.

[2]) P. W. II. 399—408, 196, 197 III. 351—357. „On the Morning of Christ's Nativity", nach der Ausgabe von 1645 mit 1629 als Datum der Abfassung bezeichnet.

87 [1]) P. W. II. 408—411, 197; III. 357, 359.

[2]) Leider steht mir ein Aufsatz „On University-Plays" in der Retrospective Review XII nicht zu Gebote.

[3]) Cooper III. 71, 84. „Ignoramus" wurde veröffentlicht 1630, s. Lowndes.

88 [1]) Meade in „Court and Times" I. 325, 329.

[2]) Clievelandi Vindiciae p. 180. [3]) London 1632 s. Lowndes.

[4]) Meade in „Court and Times" II. 29.

89 [1]) S. „Trinculo, a jester" in Shakespeare's Sturm.

[2]) „An Apology against a Pamphlet" etc. W. III. 267.

90 [1]) Cooper: III. 223—228. Ueber den Verlauf der Pest in Cambridge und speciell die Lage von Christ College geben uns die Briefe Meade's den besten Aufschluss. 1630. 17. 23. 24. April, 20. 27, Okt., 27. 28. Nov., 5. Dec. Correspondence II. fol. 513a—527a, zum Theil abgedruckt in „Court and Times" II. Als Ergänzung zur Bestimmung der Lokalität hat mir der Plan von Cambridge von 1634 vor Fullers history of the Univ. of C. gedient.

91 [1]) Cooper: III. 234.

[2]) P. W. II. 414, 415, 199—202 III. 364 vgl. The Fairfax Correspondence, Memoirs of the Reign of Charles I ed. G. W. Johnson I. p. LXVIII. Es finden sich in einer Sammlung von „Epitaphs" (Titel fehlt, am Schluss Oct. 8, 1639 Imprimatur Matth. Clay, in dem Ex. der Göttinger Bibl. angebunden „Wits Recreations, London 1640") unter No. 9—12, 56 noch weitere Grabschriften auf „Hobson the Carrier". No. 96 daselbst entspricht mit einigen Varianten dem aus Sancroft's Ms. mitgetheilten Fragment bei Todd VI. 90.

[3]) P. W. II. 416—418, 202—204. III. 365, 366.

92 [1]) Brief Karls I. an Master und Fellows von Christ College vom 10. Juni 1630, bei Masson I. 206, nach Br. M. Harl. Ms. 7036.

[2]) Eintrag aus dem Admission-Book bei Masson I. 210, welcher das Factum zuerst bekannt gemacht hat.

Seite

92 [3]) Eintrag bei Masson I. 215; vgl. über More: Tulloch: Rational Theology II 303—410.

[4]) Wood II. fasti, 29. Peter Hausted: The Rivall friends a Comedy. London 1632, von demselben: Senile Odium Comoedia Cantabrigiae publice Academicis recitata in Coll. Reginali ab ejusdem Collegii Juventute, Cantab. 1631, daselbst andere Schriften von ihm. Ueber Randolph s. Wood I. Athen. Ox. 244. The Jealous Lovers, gedruckt 1632, Lowndes.

93 [1]) d'Ewes Autobiography II. 67.

[2]) Brief vom 4. April 1632, C. S. P. 302. d'Ewes II. 68 deutet doch noch, wie mich dünkt, auf andere Gründe hin.

[3]) Auszug aus dem Graduation-Book bei Masson I. 225.

[4]) S. Cleveland's Gedicht: „How the Commencment grows new (Vindiciae p. 88 ff.) vgl. Cooper III. 280. Im übrigen vgl. über die Formalitäten des Commencment-Day Kap. XXX der Statuten v. 1570. Dyer I. 307. 286. 228—231. 236. 293—294 und einen Anhang bei Peacock.

94 [1]) P. W. II. 412, 198; III. 360—362 At a solemn musick. Masson setzt das Gedicht vermuthungsweise in's Jahr 1630, ebenso das „On Time" (P. W. II. 411).

[2]) Stat. Kap. 4, vgl. Huber II. 49, 94 u. s. w.

95 [1]) Wovon d. eine Mal in den public schools, Autobiography of d'Ewes I. 120, 121, 140.

[2]) S. üb. d. genannten Autoren Masson I. 229; vgl auch üb. d. damals beliebten Lehrbücher der Logik: A. de Morgan: On the Syllogism, No. III, and on Logic in general (Transactions of the Cambridge philos. Soc. X. 227 Note zu § 4. 1864).

96 [1]) Silvar L. ad Patrem 85. S. üb. d. Genannten Wood, Fuller.

[2]) C. S. P. 1627 s. v. Dorislaus, vgl. 1628, 1632. In Folge gütiger Uebersendung durch S. R. Gardiner liegt mir Wren's Brief an Laud im Wortlaut vor.

97 [1]) Tulloch: English Puritanism, 1861 S. 297.

[2]) R. Coke: A detection of the court and state of England, 1719, I. 16 ff.

[3]) Prolusiones oratoriae, W. 411—469. Masson in Bd. 1 hat sie zuerst nach Verdienst gewürdigt. Ich bemerke, wo ich von seiner Ansicht abweiche oder sie zu ergänzen versuche.

[4]) Utrum dies an nox praestantior sit? l. c. 410—421. Man hat neuerdings unter den Mss. Sir F. Graham's zugleich mit Miltons Commonplace-Book auf einem einzelnen Blatt einen kleinen lateinischen Essay, überschrieben „Mane citus lectum fuge", und darauffolgend ein kleines lateinisches Gedicht „Carmina Elegiaca" aufgefunden, das denselben Gedanken ausdrückt. Beide Stücke sind von A. J. Horwood in der Edition des Commonplace-Book (Camden-

Seite

Society 1876) p. 66—68 zum Abdruck gebracht. Am Rande des Blattes fand sich „. . es Milton“. Die Handschrift hat zwar, im ganzen, wie l. c. p. XVIII bemerkt wird, mit den sonst bekannten Proben der Hand Milton's keine Aehnlichkeit. Allein man muss zugeben, dass der ganze Stil der beiden Stücke entschieden der Milton's, die Uebereinstimmung einzelner Wendungen mit Versen des Allegro und vor allem der cit. Prolusio sehr auffallend ist. Nichts liegt näher als in beiden Stücken Jugend-Versuche, vielleicht Schulübungen Milton's zu sehn, die er selbst als zu unbedeutend ausnahmsweise verschmähte zum Abdruck zu bringen.

98 [1]) Man beachte die Aehnlichkeit dieser Worte mit denen in dem Brief an Gill v. 2. Juli 1628, s. o. S. 70.

99 [1]) In feriis aestivis Collegii, sed concurrente, ut solet, tota fere academiae juventute. Oratio: Exercitationes nonnunquam ludicras philosophiae studiis non obesse, l. c. 441—449. Prolusio 449—456. Die Anhaltepunkte f. d. Datirung, die zugleich massgebend sind f. d. Datirung der vorherbesprochenen Rede, s. u. Anm. 2 zu S. 104.

[2]) propter studiorum dissidia.

101 [1]) Masson I. 257.

[2]) Ich glaube einige Stellen der „Oratio habita in Scholis publicis cum Patris officio fungeretur“ so verstehen zu müssen; s. S. 191. „Etiam et filii mei hisce lepidis Exercitiis interessent, nisi quod tuenda sunt castra, observanda Statuta, ne caeteris jocantibus violarentur“ etc. S. 192: „Crudele Decretum quod mutis execuit linguas“ etc. vgl. S. 189 die Anspielung auf das „novissimum decretum“, 191 „statutis magis morigeri“.

102 [1]) Unter den Formalitäten, welche die Kandidaten f. d. Bakkalaureat durchzumachen hatten, war die eine, dass sie sämmtlich eine Frage aus Aristoteles *ἀναλυτικὰ πρότερα* beantworten mussten. Dies hiess „Entering their Priorums“; s. Masson I. 117 a. E.

103 [1]) Masson vermuthet dies, ich denke man darf es für bestimmt annehmen, weil dieselben Bezeichnungen mit Speise und Getränk nach Art eines Menu wieder angewandt werden, als von der Benennung der „filii“ die Rede ist, welche doch Studenten waren. S. 454. a. E. „Nolo sub nominibus ferculorum filios meos epulandos vobis tradere“ etc.

[2]) Masson I. 259 vermuthet, die Stelle p. 450 „Academici . . . qui me audituri per flammas et ignes irrupistis“, „scintillans ille noster Cerberus . . flammeo coruscans baculo“ . . etc. gehe auf eine Ceremonie, nach der die Studenten beim Eintritt in die Halle, wo der Thürhüter und seine Gehilfen standen, durch Rauch und Flammen zu gehen hatten. Eine ähnliche Sitte bei Einführung der „freshmen“ finde ich allerdings erwähnt in Wood's Biographie (Eccles. Soc. 1848 p. 34). Die Ausdrücke können aber auch bildliche sein für

Seite

die zornglühenden Gesichter der Pedelle (vgl. auch El. 2 „baculo fulgente). Bei den Worten „tortuosos fumi globos evolvit“ läge es nahe, an einen Rauchenden zu denken.

3) Vgl. die citirte Rede Cleveland's.

104 1) Aubrey, nach ihm Wood . . „The Lady of Christ's Coll.“

2) At a vacation exercise in the College, part Latin, part English. Anno aetatis 19. P. W. II. 395—398, vgl. II. 190—196. III. 347—351. Schon Keigthley 255 hat den Zusammenhang erkannt, W. G. Clark durch eine glückliche Entdeckung, die Masson weiter ausgeführt hat, v. 91. „Rivers arise“ richtig verstehen lassen. Die Datirung des Gedichtes (nach Milton's üblicher Methode 1628) bestimmt auch die Datirung der Rede. Sie wurde in den Sommerferien 1628, vermuthlich im Anfang derselben, gehalten. Damit stimmt ihr Beginn „Cum ex ea urbe (London) huc nuper me reciperem,“ vgl. o. S. 68 El. 7 und Ep. fam. 2, durch welche der Aufenthalt in London f. d. Frühling 1628 bezeugt wird. Zu Ep. fam. 3 stimmt vorzüglich die Bemerkung über das „otium literarium“. Mit der Datirung dieser Rede ist aber auch die von Nr. 1 gewonnen, wenn man die Worte „nuperrime“ und „ante praeteritos menses aliquam multos“ nicht zu sehr ausdehnen will.

106 1) In Collegio etc. Thesis. In rei cujuslibet interitu non datur resolutio ad materiam primam, l. c. 430—436.

2) Non dantur formae partiales in animali praeter totalem. l. c. 437—441.

107 1) In scholis publicis. De sphaerarum concentu, l. c. 421—424. Die Rede findet man auch abgedruckt und übersetzt in dem kritiklosen Werke von F. Peck: New memoirs of de the Life and Poetical Works of Mr. John Milton, London 1740, Nr. VIII.

2) S. o. S. 94 v. 19 ff., vgl. dazu die gesammelten Stellen, auch „Merchant of Venice“ V. 1.

3) In scholis publicis. Contra philosophiam scholasticam. l. c. 425—430.

110 1) In sacrario habita pro arte oratio. Beatiores reddit homines ars quam ignorantia, l. c. 456—469. Das „pro arte“ bezieht sich nur auf das Thema der Rede und hat mit dem gradus M. A. nichts zu thun. Die Worte im Anfang: „Testor ipse lucos et flumina et dilectas villarum ulmos, sub quibus aestate proxime praeterita (si dearum arcana eloqui liceat) summam cum musis gratiam habuisse me jucunda memoria recolo, ubi et ego inter rura et semotos saltus velut occulto aevo crescere mihi potuisse visus sum“, deuten darauf hin, dass M. bald nach Ablauf der Herbstferien sprach. Worauf sich diese Worte beziehen, darüber unten ein Mehreres.

113 1) Wood: „was esteemed to be a virtuous and sober Person, yet not to be ignorant of his own Parts.“

Seite

113 [2]) Nur die oben S. 102 berührte Prolusio bildet eine Ausnahme, man weiss aber nicht recht, wo Ernst und Ironie in ihr sich scheiden.

115 [1]) Huber II. 77. A. de Morgan l. c. 181 und im Athenäum 1868 Aug. 8 (p. 179). Ueber Downame s. Wood I f. O. 124.

[2]) S. auch Huber II. p. VI. unter den Nachträgen daselbst S. 76 über Oxford.

116 [1]) Spenser: Hymn on heavenly beauty, v. 78 ff.

[2]) Einfluss platonischer Ideen in d. Prolusiones oratoriae, at a solemn musick 6, Penseroso 88, Comus 110, 241, 457—463, 467 ff. Arcades 63 W. IV. 30, 32, 152; VIII. 76. Schilderung der Akademie VII. 462. Par. regained IV. 244 ff., 274 ff. S. über Milton's Verhältnis zu Plato: Edinburgh Review Vol. 87 (1848) bes. 323, 335, 336.

[3]) De Idea Platonica quemadmodum Aristoteles intellexit, P. W. III. 76—78, 526—527; II. 358, 359.

117 [1]) Areop. W. IV. 416.

[2]) Comus 476 ff. — „(Plato) ipse fabulator maximus“ De idea Plat. etc. i. f.

118 [1]) Tulloch: Rational theology and Christian philosophy in England in the seventeenth century, 1872, I. 350, II. 15 ff. Huber II. 172 ff.

[2]) Works of Bacon (Ed. Ellis and Spedding) I. 197 VI. 607 ff. I. 526, 616, 663, 667 VI. 672.

119 [1]) Bacon I. 158, 162. [2]) Bacon III. 156 vgl. auch Milton W. III. 262.

120 [1]) Def. sec. W. VI. 266; vgl. Aubrey.

[2]) S. d. Geschichte d. Bildes b. Masson I. 277. J. F. Marsh a. a. O. S. 146 „The Onslow-Portrait“. H. Marsh hatte die Gefälligkeit mir aus den „Notes and Queries“, die mir nicht zugänglich waren (3. Ser. IV. 26, 11 Juli 1863. 3 Ser. VII. 405, 20. Mai 1865), eine Kopie der Anfrage von Mr. Scharf und der Antwort eines Ungenannten zukommen zu lassen, durch welche die Frage, wohin das Original gekommen sei, nicht gelöst wurde. Ich habe im Sommer 1871 im South-Kensington-Museum ein Miniatur-Bild Milton's gesehen: „Temporary Label Portrait of Milton by Petitot French 17 cent. Lent by C. Goding Esq. No. 20“ Brustbild, ziemlich jung, etwa 35 Jahre, aber mit blonden herabwallenden Haaren, blauen Augen!

[3]) Aubrey, Wood, Phillips. „Meique etiam desiderium apud Collegii plerosque socios, a quibus eram haud mediocriter cultus, reliqui“. Def. sec. 1652, W. VI. 287; vgl. An apology etc. 1642 W. III. 265. Man würde Milton schon v. C. aus widersprochen haben, falls seine Angaben unrichtig gewesen wären.

121 [1]) An Apology etc. W. III. 266.

[2]) The Reason of Church Government. W. III. 178, Animadversions etc. III. 232, 239. An Apol. III. 309.

122 [1]) Ep. fam. 19, W. VII. 397.

Seite

Drittes Kapitel.

123 [1]) Die allgemeine Annahme geht dahin, dass der Brief noch in Cambridge Dec. 1631 oder Anfang 1632 geschrieben sei. Sein Inhalt würde aber sehr wohl zulassen, ihn in Horton erst geschrieben sein zu lassen, wobei unbestimmt bleibt, ob die Ermahnung des Freundes mündlich oder schriftlich war. Selbst das Sonett, das er enthält (P. W. II. 475, vgl. 282), braucht nicht gerade am 9. Dec. 1631 geschrieben zu sein. Die Ueberschrift „On his being arrived at the age of twenty-three“ rührt nicht von Milton, wie Sotheby 54 (gegen Masson I. 291) hervorhebt. Von den beiden Brief-Entwürfen (in Milton's Ms. zu Cambridge, abgedruckt bei Birch: Works of Milton, 1753, I. p. 4 ff., Biogr. Brit. 1760) folge ich dem ausführlicheren (abgedruckt auch bei Symmons: Life of Milton, 1806, S. 47 ff. und Masson I. 289—292).

125 [1]) „some while since“ im ersten Entwurf.

126 [1]) Reason of Church-government; W. III. 150.

127 [1]) Nov. Organum LXXXIX. (Works I. 196).

131 [1]) Hallam: Const. Hist. Rawson Gardiner: H. of E. 1603—16, I. 274 ff. 452 ff.

[2]) Nach d. Auszügen b. Rawson Gardiner: England under Buckingham and Charles I. Chap. 16.

132 [1]) Richard Montague am Schluss s. Schrift: „Appello Caesarem“ v. 1624 (s. R. Gardiner l. c. II. 171).

134 [1]) Laud's Works I. 93, ausgezogen b. R. Gardiner l. c. II. 171.

[2]) P. Heylin: Cyprianus Anglicus or the history of the Life and Death of William L. Archbishop of Canterbury, 1671, p 139: „both State and Church owe much to unity. Would you keep the State in Unity? In any case take heed of breaking the peace of the Church. The peace of the State depends much upon it. For divide Christ in the minds of men, or divide the minds of men about their hopes of Salvation in Christ, and tell me what unity there will be.“ Von den modernen Biographieen Laud's hat mir die von Hook in den „Lives ot the Archbishops of Canterbury“ noch nicht vorgelegen. Neben dem in den C. S. P. aufgehäuften Material sind besonders werthvoll zur Beurtheilung von Laud's Thätigkeit die Visitations-Papiere, mitgetheilt im „Report of the R. Commission on hist. Mss.“ No. IV. (1874) p. 124—158. Ueber Laud's persönliche Erscheinung: d'Ewes Autobiography II. 100. [3]) Rushworth I. 621.

136 [1]) S. d. betr. Abschnitte in Ranke's E. G. sowie Bruce's Einleitungen zu den Bänden der C. S. P.

[2]) „Wee are the last monarchy in Christendome that retayne our originall rightes and constitutions“, Debates in the house of Commons in 1625 ed. by S. R. Gardiner (Camden-Society 1873) p. 110.

Seite

137 [1]) Man wird in einer Biographie Milton's keine Geschichte der Sternkammer erwarten. Ich halte mich wesentlich an die Ausführungen von Pauli: E. G. V. 543 und Gneist, die Hallam berichtigen.

138 [1]) Dass die specielle Frage von tonnage und poundage nicht in der Petition of Right eingeschlossen sein sollte, wird man nach Rawson Gardiner II. 310 ff. zugeben. Indessen sollte die P. o. R. immerhin, wie auch der Recensent in d. Edinb. Review 1876, No. 291, p. 125—140 ausführt, als ein allgemeines Gesetz gegen Erhebung von Abgaben gelten, die vom Parlamente nicht ausdrücklich bewilligt worden seien.

[2]) Ich bin mir des tiefgehenden, nicht immer beachteten Unterschiedes, der zwischen den Jahren 1629—34 und den folgenden bis zum Ende der parlamentlosen Zeit besteht, sehr wohl bewusst. Allein die Nothwendigkeit, das allgemein Historische zusammenzudrängen und nicht zu Ungunsten des rein Biographischen zu bevorzugen, macht es unerlässlich, schon hier einiges anzudeuten, was in Kap. 5 wieder aufgenommen werden muss, und auch jene zweite Periode zu berücksichtigen, um wie vielmehr über den Zeitpunkt von 1632 mehrfach hinauszugehen.

139 [1]) Heylin 139.

141 [1]) Heylin 241—244. Neal: Hist. of the Puritans. Ed. 1822, II. 212—218. C. S. P. 1633—34, p. XVII, 41, 231, 251, 275, 350, 351.

143 [1]) Rawson Gardiner: Prince Charles etc. II. 234.

[2]) Rushworth I. 64, 65. Marsden: history of the early Puritans (1850). S. 332 ff. etc.

145 [1]) Laud: History of the Troubles, p. 361, s. Weingarten: Die Revolutionskirchen Englands, 1868, p. 45. Für das Folgende s. d. grundlegende Darstellung v. Ranke. E. G. vorzüglich nach den Berichten Cuneo's.

146 [1]) Neal II. 264.

149 [1]) Burn: Eccles. Law. I. 404. Neal II. 245—248.

[2]) Rushworth II. 324 ff.

[3]) Gneist: Selfgovernment I. 260, Verwaltungsrecht I. 504. S. d. Acts of the Court of High Commission in d. C. S. P. Charles I. Dom. Ser.

151 [1]) S. d. neueste Behandlung des Leighton'schen Falles in den Edit. der Camden-Society 1875. (The Camden Miscellany, Vol. 7. Speech of Sir Robert Heath, Attorney-General in the case of A. Leighton, in the Star Chamber June 4, 1630 ed. w. a preface by the late J. Bruce by R. S. Gardiner.)

[2]) „Compacted together into an holy Unity with Faith and Charity." Heylin 139.

152 [1]) So hiessen die in Laien-Hände übergegangenen Pfründen im Gegensatze zu den appropriirten, die im Besitz eines Bischofs oder

Seite

einer geistlichen Körperschaft waren. In beiden Fällen wurden Vikare, die nur einen Theil der Einkünfte bezogen, angestellt.

²) Rushworth II. 7, 30, 150 ff. Heylin 198. Neal II. 178 ff. 200.

153 ¹) Neal II. 260. Rushworth II. 249, 250. C. S. P. 1633—34, p. XIV, vgl. Reg.

154 ¹) Rushworth II. 249 ff. 272 ff. Neal II. 232 ff. C. S. P. 1633—34; p. 556, 557. 1634—35; p. 360, 380.

²) S. z. B.: C. S. P. 1633—34, p. 538. 1635—37, p. 242, 504.

156 ¹) Sanford 86 nach Tillière's Bericht vom 23. August 1621.

159 ¹) S. o. Anm. 1 zu S. 126.

²) S. d. Auseinandersetzung bei Masson I. 292 f. Burn: Eccl. Law. I. 164.

³) S. Fuller Worthies I. 372.

160 ¹) Die erste Nachricht von dem Dasein dieses Bandes und seine Geschichte, die bis auf Milton's Wittwe zurückgeht, gab Hunter 22. Nach ihm war das Buch 1830 Eigenthum des Rev. Dr. Stedman. Hunter kannte die Hs. des alten Milton nicht und konnte daher nur vermuthen, dass sie hier vorliege.

²) Ad Patrem, P. W. 78—81, 527 ff., s. namentlich die Verse 71 ff.

³) S. z. B.: W. VII. 467.

161 ¹) Reason of C. G. W. III. 144.

Viertes Kapitel.

162 ¹) Für diese Skizze, die nothwendig über das Jahr 1632 hie und da hinausgreifen muss, ist es nicht möglich, jedes Mal die Werke von Hallam, Taine, H. Morley u. s. w. zu citiren, die mir neben dem entsprechenden Kapitel bei Masson von Nutzen gewesen sind. Auch Editionen werden nur in dem Fall, dass mir solche aus neuerer Zeit vorgelegen haben, angeführt. Besonderen Dank schulde ich den werthvollen Ausgaben von A. B. Grosart.

164 ¹) Ben Jonson's Works, ed. Gifford-Cunningham II. 385.

165 ¹) Ueber das „politische Element in Massinger" s. e. geistvollen Aufsatz v. S. R. Gardiner in der Contemporary-Review 1876.

167 ¹) Dramatists of the Restoration. The Dramatic Works of S. W. D'Avenant, 1872 ff. — Inkonsequent ist es, wenn hier I. p. XXII die Autorität von Betterton in Zweifel gezogen, p. LIII dagegen gerühmt wird. Vgl. K. Elze: Sir W. Davenant (Jahrb. d. Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, IV. 121—160).

168 ¹) Collier: Annals of the Stage III. II. 70 ff. Vgl. The English Drama and Stage under the Tudor and Stuart Princes 1543—1664. Printed for the Roxburghe Library 1869. (Ed. W. C. Hazlitt.)

171 ¹) The Poems of Giles Fletcher. The Poems of Phineas Fletcher, 4 Vols. Ed. A. B. Grosart (The Fuller Worthies' Library 1868,

Seite

1869). Auch das von Grosart benutzte Exemplar der „Purple Island“ Br. M. 230 i. 23, das mit werthvollen handschriftlichen Randbemerkungen versehen ist, hat mir vorgelegen.

172 [1]) S. Genaueres bei Grosart: Poems of Ph. Fletcher I. p. CLXXXIII. ff. CCX. ff., vgl. d. Register s. v. Milton. Von Christ's Victorie and Triumph erschien 1632 in Cambridge eine zweite Auflage.

173 [1]) Grosart, namentlich I. p. CCLXXVIII. ff. CCV ff. Nur in einigen Fällen scheint mir Grosart etwas zu weit zu gehen.

[2]) The whole works of W. Browne, ed. W. C. Hazlitt, printed for the Roxburghe Library, 1868, 1869. 2 Vols.

175 [1]) S. die cit. Ausgabe von Hazlitt I. p. XX. ff., vgl. Sotheby S. 97 und Tab. XIV. Ich hege einige Zweifel an der Sicherheit, mit der man die Ms.-Noten Milton zuschreiben will.

179 [1]) The Works . . of Fulke Greville Lord Brooke ed. A. B. Grosart, 4 Vols. (Fuller Worthies' Library 1870), s. daselbst II. p. LXXXVII. den Hinweis auf einige Stellen, die auf Milton Eindruck gemacht zu haben scheinen.

179 [2]) The Complete Poems of John Donne . . . ed. by A. B. Grosart in two Volumes. (Fuller Worthies' Library 1872, 1873.) Eine neue Biographie, zugleich mit einer Sammlung der Prosa-Schriften Donne's von A. Jessop, dem A. B. Grosart gefundenes Material überlassen hat, steht zu erwarten.

[3] S. den überzeugenden Nachweis von A. B. Grosart, II. p. X—XVI.

180 [1]) Freilich in anderem Zusammenhang: „Shee and Comparisons are odious“ (I. 185).

181 [1]) W. C. Hazlitt giebt in seiner Bibliography of old English Literature 1633 als Datum der ersten Ausgabe von Cowley's Poetical Blossoms an, Masson I. 447 hat 1636, in welchem Jahre die zweite Ausgabe erschien. Eine neue Ausgabe Cowley's ist zu erwarten für die Chertsey Worthies Library von A. B. Grosart.

182 [1]) The Poems of Thomas Carew ed. W. C. Hazlitt. Printed for the Roxburghe Library 1870.

183 [1]) S. 121 ganz ähnlich ein Gedicht in P. Sidney's Arcadia (Ed. 1725) I. 248 ff., das überhaupt als Vorbild solcher Detail-Schilderung betrachtet werden kann.

184 [1]) The Complete Works in verse and prose of G. Herbert ed. A. B. Grosart (Fuller Worthies' Library), 3 Vols., 1874.

185 [1]) The Complete Works of Richard Crashaw ed. A. B. Grosart (Fuller Worthies' Library), 2 Vols., 1872, 73.

[2]) Eine kritische Ausgabe von Quarles steht zu erwarten für die Chertsey Worthies' Library.

186 [1]) S. Eleg. 13 in Sions Elegies Threnodia III. (in der mir vorliegenden Ausgabe der Divine Poems von 1638 p. 467).

187 [1]) Herrick: „Gather ye rosebuds while ye may.“

Seite

188 [1]) Ich benutze den Reprint von W. Arber 1870.
[2]) Poetical Works of Edmund Waller ed. R. Bell. 1854.

191 [1]) S. den Aufsatz von C. Kingsley: Plays and Puritans in der gleichnamigen Sammlung von Essays, Macmillan 1873.

192 [1]) Statute 1, Charles I. cap. 1 touching theatrical exhibitions, abgedruckt b. Hazlitt l. c. (Roxburghe-Library 1869) p. 59 am Schluss: „This Act to contynue untill the end of the first Session of the next Parliament, and no longer." Vgl. Collier: Annals of the Stage (1831) II. 1.
[2]) Abgedruckt von Hazlitt a. a. O. p. 231—252.
[3]) Collier III. 311, II. 22, 38—43, III. 298, 309. Weingarten 70 hat sich durch eine untergeschobene, von Prynne selbst bekämpfte Schrift täuschen lassen, wenn er annimmt, dass dieser 1649 den Histriomastix widerrufen habe, s Roxburghe-Library l. c. 266 ff.
[4]) Vgl. auch die ironische Dedikation von Shirley's Bird in a cage (Works II.) Indess ist hier, wie in den State-Trials, irrthümlich als Datum des Prynne'schen Processes 1633 statt 1634 (Febr. 7) angegeben, vgl. C. S. P.

193 [1]) Works of W. Browne l. c. II. 68, eine Anspielung auf Gondomar II. 275, einen charakteristischen Brief an S. B. Rudyard v. 29. Nov. 1640: I. p. XXXVI.
[2]) The Poems of P. Fletcher l. c. I. p. CXXV. CXVII. etc. Ob Fletcher später in den Wirren der Revolution seine Pfarrstelle hat aufgeben müssen, bleibt ebenso ungewiss, wie das Datum seines Todes, s. l. c. I. p. CLI. ff.

194 [1]) Juvenilia Poems by George Wither, 3 Parts. Printed for the Spenser-Society 1871. Issue Nr. 9—11. Miscellaneous Works of George Wither, 3 Collections. Printed for the Spenser-Society 1872—74. Issue Nr. 12. 13. 16. Eine neue Biographie Wither's von James Crossley ist in Aussicht gestellt. W. nennt seine Satyren im Vorwort an den Leser „these first fruites of my infant Muses".

195 [1]) Näheres über die Zeit der verschiedenen Publikationen b. Hazlitt Bibliography.

196 [1]) Browne's Works a. a. O. Register s. v. Wither, I. p. XXV. In Wither's „The Shepheards Hunting" (Spenser-Soc. Nr. 10, p. 485 ff.) verbirgt sich vermuthlich Browne unter „Willie". Dass auch „Faire-Virtue" eine Jugendarbeit war, sagt das Vorwort des Stationer a. a. O. p. 707.
[2]) S. z. B. p. 754 ff. Häufig erinnert die Beschreibung an eine ähnliche in Brittain's Ida. Auffällig ist die fast wörtliche Uebereinstimmung von Wither p. 769 „Smooth alike" etc. mit Fletcher a. a. O. p. 67; doch ist auch diese Wendung damals wohl konventionell gewesen.

Seite

196 [3]) Spenser-Soc. Nr. 12, p. 20, 21, 31, 37, 38, 137. Ein früheres Urtheil Withers über die Dichter seiner Zeit Nr. 9, p. 291 ff.

197 [1]) Spenser-Soc. Nr. 9, p. 316, 274, 202, 203 ff., 197.

[2]) Samuel Daniel 1562—1619, Verfasser der „History of the civil wars“ etc.

[3]) The Mistresse of Philarete a. a. O. Nr. 11, p. 739.

198 [1]) S. d. oben cit. Stelle, vgl. ausserdem „Abuses“ Lib. 2 Sat. 3 (p. 292).

[2]) Time vindicated to himself and to his honours B. J. Works (Ed. Gifford-Cunningham III. 169—176, vgl. I. 52).

Fünftes Kapitel.

200 [1]) Masson I. 525.

[2]) D. Testament v. Phillips d. 12. Aug. 1631 b. Masson II, 98.

201 [1]) S. o. S. 110; üb. El. 1 v. 49 ff., s. P. W. III. 487.

[2]) S. über die Lokalitäten und Personalien Masson I. 518 ff. Das Haus, in welchem Milton wohnte, wurde um 1798 niedergerissen, Todd I. 23. Ohne irgend welche Beweise beizubringen, lassen Warton und Symmons das Landhaus von Horton im Eigenthum des Grafen von Bridgewater stehen.

[3]) C. S. P. 1637, p. XXX.

[4]) Def. sec. W. VI. 287, vgl. E. Phillips 357. Eine irrige Beziehung von El. IV. 26 auf diese Zeit b. Mitford XXII.

202 [1]) S. üb. d. beiden Bände: Sotheby 108 ff., Tab. XV. Ich kann mit diesem indess in der Beurtheilung des Spec. 1* nicht übereinstimmen. Ob das Zeichen „at the corner“ D. S. bedeutet, ist zweifelhaft, jedenfalls entspricht die Handschrift nicht der im zweiten Theil des Ms. der „Doctrina Christiana“ (im Record-Office) auftretenden.

[2]) An Apology; W. III. 272.

[3]) Ep. fam. 7; W. VII. 377, vgl. Wachler, Gesch. d. histor. Forschung und Kunst, I. 149, 152.

[4]) Ep. fam. 7; W. VII. 379, vgl. W. III. 270. Silvar. l. ad Patrem 82—85 (P. W. III. 528), Francini's Ode (P. W. III. 37 v. 60).

203 [1]) S. z. B. Ep. fam. 5 (W. VII. 373) Al. Gillio e nostro suburbano Dec. 4, 1634 .. „Vale, meque Die Lunae Londini (si Deus voluerit) inter Bibliopolas expecta.“ Die Briefe 6 und 7 (Sept. 1637) sind aus London datirt. A. E. von Nr. 6 heisst es „jam cras sumus rus illud nostrum redituri“, das „ubi nunc sum“ in Nr. 7 beziehe ich auf Horton und kann daher an einen längeren Aufenthalt Milton's in London, etwa für den ganzen Winter 1637, nicht glauben.

[2]) S. üb. d. Lawes nächst Todd V. 215—230: P. W. I. 220 ff., 231, 290—293, vgl. The old cheque book etc. ed. E. F. Rimbault

Seite

(Camden-Soc. 1872), s. v. Lawes. Ich folge der hier S. 200 und 208 gemachten Angabe, betr. die Abstammung der Brüder Lawes, in der Annahme, dass ihr urkundliche Zeugnisse zu Grunde liegen. Nach d. gewöhnlichen Annahme sind die Lawes Söhne des „Thomas Lawes a vicar choral of the church ot Salisbury“, und diese Nachricht findet sich auch in den oben, S. 19 Anm. 4, erwähnten, unter Wood's Mss. in d. Bodleiana befindlichen Biographieen englischer Musiker S. 115.

204 [1]) S. Waller's Gedicht „To Mr. Henry Lawes“ etc. üb. Hobbes: Aubrey, Letters etc. II. 623.

205 [1]) Whitelocke Memorials (Ed. 1853) I. 53 ff. Warton, hist. of E. Poetry (ed Hazlitt 1871) III. 318, Works of Shirley ed. Dyce VI. 253—285, I. p. XXIII. ff., Poems of Carew ed. Hazlitt.

[2]) Milton's Commonplace-Book (ed. by A. J. Horwood, Camden-Society 1876) p. 50.

206 [1]) Gill l. c. p. 98 sagt bei Gelegenheit der „Metapher“: „Nec te pigeat a Juvenali nostro Georgio Withers, ubi satyrae asperitatem spernit, frequentem audire Metaphoram“ etc., vgl. über die Angelegenheit Ben Jonson's Works III. 172, II. 437, 438; Collier II. 25, 43, 44.

207 [1]) Nur vom Comus ist das Datum 1634 genau bekannt, doch sprechen innere Gründe dafür, auch die übrigen zu erwähnenden Gedichte jenen Jahren von Horton zuzuweisen, wenn man das Sonett und den „Gesang auf den Mai-Morgen“ wegen seines Platzes in der Ausg. v. 1645 nicht an's Ende der cambridger Epoche setzen will, vgl. die Einleitungen in P. W.

[2]) P. W. II. 475 To the Nightingale.

208 [1]) Drummond's Sonett: The Nightingale z. B. abgedruckt bei H. Morley: The King and the Commons p. 84.

[2]) P. W. II. 413. Song on Maymorning.

[3]) P. W. II. 418—29, 205—209. III. 366—389.

[4]) G. Liebert 34, dessen feinsinnige Analyse, auch im Folgenden benutzt, grosses Lob verdient.

209 [1]) Nach der sehr freien Uebersetzung von Adolf Böttger. 4. Aufl. S. 403.

[2]) So fasse ich mit Liebert das „then“ in v. 117 gegen Warton und Masson.

[3]) Die bekannte Stelle, auf die noch in Kap. 5 einzugehen ist, lautet: v. 131. „Then to the well-trod stage anon, | If Jonson's learned sock be on, | Or sweetest Shakspeare, Fancy's child, | Warble his native wood-notes wild.“ Der Doppelsinn des „native“ („heimisch“ und „natürlich“) ist für die Beurtheilung der Stelle zu beachten. Ich schliesse mich in der Uebersetzung an Liebert an.

210 [1]) Liebert.

Seite

211 [1]) Dichtung und Wahrheit, T. 3, B. 13.

[2]) Pauli: Aufsätze z. Engl. Gesch. (1869), S. 353, vgl. 272.

213 [1]) The Stanley Papers I. 37—45 (Chetham-Soc. 1853), auch für das Folgende.

[2]) Vgl. üb. d. Personalien P. W. II. 211 ff. Masson I. 559, gestützt auf die Egerton-Papers (Camden-Soc. 1840), nimmt noch an, dass die erste Aufführung des Othello 1602 bei Gelegenheit eines Besuches Elisabeth's in Harefield stattgefunden habe. S. indess über die Fälschungen in jenen Dokumenten Ingleby: A complete view of the Shakespeare-Controversy, 1861.

214 [1]) Dass Milton, unabhängig von Lawes, mit der Familie Egerton bekannt geworden sei, lässt sich nicht nachweisen. Vgl. die polemischen Bemerkungen von Keightley 119—122 und Masson I. 563, Anm.

[2]) P. W. II. 429—432, III. 389—395. Die Gründe, aus denen ich mich nicht für gezwungen halte, d. Arcades mit Sotheby und neuerdings auch Masson (P. W. II. 210, 211) in d. cambridger Epoche zu setzen s. Gött. gel. Anz. 1875, S. 839, 840, woselbst es aber statt „Dec. 1632" heissen muss „Dec. 1631". Der Tod der Gräfin v. D. (26. Jan. 1637) giebt nach d. einen Seite hin eine bestimmte Zeitgrenze.

[3]) So Warton, dagegen wendet sich Keightley 278, 279, der aber doch das „presented" im Titel zu eng fasst.

215 [1]) Es scheint mir gesucht, mit Masson in dieser Gestalt einen der Untergebenen der Countess oder gar Lawes zu erkennen.

217 [1]) S. über die Personalien der Bridgewater-Familie, die Lokalitäten von Ludlow u. s. w. nächst Todd die Bemerkungen in P. W. II. 227—260; über das Datum der Aufführung des Comus, Lawes' Mitwirkung, die Vertheilung der Rollen vgl. die erste Ausgabe von 1637 s. u. Anm. 1 zu S. 240.

218 [1]) Bacon Works VI. 467 „Of Masques and Triumphs". S. über die Maskenspiele im allg. J. Schmidt: Ueber Ben Jonson's Maskenspiele in Herrigs Archiv XXVII. 55—91. K. Elze im Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft III. 150, 151. IV. 132 ff.

219 [1]) Notes of B. Jonson's conversations with W. Drummond ed. Laing (Shakespeare-Society 1842,) p. 4.

[2]) Elze a. a. O. IV. 134, 135. Dramatic W. of Davenant II. 250 ff. Vgl. Gifford in s. Memoirs of B. Jonson und B. J. Works III. 209 ff.

220 [1]) Comus, P. W. II. 433—468, vgl. die Einleitung II. 227—260 und die Anmerkungen III. 395—444. An dieser Stelle (436—444) sind die Varianten der beiden vorhandenen Mss. des Comus, des Original-Ms. von Milton's Hand in Cambridge, und des s. g. Bridgewater-Ms. (Br. Ms.), das der Aufführung diente und zahlreiche

Seite

Bühnenanweisungen enthält, unter sich und von den Drucken sorgfältig angegeben, und damit ist es unnöthig geworden auf Todd zu verweisen. Ich suche ein Bild von der wirklichen Darstellung zu geben und bemerke, was ich, von dieser abweichend, aufnehme. Bei der Uebersetzung sind benutzt worden Böttger und die sehr anerkennenswerthe Arbeit von Immanuel Schmidt: Milton's Comus übersetzt und mit einer erläuternden Abhandlung begleitet, Berlin 1860, Haude- und Spener'sche Buchhandlung (ursprünglich z. Th. Programm d. Fried.-Wilh.-Gymnasiums). Ueber Lawes' Musik, (die Komposition zu fünf Gesängen handschriftlich im Br. M. Add. Ms. 11518), s. ausser Todd und Masson: Hawkins: A general history of the science and practice of music IV. 50 ff. und Burney: A general history of music III. 380.

221 [1]) Ich denke dabei nicht, wie Schmidt S. 22, an ein Recitativ.

223 [1]) Nach Schmidts guter Vermuthung zu v. 223 sollte auch dies durch einen scenischen Effekt veranschaulicht werden. Uebrigens blieben bei der Aufführung die mitgetheilten Verse (wie überhaupt 195 bis 225) fort, s. P. W. III. 441.

[2]) Nach meiner Meinung übersetzt Schmidt v. 358: „Of savage hunger, or of savage heat" falsch mit „Des wilden Hungers oder wilder Brunst" und Böttger viel richtiger: „Wenn sie.... ein Raub dem ärgsten Durst und Hunger würde." Die „wilde Brunst" als ein Grund der Furcht tritt erst v. 393 ff. als ein Neues auf, auch v. 370 „Not being in danger, as I trust she is not", und der Zusammenhang, in dem er steht, spricht gegen Schmidt's Deutung. Uebrigens fehlen v. 357—365 in den beiden Mss., s. P. W. III. 441.

226 [1]) Ueber diejenigen hier mit benutzten Stellen aus den Reden des Comus und der Jungfrau, die Milton später erst zusetzte, oder die bei der Aufführung weggelassen wurden, s. P. W. III. 441.

[2]) Stage-Direction des Br. Ms. nach v. 866 „The verse to singe or not". Ich beziehe diese Anweisung nur auf v. 866 und werde dazu noch durch das „To be said" vor v. 867 in Milton's Ms. bewogen. Man beachte (gegenüber den Erklärungen v. Masson und Schmidt) den Gegensatz von v. 854: „Warbled song" und von v. 858 „and add the power of some adjuring verse", nach Miltons Ms. ursprünglich: „and add the power of some strong verse."

227 [1]) Aus der Bühnen-Anweisung der Mss. nach v. 937: „Song ends" geht hervor, dass von v. 890—937 der Gesang gedauert hatte, nach dem Br. Ms. waren die Verse 938—957 bei d. Aufführung zwischen dem Schutzgeist und dem ältesten Bruder vertheilt.

[2]) Nicht, wie Schmidt 23 meint, „um die Ankunft der Geretteten zu feiern", sondern nach Milton's Intentionen zunächst, noch ehe diese erscheinen, zu Ehren des neuen Lord-President, eine Idee, die

Seite

schon durch v. 952 vorbereitet war. Vgl. Stage-Direction im Br. Ms.: „towards the end of these sports“ etc.

³) Schmidt, der v. 976 ff. auch bei d. Aufführung beibehalten lässt, verlegt dies zu v. 922. Nach d. ¡Verzeichnis der Kompositionen wurde v. 1012 (mit Weglassung des „But“) bis 1023 gesungen, nur aus Versehn blieb im Br. Ms. stehn: „the Daemon sings or says“.

229 ¹) „This poem, which received its first occasion of birth from yourself and others of your noble family“ s. u. Anm. 1 zu S. 240.

²) S. Bayle und Zedler. Ich benutze des P. Schrift in folgender Ausgabe: Eryci Puteani Comus, sive Phagesiposia Cimmeria. Somnium. Additi sunt ejusdem autoris Thyrsi Philotesii sive amor laconissans consolatio caecitatis. Argentorati, Sumptibus heredum Lazari Zetzneri. M.DC.XXVIII.

230 ¹) S. den Nachweis bei Schmidt a. a. O. S. 28. 29. Obgleich es erklärlich wäre, wenn Milton, ein Mal mit Puteanus beschäftigt, auch seinen übrigen Schriften Aufmerksamkeit zugewandt hätte, wird man sich doch wohl zu hüten haben, folgende Stellen in Verbindung zu setzen: Puteanus: Consol. Caecitatis, p. 269: „Habet et suas nox voluptates“. Comus: 123, 124 „Night hath better sweets to prove; Venus now wakes, and wakens Love“ P. C. C. p. 270: „Viro prudenti, togato, uno verbo, Seni, in pectore dies est; istic cernit, ubi scire et intelligere datum est.“ Comus 381, 382. „He, that has light within his own clear breast, May sit i'the center, and enjoy bright day“.

231 ¹) B. Jonson's W. III. 121. 126. Godwin: Lives of Edward and John Philips p. 387– 407 scheint mir die Abhängigkeit Miltons von Ben Jonson i. a. stark zu übertreiben. Von Interesse ist auch d. Stelle in Massinger's City Madam (Licensed May 25, 1632) Ed. Cunningham, p. 445 A. IV Sc. 2: „And the god of pleasure | Master Luke, our Comus, enters.“

²) M. Rapp scheint noch an ihr festzuhalten, wie er auch, ohne jeden Grund, geneigt ist, anzunehmen, Milton habe sich zur Zeit der Aufführung des Comus auf Ludlow-Castle befunden; s. Herrig's Archiv XX. 387.

³) S. The Works of G. Peele ed. A. Dyce (1829), I. 203—251.

⁴) S. Schmidt's Bemerkung S. 32 zu v. 69 der Arcades und Todd's Notiz zu einer Stelle in den „Animadversions upon the Remonstrant's Defence“ etc., angeführt von Dyce Bd. I. p. XXXI. Man ist indess nicht genöthigt anzunehmen, dass Milton der Peele'sche „Edward I“ bei dieser Stelle vorschwebte, wenn ihm nur die Ballade, auf der er beruht, bekannt war.

232 ¹) Man hat auch auf das Lied Echos in Ben Jonson's: Cynthia's

Seite

Revels (Works I. 151) und auf Browne's „Inner Temple Masque" (Works ed. Hazlitt II. 254, 255) hingewiesen.

²) The faithful shepherdess: Works of Beaumont and Fletcher ed. A. Dyce 1843, II. 1—121 vgl. I. p. XXXIII.

233 ¹) So gut wie gar keinen Zusammenhang mit der „Faithful shepherdess" kann ich erkennen in Comus 143, 312 ff. 393 ff, wo Warton ihn auch hat finden wollen. Auch Schmidt a. a. O. scheint mir hie und da zu weit zu gehen, z. B. mit Bezug auf v. 796 ff.

236 ¹) S. Schmidt 68.

²) S. z. B. die Bemerkungen v. Schmidt S. 57 zu v. 221—225. S. 59 zu v. 21 ff.

239 ¹) P. W. III. 81, II. 365; d. Brief an Gill Dec. 4, 1634 W. VII. 373.

²) Wood. ³) Wood.

⁴) Masson I. 594, daselbst 593 d. entsprechende Eintrag aus dem Kirchenbuch.

240 ¹) Br. M. C. 34. d. 46. „A Maske | Presented | At Ludlow Castle, | 1634: | On Michaelmasse night, before the | Right Honorable, | John Earl of Bridgewater, Viscount Brackly, | Lord Praesident of Wales, And one of | His Majesties most honorable | Privie Counsell. | Eheu quid volui misero mihi! floribus austrum perditus — — | London | Printed for Hvmphrey Robinson, | at the signe of the Three Pidgeons in | Pauls Church-yard. 1637." 4o 35 S.

241 ¹) C. Diodato Lond. Sept. 2, 23, 1637 W. VII. 376—378.

²) Br. M. 239. k. 36 „Justa | Edovardo King | naufrago, | ab | Amicis moerentibus, | amoris | & | *μνείας χάριν*. | Si recte calculum ponas, ubique naufragium est. | Pet. Arb. | Cantabrigiae | apud Thomam Buck, & Rogerum Daniel, celeberrimae | Academiae typographos. 1638." 4°, 36 S. darauf ein neuer Titel „Obsequies to | the memorie | of Mr. Edward | King, | Anno Dom. | 1638. | Printed by Th. Buck, and R. Daniel, | printers to the Universitie of | Cambridge. 1638." 25 S. — P. W. II. 469—474 vgl. 261—276 III. 445. — Dass „R. C." unter den Verfassern der ersten Partie Crashaw bedeute, ist auch die Meinung von A. B. Grosart l. c. I. XXXII. Milton's Gedicht füllt p. 20—25. Man ist fast versucht, in Cleveland's Versen eine leise Ironie auf die seines ehemaligen College-Genossen zu erblicken. Uebrigens findet sich in der Ausg. v. Cleveland's Poems (1656) noch ein kürzeres demselben Gegenstand gewidmetes Gedicht.

243 ¹) Das Material über die viel bestrittenen Verse 130, 131: „But that two-handed engine at the door | Stands ready to smite once and smite no more" hat Masson P. W. III. 454—456 zusammengestellt. Auch mir scheint es am natürlichsten in erster Linie an biblische Reminiscenzen zu denken, und ich verweise noch auf Offenb. Joh. 3, 20 und Ebräer 4, 12; vgl. eine entsprechende Stelle aus Ains-

Seite

worth Animadversion to Mr. R. Clyfton's advertisement 1613 (b. Weingarten 31): „with that two-edged sword, that proceedet hout of Christ's mouth".

245 [1]) Hacket: Scrinia reserata (1693) II. 125, C. S. P. 1637, daselbst auch über die Fälle v. Prynne, Bastwick und Burton.

[2]) S. Rawson-Gardiner: H. of E. 1624—28, II. 197 (Febr. 11, 1628); vgl. über den Zusammenhang des Schiffsgeldes mit der auswärtigen Politik die Einleitungen von Bruce zu der C. S. P.

246 [1]) Dieses Urtheil stützt sich auf die neuesten Untersuchungen von Rawson Gardiner H. of E. 1624—28, nur mit dem Satze II. 321 über das Thema „Was he an apostate?" kann ich nicht übereinstimmen. In der Fortsetzung von Rawson Gardiner's Arbeit wird man neues Material zur Geschichte Strafford's erwarten dürfen, während die Biographieen von Forster: Statesmen of the Commonwealth of England (Ed. New-York 1846) und Macdiarmid: Lives of British Statesmen (Ed 1835) die „Letters and Dispatches" und Radcliffe's beigedruckten Essay vorzüglich ausbeuten. Die Biographie von E. Cooper, 1874, 2 Vols., hat mir nicht vorgelegen.

248 [1]) S. d. von Rawson Gardiner in der Bodleiana aufgefundene Rede v. Dec. 1628, abgedruckt in der Academy 1875 No. 161. p. 581—583.

251 [1]) S. den interessanten, allerdings erst auf den Juli 1638 bezüglichen Bericht des Venetianers Zonka (S. R. Gardiner: Gleanings from the Venetian Archives 1628–37, Academy 1875, No. 186. p. 354).

252 [1]) On Shakespeare. P. W. II. 414. vgl. 198, 199. Ich gebe die Uebersetzung von Bodenstedt (W. Shakespeare's Sonette in deutscher Nachbildung, 2. Aufl. 1866, S. 9) und nur die 2 letzten Zeilen nach Böttger. Leider gehn v. 9. 10 in der Uebersetzung verloren: „For whilst, to the shame of slow-endeavouring art, Thy easy numbers flow" etc. und diese sind besonders charakteristisch, weil sie rühmen, was Milton fehlte. Gervinus: Shakespeare 3. Aufl. I. 13 scheint anzunehmen, das Gedicht stamme aus Milton's Alter.

253 [1]) Flecknoe: „Comparing him (B. Jonson) with Shakespeare you shall see the difference betwixt Nature and Art" etc. (S. Roxburgh-Library, 1869, p. 278) Phillips: Theatrum poetarum Anglicanorum (Ich benutze Ed. 1800) p. 241. „Ben Jonson, the most learned judicious and correct, generally so accounted, of our English Comedians, and the more to be admired for being so, for that neither the height of natural parts, for he was no Shakespeare ... advanced him to this perfection" p. 240: „William Shakespeare, the glory of the English stage ... never any expressed a more lofty and tragic height, never any represented nature more purely to the life, and where the polishments of art are most wanting, as

Seite

probably his learning was not extraordinary, he pleaseth with a certain wild and native elegance“ etc. vgl. Preface p. XXXVII.

254 [1]) Eikonoklastes Ch. 1, W. III. 345, vgl. die Anmerkung in Ed. St. John I. 326.

[2]) Dryden: Preface pref. to the Fables (Poet. W. Ed. 1811, III. 14).

[3]) Liebert 38.

255 [1]) Wither: The poet (abgedr. b. Morley 138).

[2]) S. o. S. 105, v. 19, 20 lauten: „Not those new-fangled toys, and trimming slight | Which takes our late fantastics with delight.“ Das Göthe'sche „Gott sandte seinen rohen Kindern“ u. s. w. verwendet ein ähnliches Bild, wie Milton in diesem Gedicht.

256 [1]) The Reason of Church-Government W. III. 147.

[2]) Carew: An Elegie upon the Death of Dr. Donne (Ed. Hazlitt p. 94.) – Spenser wird von Milton in d. Areopogitica (W. IV. 412) „our sage and serious Poet Spencer . . a better teacher then Scotus or Aquinas“ genannt.

257 [1]) Wither: The poet. Sehr nahe berührt sich mit Milton's Auffassung auch G. Fletcher in der Vorrede zu „Christs Victorie“, (Ed. Grosart 71) der, wie ohne Zweifel auch Milton, wiederum von Plato beeinflusst wird.

[2]) The Reason of Church-Government l. c. Ich folge der sehr freien Uebersetzung von Liebert 51 mit Heranziehung derjenigen von G. Weber: John Milton etc. ursprünglich in Raumer's hist. Taschenbuch 1852, 53 neuerdings aufgenommen in des Verf. Aufsätze „zur Geschichte des Reformations Zeitalters,“ 1874 S. 446.

258 [1]) An Apology against a pamphlet etc. W. III. 269 ff.

259 [1]) S. d. Auszüge b. Masson I. 685 „1639 An infant sonne of Christopher Milton, gent., buried March the 26th.“ „1640 Sarah, the daughter of Christopher and Thomasin Milton, baptized Aug. 11th.“ Vgl. den Stammbaum in Ed. Pickering, Vol. I.

260 [1]) Wood, Walton: Reliquiae Wottonianae, Ed. 1672. The Life of W. Bedell (Camden-Society 1872), Rawson Gardiner: England 1603—1616 II. 58 etc. Ueber Hales s. Tulloch: Rational Theology and Christian Philosophy 1872 I. 170–261.

[2]) Donne's Poems ed. A. B. Grosart, II. 22.

261 [1]) Wotton's Brief, aufgenommen auch in die Reliquiae Wottonianae, ist von Milton dem Comus später vorgedruckt worden. S. P. W. II. 434, 435. vgl. Todd. Die Auflösung der Chiffren H. (Hales), R. (Rouse) R. (Randolph) B. (Branthwait) S. (Scudamore) liegt nahe. Die Zeit von Milton's Abreise wird durch Wotton's Postscriptum bestimmt. Der Brief H. Lawes', der den Erlaubnis-Schein des „Lord Warden of the Cinque Ports“ enthielt, ist zugleich mit Milton's Commonplace-Book aufgefunden und mit diesem (Camden-Society 1876, p. XVI) abgedruckt worden.

Seite

Sechstes Kapitel.

263 [1]) Forster: Statesmen of the Commonwealth New-York 1846 p. 373. Auch Henry Vane verweilte einige Zeit in Genf, s. Forster a. a. O. p. 266 Boyle's Autobiographie Works I. 11 ff.

[2]) Def. sec. W. VI. 310.

264 [1]) „Commendatum ab aliis nobilissimus vir Thomas (so irrthümlich) Scudamorus . . . humanissime accepit." Def. sec. daselbst über die weitere Reise. W. VI. 287. Näheres über Scudamore bei Masson I. 699.

[2]) Gibson's parochial history of Door, Holme-Lacy etc. (1727), auf die sich Masson I. 703, II. 368 beruft, steht mir nicht zu Gebot. S. zwei freundliche, gleichgiltige Briefe an Laud v. 5/15. März und 1/11 Mai 1635 in H. Grotii Epistolae (1687) No. 372, 402.

[3]) Phillips 358.

[4]) Wood ohne Quellenangabe: „the manners and genius of that place being not agreable to his mind."

268 [1]) S. über die italienischen Akademien: J. Jarkii Specimen historiae academiarum eruditarum Italiae 1729, J. A. Fabricius: Conspectus thesauri litterarii Italiae, 1749, Tiraboschi: Storia della Letteratura Italiana (Ed. 1822—1826). Hallam: Introduction to the Literature of Europe etc. 1837—39, 4 Vols, s. Register.

269 [1]) Def. sec. l. c. Viele dieser, wie überhaupt der italienischen Bekannten Milton's, werden häufig erwähnt in Burmanni Sylloges epistolarum a viris illustribus scriptarum t. 5. Leidae 1727, s. Register. Nachrichten über ihr Leben und ihre Werke in Salvini: Fasti Consolari dell' Accademia Fiorentina 1717, Negri: Istoria degli Scrittori Fiorentini 1722, Mazzuchelli: Gli Scrittori d'Italia 1769, Tiraboschi l. c.

270 [1]) Heinsius: Epist. dedic. vor L. 3. der Elegien in s. Poemata, Ed. 1666, p. 33—35.

[2]) Fabroni: Vitae Italorum (1795) XVI. 15—36. Fontani: Elogio di C. R. Dati 1794. Freundliche Nachforschungen in Florenz nach Dati's Briefwechsel (vgl. Fontani p. 252 und Salvini s. a. 1649) haben leider kein Resultat ergeben.

271 [1]) V. d. genannten Werke liegt mir die Original-Ausgabe vor.

[2]) Def. sec. „quorum etiam privatas academias (qui mos illic, cum ad literas humaniores tum ad amicitias conservandas laudatissimus est) assidue frequentari".

[3]) Epit. Damonis v. 133. P. W. III. 91, 540. „Ipse etiam tentare ausus sum; nec puto multum | Displicui" etc. Reason of Church Gov. (W. III. 144). Man könnte etwa an die griechischen Verse „Philosophus ad Regem" etc. (P. W. III. 82) denken, obwohl sie einer späteren Zeit anzugehören scheinen.

Seite

272 [1]) Keineswegs, wie Masson I. 733 anzunehmen scheint, ein Schreib- oder Druck-Fehler f. „Parnasso“, was sich auch gar nicht reimen würde, vielmehr der auf d. Helikon entspringende Fluss Permessus.

273 [1]) Harmonicos coelestium sphaerarum sonitus“, vielleicht eine Anspielung auf den Essay: „De sphaerarum concentu“, den Milton vorgetragen haben mag, wie bereits Masson I. 731, 734 bemerkt.

[2]) Beide „Encomia“, von Milton der Ausgabe seiner Gedichte von 1645 vorgedruckt, nicht eben sehr korrekt bei Todd VI. 161—164, gut in P. W. III. 35—38.

[3]) Negri 63, 64, Tiraboschi VIII. 690, Masson I. 735 nach Todd I. 33, 34 und einigen Artikeln in „Notes and Queries“.

274 [1]) Ep. fam. 8 (W. VII. 380). Die Worte beziehen sich freilich in erster Linie auf die Sprache.

275 [1]) Die von Milton gewünschte Liste fehlt allerdings in Buommattei's Werk.

277 [1]) Areopagitica (W. IV. 428): „There (in Italien) it was that I found and visited the famous Galileo grown old, a prisner to the Inquisition, for thinking in Astronomy otherwise then the Franciscan and Dominican licensers thought“. Man weiss nach dem im Text Gegebenen, wie diese Stelle zu verstehen ist; es führt irre, wenn Gätschenberger: Gesch. d. engl. Lit. III. 71 sagt: „Milton besuchte auch G. damals im Kerker der Inquisition“, noch weniger richtig b. Liebert 48: „Er besuchte den grossen G. in Siena“. Von Masson im einzelnen abweichend, stütze ich mich auf K. v. Gebler: Galileo Galilei, 1876 und Reusch: Der Galilei'sche Process (Sybel's hist. Z.-S. 1875, Heft 3), welche die neuere Literatur verwerthen. Indess steht bei Reusch, wohl in Folge eines Druckfehlers, immer Ancetri statt Arcetri und wird bei Gebler 346 Milton's Besuch ein Jahr zu früh angesetzt. A. v. Reumont: Gesch. Toscana's seit d. Ende des Florent. Freistaates, 1876, I. 554 hält die „Tradition“ für wahrscheinlich, dass der Besuch in der Villa Il Gioiello bei Arcetri stattgefunden habe. In def. sec. wird er gar nicht erwähnt.

[2]) Fernere Anspielungen auf das Teleskop Par. l. III. 590 ff. „a spot like which perhaps | Astronomer in the Suns lucent orb | Trough his glazed optic tube yet never saw“. Par. reg. IV. 40 ff.: „By what strange parallax, or optic skill | Of vision multiplied through air, or glass | Of telescope, were curious to inquire.“ Ueber Mondwolken P. l. V. 419.

280 [1]) Die Uebersetzung zum Theil nach Böttger. In dem Jugendgedicht: „Naturam non pati senium“ (s. o. S. 71.) wird noch das ptolemäische System angenommen (P. W. III. 524). In einer anderen Stelle des Par. lost. wird jede Entscheidung vermieden, IV. 592—597. Ob man P. l. III. 575 hierher ziehen darf, ist zweifelhaft. Die Stellen aus Milton's Prosa-Schriften, die Keightley 217 anführt,

Seite

um zu beweisen, dass Milton (auch nach seiner italienischen Reise und selbst gegen Ende seines Lebens) am ptolemäischen System festgehalten habe, sind nicht durchschlagend. Er spricht hier in Bildern. Bei Gelegenheit des verl. Par. ist auf die Frage zurückzukommen.

280 [2]) Def. sec. W. VI. 288.

281 [1]) Ranke: Päpste II. 351 ff., Anal. Nr. 115 ff. v. Reumont: Geschichte der Stadt Rom, Bd. III. Abth. 2, S. 611—623, 743.

[2]) v. Reumont a. a. O. S. 740.

283 [1]) L. Holstenii epistolae ad diversos, Parisiis 1817, vgl. Zedler: Univ.-Lex. Ueber F. Barberini: Eggs: Purpura docta (1714) L. VI. 321—325.

[2]) H. Grotii .. Epistolae (Amstelodami 1687) Nr. 645, D. Holstenio 10. Sept. 1636. Milton: Ep. famil. (W. VII. 382) „Lucae Holstenio Romae in Vaticano", dat. Florentii Martii 30, 1639, vgl. über Cherubini: Jani Nicii Erythraei Pinacotheca, 1712, p. 722.

284 [1]) C. S. P. D. S. Charles I., Vol. XIII. 525, vgl. a. a. O. 1636—39 s. v. Barberini.

[2]) Bayle s. v. Baroni. Todd VI. 248. Der Sammelband hat den Titel: „Applausi poetici alle glorie della Signora Leonora Baroni".

[3]) P. W. III. 61, 62. II. 341, 342.

286 [1]) Todd I. 35.

[2]) S. den cit. Brief Milton's, vgl. Salvini 504, Fabroni XVII. 141—187, Negri 245, Tiraboschi VIII. 417 ff.

[3]) Masson I. 745. Ich habe das Werk nicht in Händen gehabt.

287 [1]) P. W. III. 34. [2]) P. W. III. 82—84, 530—532.

[3]) P. W. III. 35; über verschiedene Autoren Namens Selvaggi, s. Masson I. 754, Anm. Liebert S. 44 scheint anzunehmen, der fragliche Selvaggi sei ein Florentiner gewesen. Dagegen könnte indess sprechen, dass man ihn dann in der Korrespondenz Miltons mit Dati neben den übrigen erwähnt zu finden erwarten sollte.

[4]) S. über den Eintrag in dem „Travellers' Book of the English College at Rome" p. XVI. v M. Commonplace-Book (Camden-Soc. 1876).

288 [1]) Tiraboschi VIII. 52. J. Nycii Erythraci Pin. 600—602. Opere di Tasso (Ed. 1735) IV. 245, VII. 472 ff.

[2]) Todd VI. 345. Mitford XXXIV.

289 [1]) Walker's hist. memoir of Italian tragedy (1799), woselbst sich in App 5 Näheres über die Lage der Manso'schen Villa befinden soll, habe ich nicht einsehen können.

[2]) „propterea quod nolebam in religione esse tectior". Def. sec. l. c.

[3]) Nach Liebert 46: „Ut mens, forma, decor, facies, mos, si pietas sic, | Non Anglus, verum hercle Angelus, ipse fores". P. W. III. 34.

290 [1]) Def. sec. l. c.: „In Siciliam quoque et Graeciam trajicere volentem me tristis ex Anglia belli civilis nuntius revocavit" etc. Der Aus-

Seite

druck ist etwas zu stark; von einem „bellum civile“ war damals noch nicht die Rede.

²) Mansus P. W. III. 84 ff., 532 ff.

290 ³) S. ihre Beschreibung im „Epitaphium Damonis“ v. 181—198.

291 ¹) Ep. fam. 10: Carolo Dato Londino Aprilis 21 1647. W. VII. 386. Of Reformation etc. W. III. 46, vgl. den Brief des N. Heinsius an J. Vossius, Venedig, 1. März 1653 (Burmanni Sylloges T. 3, 669): „Imo invisus est Italis Anglus iste, inter quos multo vixit tempore ob mores nimis severos, cum et de religione libenter disputaret, ac multa in Pontificem Romanum acerbe effutiret quavis occasione“. (H. beruft sich kurz vorher auf Holstenius.)

²) Def. sec. l. c.

293 ¹) P. W. II. 476—478, 283—285. Es wäre denkbar, dass ein Theil dieser Gedichte zu dem „Zusammengestoppelten“ gehörte, das M. in den Kreisen seiner ital. Freundevortrug, s. o. Anm. 3 zu S. 271.

²) Def. sec. etwa bis Mitte Mai 1639. Eine Erinnerung an Venedig in Def. pro se contra Al. Morum, W. VI. 383.

294 ¹) E. Phillips: Life of Milton l. c. p. 361, vgl. E. L. Gerber: Neues Lexikon der Tonkünstler 1812—1814.

²) Man sehe statt aller biogr. Wörterbücher: Vie de Jean Diodati théologien Génevois, 1576—1649 par E. de Budé, Lausanne 1869. Hier wird p. 297 irrthümlich Milton's Freund, Karl D., zu einem Sohne des Theologen gemacht. Auch sehe ich nicht, dass dem Verf. die Beziehungen Milton's zu G. Diodati bekannt sind, vgl. Bedell's Life in den Ed. d. Camden-Society p. 142.

³) Masson I. p. 778 vermuthet, Lucca und nicht Genf sei G. Diodati's Geburtsort. Vgl. dagegen de Budé p. 22, 24 auch über das Datum der Geburt.

295 ¹) Forster: Statesmen p. 373, de Budé 253, Elze: Lord Byron p. 201.

²) Pro se contra Morum Defensio, W. VI. 398.

³) S. über das Album: Hunter p. 23 und über seine Geschichte, Sotheby p. 106, daselbst T. XIV. Nr. IV. ein Facsimile des Milton'schen Eintrags.

296 ¹) S. über die Chronologie von Milton's Reise: Keightley p. 20. Treitschke: hist. und pol. Aufsätze, lässt Milton „drei reiche Jahre“ in Italien verweilen! Milton selbst Def. sec. l. c. p. 289 bezeichnet, ein wenig den Ereignissen vorgreifend, als Termin seiner Rückkehr: „eodem ferme tempore quo Carolus, cum Scotis, rupta pace (Vertrag von Berwick, 18. Juni 1639) bellum alterum quod vocant Episcopale, redintegrabat“. Ueber die Dauer seiner Reise lässt er keinen Zweifel: „post annum et tres plus minus menses in patriam revertor“.

290 ²) Areopagitica. W. IV. 428. ³) Def. sec. W. VI. 289.

Anhang I.

Die älteste Biographie Milton's.

Unter den Quellen zur Lebensgeschichte Milton's stehen, wie man weiss, seine eigenen Schriften, und namentlich die autobiographische Skizze in der Defensio secunda pro populo Anglicano an erster Stelle. Als erster im Druck erschienener Abriss seines Lebens von der Hand eines anderen ist derjenige in Wood's (1632—95) Athenae et Fasti Oxonienses (zuerst 1691) zu erwähnen. Bald darauf, 1694, erschien die Biographie des Dichters von der Hand seines Neffen E. Phillips zugleich mit der englischen Ausgabe von Milton's „Letters of State". Zu dem von Wood und Phillips Mitgetheilten ist von Toland (1698 vor der Ausgabe von Milton's Prosa-Werken, 1699 und 1761 separat) einiges neue Material hinzugefügt worden. Die folgenden Biographen standen der Zeit Milton's schon zu fern, als dass sie durch persönliche Erkundigungen die bekannten Thatsachen um Nennenswerthes hätten vermehren können, und erst mit dem Zurückgehn auf urkundliches Material gelang es neue Ergebnisse zu gewinnen. Immerhin sieht man sich neben den Milton'schen Schriften selbst vorzüglich auf Wood und Phillips angewiesen, eben damit aber genöthigt, sich darüber klar zu werden, woher sie ihre Nachrichten geschöpft haben. Was Phillips betrifft, so ist klar, dass sein nahes verwandtschaftliches und sein enges persönliches Verhältnis zu seinem Oheim ihm vortreffliche Mittel für die Lösung seiner Aufgabe an die Hand gab. Auch bemerkt man leicht, dass er die erwähnte Partie der Defensio secunda stark benutzt hat. Dennoch laufen mancherlei Irrthümer in seiner Darstellung mit unter. So setzt er schon das Geburtsjahr seines Oheims falsch an, desgleichen das Datum seines Todes, seine Angabe von Bücher-Titeln ist nicht immer genau, seine Notiz über das Milton, von dem die Familie stammen sollte (s. o. S. 14 Anm. 1), ist ebenso verwirrt wie seine Mittheilung, dass die Absicht bestanden habe, den Dichter zum „adjutant-general in Sir William Waller's army" zu machen (s. Näheres in Buch II.). — Wenn Wood nicht die gleiche persönliche Erfahrung zu Gebote stand wie E. Phillips, und wenn er hie und da durch Vorurtheile eingenommen zu sein scheint, so hatte er andere Vortheile für sich, die

uns seine biographische Skizze werthvoll machen. Lange Zeit hindurch mit den Vorbereitungen seiner Athenae et Fasti Oxonienses beschäftigt, schrieb er in jedem Falle viel früher als Phillips. Er suchte sich mit grosser Sorgfalt die biographischen Materialien zu verschaffen, und zum Glück sind uns die Notizen seines Hauptgewährsmannes für die Lebensgeschichte John Milton's aufbewahrt.

Dies war der Antiquar und Naturforscher John Aubrey (1627—97), welcher sich mit grossem Eifer bemühte für Wood, während dieser sein Werk vorbereitete, von allen Seiten her Notizen zu sammeln (1). Seine Materialien-Sammlung ist mit den Ashmolean Mss. in die Bodleiana übergegangen und 1813 in nicht sehr befriedigender Weise in den „Letters written by eminent persons in the 17. and 18. centuries" etc., 2 Vols., London, veröffentlicht worden. Die Notizen für die Biographie Milton's (Aubrey Mss. 4. part. III.) scheinen um das Jahr 1680 geschrieben worden zu sein (P. W. I. 57, Godwin: Lives of E. and John Philips 335, vgl. u. S. 343), wie sich denn Aubrey nachweisbar unmittelbar nach Milton's Tode bemüht hat, Daten für die Lebensgeschichte des Dichters zu sammeln und eine Zeit lang hoffen durfte, Marvell im Interesse Wood's dafür zu gewinnen (Masson I. p. IX.). Jedenfalls ist Aubrey's Biographie, wenn anders seine Materialien-Sammlung diesen Namen verdient, die älteste Biographie Milton's, die man besitzt. Allerdings lauten die Urtheile der Zeitgenossen über Aubrey nicht immer sehr günstig. Toland charakterisirt ihn freilich als „a very honest man and most accurate in his account of matters of fact," wenn auch als „extremely superstitious". Aber Wood selbst, der ihm doch so viel verdankte, nennt ihn „a shiftless person, roving and magotyheaded and sometimes little better than crased." Es heisst von A. er sei gewesen „exceedingly credulous, would stuff his many letters sent to Wood with folliries and misinformations, which sometimes would guid him into the paths of errour". (Life of Wood l. c.) Trotzdem sind die Nachrichten Aubrey's über Milton's Leben, mit Vorsicht benutzt, höchst schätzbar. Er hat Milton persönlich gekannt, er hat bei seinem Bruder, bei seinem Neffen E. Phillips, bei seiner Wittwe und bei anderen Erkundigungen eingezogen, und dass er häufig seine Autoritäten angiebt, verleiht seinen Notizen noch höheren Werth. Freilich behalten diese immer den Charakter des Abgerissenen, Skizzenhaften. Es fehlt nicht an Widersprüchen, wie wenn es einmal heisst, Milton's festländische Reise habe zwei Jahre gedauert, ein anderes Mal: ein Jahr. Auch die lebhafte Phantasie scheint Aubrey hie und da zur Ausmalung unverbürgter Einzelheiten fortzureissen, wie sich namentlich zeigt, wenn man solche Stellen, die er E. Philipps Mittheilungen verdankte, mit dem späteren Berichte dieses selbst vergleicht.

---

1) Life of Wood written by himself (Ecclesiastical History Society 1848) S. 152 über Aubrey im allg. Rose: New general biogr. Dictionary 1857; die Memoirs of Aubrey v. Britton, 1845 sind mir nur dem Titel nach bekannt geworden.

Aubrey's Notizen sind zuerst in den erwähnten „Letters written by eminent persons", Vol. 2, P. 1, 439—450, unvollständig abgedruckt, darauf besser, jedoch auch nicht genügend, in Godwin: Lives of E. and J. Philips (1815), 335—349. Ich lasse sie nach einer vom Orig.-Ms. in der Bodleiana genommenen Kopie folgen, in welcher der Gebrauch der Minuskel durchgeführt, die Interpunktion selbstständig vorgenommen, und eine Anzahl der üblichen Abkürzungen stillschweigend aufgelöst worden ist. Eine Stelle des Aubrey'schen Ms. liess mich eine Zeit lang hoffen, dass es gelingen könnte, noch eine bisher unbekannte originale Quelle der Biographie Milton's aufzufinden. Es ist die Stelle: „Quaere Mr. Allam of Edmund's Hall, Oxon. of. Mr. J. Milton's Life, writt by himselfe v. pagg." Ich glaube nicht irre zu gehn, wenn ich damit folgende Bemerkung in Hearne's account of Wood (App. 1 zum Life of Wood l. c. p. 332) in Zusammenhang bringe: „If you will believe what he himselfe says and what I have often heard reported in Oxon, the greatest help he found from any one person in that university, was from Mr. Andrew Allam, vice-principal of St. Edmundshall, who died, to our author's great reluctancy, an. 1685. This ingenious retired and modest person helped him very much in the notitia of divers modern authors whilst Mr. Wood himself was day and night drudging in those more ancient; and therefore Mr. Wood hath deservedly given an high character of Mr. Allam." (Eine beiläufige Erwähnung Allam's l. c. p. 222.) Hierdurch wird es noch wahrscheinlicher gemacht, dass dieser Allam ein Leben Milton's abgefasst habe, und es braucht nicht gesagt zu werden, von welchem Interesse es wäre, desselben habhaft zu werden. Allein meine Bemühungen, die Papiere Allam's, sei es in der Bodleiana oder in St. Edmund's Hall aufzufinden oder doch Kunde über ihren Verbleib zu erhalten, waren trotz der freundlichsten Unterstützung an Ort und Stelle vergeblich.

Mr. John Milton.(1)

Was of an Oxfordshire familie: his grandfather . . . . . (a Rom. Cath.) of Holton in Oxfordshire, near Shotover. His father was brought up in the university of Oxon at Christ Church, and his grandfather disinherited him because he kept not to the Catholique religion; q. he found a bible in English in his chamber; so thereupon he came to London and

---

1) Unter dem Worte „John" steht ein Wappenschild mit zwei kleinen Schrägbalken gekreuzt, durch a als „argent" bezeichnet (das Bradshaw'sche W.), und ganz links auf der Seite findet sich in roher Zeichnung das Milton'sche Wappen, ein Doppeladler, und daneben die Worte: „Crest an Arme dexter (?) holding a Eagles heade & („h. &." ausgestrichen) neck erased G.", d. h. erased Gules s. Masson I. 4 nach den Aspidora Segariana Add. Ms. Br. M. 12225 fol. 162, zuerst aufgefunden von Hunter.

became a scrivener, (brought up by a friend of his, was not an apprentice), and got a plentifull estate by it and left it off many years before he dyed, he was an ingeniose man, delighted in musique, composed many songs now in print, especially that of Oriana.

His mother was a Bradshaw, Christopher Milton (his brother, the Inner Temple) bencher.(1)

His son Jo. was borne in Bread-Street in London at the(2) Spread-Eagle, which was his house, he had also in that street(3) another house, the Rose, and other houses in other places. He was borne anno Domini ..... the ..... day of ... about ..... a clock in the(4) ..... He went to schoole to old Mr. Gill, at Paule's schoole, went, at his owne chardge only(5) to Christ-College in Cambr.(6) at fifteen, where he stayed eight yeares at last: then he travelled into France and Italie. Had Sir H. Wotton's commendatory letter. At Geneva he contracted a great friendship with the learned Dr. Deodati(7) of Geneva (vide his poems). He was acquainted(8) with Sr. Henry Wotton, who(9) delighted in his company, ambassador at Venice. He was several years (quaere how many? resp. two yeares)(10) beyond sea, and returned to England(11) just upon the breaking out of the civill warres. He was Latin secretary to (12) the parliament. Anno Domini 1619 he was ten yeares old, as by his picture, and was then a poet. His schoolmaster then was a Puritan, in Essex, who cutt his haire short.

He married his first wife ..... Powell, of Fost-Hill, at Shotover, in Oxonshire. She was a zealous royalist and went without her husband's consent to her mother in the king's quarters, she dyed anno domini .... She went from him to her mother's at ... in the king's quarters neer Oxford(13) anno Domini; and wrote the triple chord about divorce. Anno Domini .... by whom he had 4 children. Hath two daughters living; Deborah was his amanuensis, he taught her Latin and to reade Greeke(14) to him, when he had lost his eie-sight, which was anno Domini .....

He was scarce so tall as I am (Quaere quot feet I am high? Resp. Of middle stature). He had light abroun(15) hayre. His complexion ex-

---

1) „His — bencher" habe ich geglaubt hier einschieben zu sollen; es steht im Original zusammenhanglos für sich allein. „bencher" ist über ein durchstrichenes „barrister" geschrieben.

2) „Rose" ausgestrichen. 3) „there" ausgestrichen.

4) Aubrey liess die Lücken stehen, bis er, vielleicht von Christopher Milton aus einem Eintrag in die Familienbibel die Ergänzung erfahren hätte.

5) „at — only" mit frischerer Tinte.

6) „very young sc. about thirteen was the most" ausgestrichen.

7) „Carolo Diodati" ausgestrichen. 8) „beyond sea with" ausgestrichen.

9) „was" ausgestrichen. 10) „q. — yeares" von derselben Hand.

11) „abroad before" durchstrichen. 12) „Oliver Cromwell" ausgestrichen.

13) „She went — Oxford" mit späterer Tinte geschrieben und eingeschoben, darunter durchstrichen: „She parted from him".

14) „and Hebrew q." durchstrichen. 15) „abroun" wohl = auburn über „browne" gesetzt.

ceeding(1) fayre. (He was so faire that they called him the lady of Christ-Coll.) Ovall face, his eie a darke gray. His widowe has his picture drawne very well and like(2), when a Cambridge schollar. She has his picture when a Cambridge schollar, which ought to be engraven, for the pictures before his bookes are not at all like him. He married his second wife Mrs. Eliz. Minshull, anno .. the yeare before the sicknesse, a gentile(3) person, a peacefull and agreeable humour.(4)

After he was blinde, he wrote these following bookes, viz.

Paradise Lost,
Paradise Regained,
Grammar,
Dictionarie, imperfect q.(5)

He was a spare man. [2] He was an early riser, sc. at 4 o'clock mane, yea after he lost his sight. He had a man read to him. The first thing he read was the Hebrew bible, and that was at 4 h. mane 1/2 h., then he contemplated.(6) At 7 his man came to him again and then read to him and wrote(7) till dinner, the writing was as much as the reading. His second daughter Deborah, could read to him Latin, Italian and French and Greeke. She married in Dublin to one Mr. Clarke (a mercer sells silke etc.); very like her father. The other sister is Mary, more like her mother. After dinner he used to walke 3 or 4 houres at a time, he always had a garden, where he lived; went to bed about 9. Temperate(8) rarely dranke between meales. Extreme pleasant(9) in his conversation and at dinner, supper etc. but satyricall.

He pronounced the letter R. very hard.(10) He had a delicate tuneable voice and had good(11) skill.

His father instructed him. He had an organ in his house, he played on that most. His exercise was chiefly walking.

He was visited much by learned, more than he did desire.

He was mightily importuned to goe into France(12) and Italie; foreigners came much to see him and much admired him and offered to him great preferments to come over to them, and(13) the only inducement of severall foreigners that came over into England, was chiefly to see Oliver(14) Protector and Mr. J. Milton and would see the house and chamber where he was borne. He was much more admired abrode than at home.

His familiar learned acquaintance were Mr. Andrew Marvell, Mr. Skinner, Dr. Paget, M. D. Mr. Skinner, who was his disciple.

---

1) „very" darunter geschrieben. 2) „very — like" mit frischerer Tinte. 3) „gent" Ms.
4) „a. p. a. a. h." mit frischerer Tinte. 5) „Gr. D. i. q." mit frischerer Tinte.
6) „thought" durchstrichen. 7) „again" durchstrichen.
8) „man" durchstrichen. 9) „at" durchstrichen. 10) Am Rande des Ms. „Litera canina".
11) „great" durchstrichen. 12) Fr. Ms.
13) „severall foreigners came" durchstrichen. 14) „O." Ms.

Jo. Dreyden, Esq. Poet Laureate, who(1) very much admires him and went to him to have leave to putt his Paradise Lost into a drama in rhymme. Mr. Milton received him civilly and told him that he would give him leave to tagge his verses.

His widowe assures me that Mr. Hobbs was not one of his acquaintance, that her husband did not like him at all, but he would grant(2) him to be a man of great parts and a learned man. Their interests and tenets did run counter to each other(3). v. Mr. Hobbes Behemoth(4).

[3] From his brother(5) Chr. Milton:

When he went to schoole, when he was very young, he studied very hard and sate up very late; commonly till 12 or one o'clock at night, and his father ordered the mayde to sitt up for him, and in those yeares (10) composed many copies of verses, which might well become a riper age. And was a very hard student in the university and performed all his exercises there with very good applause. His first tutor there was Mr. Chapell, from whom receiving some unkindnesse, (whip't him)(6), he was afterwards, (though it seemed opposite to the rules of the college), transferred to the tuition of one Mr. Tovell, who dyed parson of Lutterworth.

I have been told, that the father composed a song of fourscore parts for the Lantgrave of Hess, for which highnesse [sic] sent a meddall of gold, or a noble present.(7) He dyed(8) about 1647, buried in Cripplegate church(9) from his house in the Barbican.

☞ Quaere Mr. Chr. Milton to see the date of his brothers(10) birth.

1. Of Reformation. } qr. whether two books.
   Against Prelatical Episcopacy. }
2. The Reason of Church Government.
3. A Defence of Smectymnuus.
4. The Doctrin and Disciplin of Divorce. } All these in prosecution
5. Colasterion. } of the same subject.
6. The Judgment of Martin Bucer. }
7. Tetrachordon (of divorce). }
8. Areopagitica viz. for the Libertie of the Presse.
   Of Education.
   Iconoclastes.
   Tenure of Kings and Magistrates.
   Defensio Populi Anglicani.
   Defensio secunda contra Morum. His Logick.

---

1) „who — verses" mit frischerer Tinte. 2) darunter „acknowledge".
3) „d. r. c. t. e. o." steht über „were diametrically opposite".
4) Diese Bemerkung ursprünglich mit Bleistift, später mit Tinte überzogen.
5) „bro." Ms. 6) „whip't him" darübergeschrieben. 7) „o. a. n. p." darübergeschrieben.
8) „in that year that the army marched through the city" ausgestrichen.
9) „ch." Ms. 10) „bro." Ms.

Defensio tertia.
Of the Powr of the Civil Magistrate in Ecclesiastical Affairs.
Against Hirelings (against Tithes).
Of a Commonwealth.
Against Dr. Griffith.
Of Toleration, Heresie and Schisme.

[4] He went to travell about the year 1638 and was abroad about a years space, chiefly in Italy, immediately after his return he took a lodging at Mr. Rusell's, a taylour, in St. Bride's church-yard; and took into his tuition his sister's two sons, Edw. and John Philips, the first 10, the other 9 years of age, and in a year's time made them capable of interpreting a Latin author at sight etc. and within 3 years they went through the best of Latin and Greec poetts: Lucretius and Manilius, and with him the use of the globes and some rudiments of arithmetics and geometry (1), of the Latins; Hesiod, Aratus, Dionysius Afer, Oppian, Apollonii Argonautica and Quintus Calaber. Cato, Varro und Columella de re rustica were the very first authors they learn't.

As he was severe on one hand, so he was most familiar and free in his conversation to those, to whome most sowre in his way of education. NB. He made his nephews songsters and sing from the time, they were with him (2).

John Milton was born the 9th of December 1608 die Veneris half an hour after six in the morning. (3)

From Mr. E. Philips: His invention was much more free and easie in the equinoxes than in the solstices; as he more particularly found in writing his Paradise Lost. Mr. Edw. Philips (his nephew and then amanuensis) hath. (4)

All the time of writing his Paradise Lost his veine began at the autumnall equinoctiall and ceased at the vernall or thereabouts (I believe about May) and this was 4 or 5 yeares of his doing it. He began about 2 yeares, before the king (5) came in and finished about 3 yeares after the king's (6) restauration . .

Quaere Mr. J. Playford pro Wilby's sett of Orianas. In the (7) 4th booke of Paradise Lost there are about 6 verses of satan's exclamation to the sun, which Mr. Edward Philips (8) remembers about 15 or 16 yeares before ever his poem was thought of, which verses were intended for the

---

1) „Arithm. and Geom." Ms.

2) Hier endet p. 4 des Ms., welche zur Hälfte leer ist. Es folgen nun zwei besondere Quartblättchen, bezeichnet 33. 34. 36. 37. lose an die übrigen Folio-Blätter angebunden, und auf diesen das Stück des Ms. von „John Milton — widow preserve", das ich ohne Paginirung zum Abdruck bringe.

3) „John — morning" anscheinend nicht von Aubrey's Hand. Darunter von Wood' Hand: „Why do you not set downe where Jh. Milton was borne?"

4) „His invention — hath" ausgestrichen im Ms. 5) „K." Ms. 6) „K's." Ms.

7) „2nd or 3rd ausgestrichen. 8) „E. Phi." Ms.

beginning of a tragoedie, which he had designed but was diverted from it by other businesse. (1)

Whatever he wrote against monarchie was out of no animositie to the king's person, or out of any faction or interest, but out of a pure zeale to the liberty of mankind, which he thought, would be greater under a free state then under a monarchicall government. His being conversant in Livy and the Roman authors and the greatnes he saw donne by the Roman commonwealth and the vertue of their great captaines (2) induc't him to. (3)

His first wife (Mrs. Powell, a royalist) (4) was brought up and lived where there was a great deale of company and merriment, dancing etc. And when she came to live with her husband at Mr. Russell's, in St. Bride's churchyard(5), she found it very solitary, no company came to her, oftentimes heard his nephews beaten and cry. This life was irksome to her, and so she went to her parents at Foste-hill. He sent for her (after some time), and I thinke his servant was evelly entreated, but as for wronging his bed, I never heard the least suspicions nor had he of that any jealousie. (6)

From Mr. Abr. Hill: Memorandum: His sharp writing against Alexander More of Holland, upon a mistake notwithstanding he had given him by the ambassador (Quaere the ambassador's name of Mr. Hill? Respondit: Newport the Dutch ambassador) all satisfaction to the contrary viz. that the booke (called „Clamor") was writt by Peter du Moulin. Well that was all one; (7) he having writt it, it should goe into the world, one of them was as bad as the other. (8)

Quaere Mr. Allam of Edmund's (9) Hall, Oxon. of Mr. J. Milton's Life, writt by himselfe v. pagg.

His sight began to faile him at first upon his writing against Salmasius, and before 't was fully compleated one eie absolutely failed. Upon the writing of other bookes, after that, his other eie decayed.

Write his name in red letters on his picture with his widowe to preserve. (10)

[7] Different relligions. (11) Two opinions do not well on the same boulster. She was a ..... royalist and went to her mother neer Oxford, the king's (12) quarters. I have perhaps so much charity for her that she might not wrong his bed, but what man (especially contemplative), would

---

1) Hier endet das mit 33 bezeichnete Quartblatt.

2) So im Ms. über „commanders" geschrieben. 3) Ende des Quartblatts 34.

4) „a. r." darübergeschrieben. 5) „ch." Ms. 6) Ende des Quartblatts 36.

7) „when he had" durchstrichen.

8) „Newport — ambassador" . . . „that the b. — other" mit anderer Tinte, wahrscheinlich geschrieben, nachdem die Antwort von Mr. Hill eingelaufen war.

9) „Edm." Ms.

10) Ende des Quartblattes 37. Es folgt ein leeres Blatt (fol. gleich SS. 5. 6.).

11) „rell" Ms. Vor D. r. steht durchstrichen: „He married Eliz. 2d wife, Ao Dni 16 . ."

12) „K's." Ms.

like to have a young wife environ'd by the sons of Mars, and those of the enemi partie? He lived in several places, e. g. Holborn neer king's(1) gate. He died in Bunhill opposite the Artillery garden-wall. His harmonicall and ingeniose soule did lodge(2) in a beautifull and well-proportioned body. „In toto nusquam corpore menda fuit.“ Ovid. He had(3) a very good memory, but I believe that his excellent method of thinking and disposing did much help his memory.

I heard that after he was blind, that he was writing in the heads a Latin dictionary, vidua affirmat. She gave all his papers,(4) among which this dictionary imperfect, to his nephew, that he brought up, a sister's son ..... Philips, who lives neer the Maypole in the Strand. She has a great many letters by her from learned men of his acquaintance. both of England and beyond sea. His eye-sight was decaying about 20 years before his death. Quaere when starke(5) blind? His father read without spectacles at 84, his mother had very weake eies and used spectacles presently after she was thirty years old. Of a very cheerful humour.

He was very healthy, seldom took any physique, only sometimes he took manna(6), and free from all diseases, only towards his later end he was visited with the goute, spring and fall. He would be chearfull even in his goute-fitts and sing.

He died of(7) the goute struck in, the 9th or 10th of November 1674, as appears by his apothecaryes booke. He lies buried in St. Giles Cripplegate, upper end of chancell at the right hand. Vide(8). Memorandum: his stone is now removed, for about 2 years since (now 1681) the two steppes to the communion table were raysed. I ghesse Jo. Speed and he lie together.

Quaere his nephew Mr. Edw. Philips for a perfect catalogue of his writings. Memorandum: He wrote a little tract of Education.

Memorandum: Mr. Theodore Haak, R. S. S. hath translated halfe his Paradise Lost into High Dutch, in such blank verse, which is very well liked of by Germans. Fabricius, professor at Heidelberg, who sent to Mr. Haak a letter upon this translation. Incredibile est quantum nos omnes affecerit gravitas styli et copia lectissimorum verborum .. et v. the letter.

Hierauf endigt [7], es folgt auf [8] der Milton'sche Stammbaum, auf dessen Wiedergabe ich glaube verzichten zu dürfen. Sie würde vollständig befriedigend nur in Form des Facsimile erfolgen können, und in dieser findet man den ersten Theil, der für die Frage der Genealogie von

---

1) „K's.“ Ms. 2) So über „dwelt“ geschrieben. 3) „an extraordinarie“ ausgestrichen.
4) Daneben stehend: „In the hands of Moyses Pitt“. 5) St. über „quite“ geschrieben.
6) „seldom — manna“ darübergeschrieben.
7) „a feaver at his house in Jewin street about the 64th year of his age“ durchstrichen.
8) „V.“ Ms. dahinter „his stone grave stone“ durchstrichen.

Milton's Mutter wichtig ist, bei Masson I. 6. Noch will ich Folgendes als Zusatz zu dem Abdruck bei Godwin p. 347 bemerken: Ueber dem Namen „Sarah Bradshaw" findet sich das Bradshaw'sche Wappen, wie im Anfang des Ms., unter den Worten „Edw. Phillips" ein durchstrichenes, vor „Mary Powell" ein leeres Wappenschild, unter den Worten „Eliz. Minshull of Cheshire" ein Schild mit Stern und Mondsichel.

Catalogus Librorum. (1)

1. Poems 8vo printed, twice printed { some writt / but at 18.
2. Eikonoklastes printed at Of Reformation.
3. Pro Pop. Angl. Defensio contra Salmasium.
4. Tetrachordon. 4to. Of Divorce.
5. } Paradise { Lost. 4to.
6. } Regain'd. 4to Edw. Philips his chief amanuensis.
7. Latin Epistles (2) 8vo { Familiar. / Politique.
8. Latin Grammar in English. 8vo.
9. The History of Britain, from the first traditionall beginning, continued to the Norman Conquest. 4to London MDCLXX., for James Alestry, Rose & Crown, Paul's (3) Church Yard. Scripsit permulta (?) per effigiem (pro falsare?) 1670 aetáte 62.
10. A Letter of Education to Mr. S. Hartlib (with his Poems).
11. A Brief History of Muscovia, and other less known Countries lyeing eastward (4) writt by the author's owne hand, before he lost his sight: and intended to have printed it before his death.
12. His Logick.
13. Idea Theologiae, in Ms. in the hands of Mr. Skinner a merchants sonne in Marke Lane. Memorandum: There was one Mr. Skinner of the Jerkers Office, up 2 paire of stayres at the Custom House.
14. He wrote a Dictionary called Idioma Linguae Latinae from Mr. Packer, who was his scholar.

---

1) Am Rande dieses Verzeichnisses: „Set them downe according to order of time."
2) „Eples." Ms. 3) „P's." Ms. 4) Darüber geschrieben: „advertisement".

Anhang II.

Die Genealogie von Milton's Mutter.

Die Genealogie von Milton's Mutter zu bestimmen, macht grosse Schwierigkeiten. Die überlieferten Nachrichten widersprechen sich in folgender Weise:

1) Aubrey sagt im Texte: „His mother was a Bradshaw“ und führt sie in dem Stammbaum auf als „Sarah Bradshaw“. Daselbst hat er über dem Namen die Zeichnung eines Wappens angebracht, welches genau ebenso am Anfang des Textes, wenn auch für sich alleinstehend, vorkommt und in der That dem bekannten Wappen der Bradshaws von Bradshaw so gut entspricht, wie es von einer flüchtigen Federzeichnung zu erwarten ist. (Masson I. 25).
2) Wood, indem er sich hier wie in der biographischen Skizze im ganzen durchaus auf Aubrey's Mittheilungen stützt, berichtet: „his Mother, named Sarah, was of the ancient Family of the Bradshaws.“
3) Edward Phillips bezeichnet die Mutter als „Sarah, of the family of the Castons, derived originaly from Wales.“

Zunächst widersprechen sich also Aubrey und Phillips. Dieser war freilich der Enkel der in Frage stehenden Persönlichkeit, aber wir haben zu erwägen, dass er sich etwas unbestimmt ausdrückt, dass wir ihn häufig bedenklicher Vergehen zeihen müssen, dass er später schreibt als Aubrey. Allerdings glaube ich Masson nicht beistimmen zu können, wenn er für Aubrey den Christopher Milton Gewährsmann sein lässt. Dass Christophers Name ohne weitere Verbindung dem Satze „His mother was a Bradshaw“ angeschlossen wird, soll wohl nicht ein Quellen-Citat ausdrücken, sondern ist eine beiläufige Bemerkung, kurz gefasst, um den Faden der Biographie nicht zu unterbrechen. Aus diesem Grunde stehn beide Sätze auch fast fragmentarisch für sich allein. Ferner haben die bis jetzt angestellten Nachforschungen in den Stammbäumen der Bradshaws kein Ergebnis geliefert, welches Aubrey's Nachricht bestätigen könnte. Wäre eine auch nur entfernte Verwandtschaft mit dem Präsidenten Bradshaw anzunehmen gewesen, so sollte man meinen, John Milton würde eine Anspielung darauf in der Defensio secunda (W. VI. 299) nicht unterdrückt haben. Dennoch hat

Aubrey's zwei Mal ausdrücklich ausgesprochenes Zeugnis ein bedeutendes Gewicht.

4) In den Pfarr-Registern von Allhallows, Bread-Street, findet sich folgender Eintrag: „The XXIInd daye of February a° 1610 [1610—11], was buried in this parishe Mrs. Ellen Jefferys, the mother of Mr. John Mylton's wyffe of this parishe." (P. W. Golden Treasury Ed. I. p. X.)

Dass hierunter die Schwiegermutter des „scrivener John Milton", also die Grossmutter des Dichters, zu verstehn sei, ist zweifellos. Wenn diese bei ihrem Tode als „Mrs Jefferys", ihre Tochter aber als eine geborene Bradshaw oder Caston bezeichnet wird, so müsste man annehmen, dass des Dichters Grossmutter als Wittwe Bradshaw oder Caston einem Jefferys ihre Hand gereicht hätte. Auffällig ist aber, dass der Name Jefferys, allerdings geschrieben Jeffrey, was öfter vorkam, noch ein Mal in der Genealogie Miltons auftaucht. Man findet ihn auf der Aubrey'schen Stammtafel rechts von dem Namen von des Dichters Grossvater. Die herkömmliche Meinung geht dahin, dass Aubrey durch seine Zeichnung habe ausdrücken wollen, der Grossvater des Dichters sei mit einer Wittwe Jeffrey, geborenen Haughton, vermählt gewesen.

Es ist Masson in der That gelungen, gestützt auf ein 1595 eröffnetes Testament, einen „John Jeffrey of Halton, in com. Oxon. husbandman" und somit eine Familie dieses Namens ganz in der Nähe der Miltons nachzuweisen (I. 17). Dass beide Grossmütter des Dichters nach dieser Annahme denselben Namen getragen haben würden, erklärt Masson für einen Zufall, dessen Bedeutung noch dadurch abgeschwächt wird, dass in der That schon damals die Namen Jeffrey und Jefferys unterschieden gebraucht wurden. Es scheint indess doch nöthig, auf die merkwürdige Thatsache etwas näher einzugehen, und zwar aus zwei Gründen. Erstens nämlich bin ich gar nicht fest davon überzeugt, dass Aubrey durch seine Notiz und seine Zeichnung auf die Frau von Miltons Grossvater habe abzielen wollen. Ich vermisse sowohl in meiner von Aubrey's Ms. entnommenen Kopie wie auf der photographischen Wiedergabe in Masson's Werk S. 7 eine Verbindung zwischen dem Namen Milton uud Jeffrey. Man bemerkt vielmehr zwischen beiden eine bedeutende Lücke. Auch dass die ganze Zeichnung ursprünglich durch einen Strich von dem übrigen getrennt war, scheint anzudeuten, dass Aubrey sie als einen beiläufigen Nachtrag angesehn wissen wollte, dessen Wichtigkeit aber doch so gross war, dass er die trennende Linie wieder vernichtete. Sollte nicht denkbar sein, dass er nach Vollendung der Stammtafel erfuhr, Milton's Mutter Sarah sei eine geborene Houghton, seine Grossmutter (Sarah's Mutter) sei in zweiter Ehe mit einem Jeffrey vermählt gewesen, dessen Wappen bedeutungslos und daher durchstrichen wurde, und dass er das „Bradshaw" zu tilgen vergass? Zunächst würde diese Erklärung den Zufall vom doppelten Vorkommen des Namens Jeffrey aufheben und vortrefflich mit dem Eintrag in den Registern von Allhallows stimmen. Zweitens kommt aber zur

Bestärkung Folgendes hinzu: Francis Peck sagt in seinen New Memoirs of the Life and Poetical Works of Mr. John Milton 1740, indem er Phillip's und Wood's Angaben korrigirt, S. 1: „Mr. Milton's mother (I am informed) was a Hauhgton of Haughton-Tower in Lancashire, as appears by the arms of his father and mother in pale, upon a board, a quarter of a yard square, some time since in the possession of his widow. Where, under his father's arms is wrote Milton . . . in Com. Oxon etc., under his mother's Haughton of Houhgton-Tower in Com. Lanc."

Dieser Nachricht würde man zunächst wenig Glauben beizulegen geneigt sein, da Peck diesen in den wenigsten Fällen verdient. Allein ein Mal ist die Autorität, auf die er sich beruft, „From a Letter of Roger Comberbach of Chester Esq; to William Cowper Esq; Clerk of the Parliament, dated 15. Dec. 1736", wie Masson S. 23 nachweist, nicht nur eine vertrauenswürdige, sondern in der vorliegenden Frage vermuthlich besonders wohl unterrichtete Persönlichkeit, sodann steht auch fest, dass sich unter dem Nachlass von Milton's Wittwe wirklich ein Gegenstand der beschriebenen Art befand. S. d. Inventar, veröffentlicht von J. F. Marsh 1855 aus dem „Episcopal Registry von Chester" (Masson I. 4. 23): „Mr. Milton's pictures and coat of arms."

Masson sucht sich so zu helfen, dass er das Wappen ursprünglich des Dichters Grossvater angehören und durch dessen Sohn auf den Dichter übergehen lässt. Wäre die von mir geäusserte Vermuthung richtig, so würde, wie gesagt, das doppelte Vorkommen des Namens Jeffrey entfernt, der Eintrag in den Registern von Allhallows würde mit Roger Comberbach's Notiz stimmen, man könnte sich sogar denken, wie aus einem undeutlich geschriebenen Hauhgton das Phillips'sche Caston wurde. Die Schwierigkeit, die sich an den Namen Bradshaw knüpft, bliebe allerdings bestehn. Da indessen verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den Bradshaws und Haughtons bekannt sind (Masson I. 26), so liesse sich das Vorkommen einer Verwechselung beider Namen allenfalls erklären. Ich bin weit entfernt davon auf diese Vermuthung grossen Werth zu legen. Wenn es nicht gelingt neues Material aufzufinden, dürfen wir nicht hoffen, diese genealogische Frage endgültig zu entscheiden. Eine von Joseph Lemuel Chester gemachte und im Athenaeum 1868, Nov. 7, S. 603 veröffentlichte Entdeckung scheint mir für diese Entscheidung ohne Gewicht zu sein. Er fand bei Durchsuchung der marriage allegations in der londoner bischöflichen Registratur eine Urkunde, deren Sinn, nach seiner Mittheilung, die auf Wiedergabe des Wortlauts verzichtet, folgender ist: „On the 28th of August, 1602, William Truelove, of Hatfield-Peverill, in the county of Essex, gentleman, aged about forty years, and who had been a widower about seven years, alleged that he intended to marry Margaret Jeffraye, of Newton Hall, in Great Dunmow, in the county of Essex, a maiden, aged about twenty years, the daughter of Paul Jeffray, of the parish of St. Swithin's, London, merchant taylor, deceased,

with the consent of her mother, Ellen Jeffraye, widow, whose consent was attested by John Milton, of the parish of All Hallows Bread Street, London, who married the sister of the said Margaret." Die Register der Pfarrei St. Swithin's sind leider verloren gegangen, das Testament des Paul Jeffray war nirgends zu finden, auch von dem Resultat weiterer Nachforschungen in dem Register der Merchant Taylors' Company, auf welches Mr. Hyde Clarke im Athenäum 1868, Nov. 14, als eine möglicher Weise ergiebige Fundgrube, aufmerksam macht, ist mir nichts bekannt. Die Verschiedenheit der Schreibung Jeffray und Jefferys macht allerdings nichts aus, aber doch scheint mir der Schluss J. L. Chester's sehr gewagt: „Nothing, I think, can be clearer than that the poet's mother was the daughter of Paul Jeffray (or Jefferys)... and of Ellen his wife." Nach dem oben Mitgetheilten konnte Milton's Mutter recht wohl die Tochter der Ellen Jeffray oder Jefferys sein, ohne dass ihr Vater diesen Zunamen geführt hat. Man konnte sie auch ganz wohl die Schwester von Margaret Jeffray nennen, weil beiden die Mutter gemeinsam war, endlich hindert nichts die Annahme, dass diese Mutter Ellen um 1581 sich zum zweiten Mal eben mit einem Jeffray (Jefferys) verheiratet habe, sodass ihre Tochter Margaret Jeffray 1602 „etwa 20 Jahre alt" sein konnte.

Druckfehler und Berichtigungen.

Seite	22	Zeile	12 v. o.	statt:	väterlichen, lies: väterlichem.
„	97	„	2 v. o.	„	werden, lies: wurden.
„	110	„	10 v. u.	„	Ueber die, lies: Ueber den.
„	110	„	4 v. u.	„	den Wurzel, lies: die Wurzel.
„	165	letzte	Zeile	„	nur, lies: fast nur.
„	175	Zeile	11 v. u.	„	in welche, lies: in welches.
„	193	„	8 v. u.	„	zu scheint, lies: zu sein scheint.
„	205	„	16 v. o.	„	Verwanden, lies: Verwandten.
„	241	„	11 v. u.	„	In jenen, lies: Zu jenen.
„	263	„	13 v. o.	„	John Boyle, lies: Robert Boyle.
„	328	letzte	Zeile v. u.	statt:	Offenb. Joh. 3, 20, lies: Offenb. Joh. 1, 16.

Man bittet überall statt Satyre, Satyriker, satyrisch zu lesen: Satire, Satiriker, satirisch.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

MILTON

UND SEINE ZEIT.

ERSTER THEIL.

1608—1649.

MILTON

UND SEINE ZEIT.

Von

ALFRED STERN,

ausserord. Professor der Geschichte a. d. Universität Bern.

ERSTER THEIL.

1608—1649.

Zweites Buch. Während der Revolution.

LEIPZIG.

VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT.

1877.

MILTON

UND SEINE ZEIT.

Von

ALFRED STERN,

ausserord. Professor der Geschichte a. d. Universität Bern.

ERSTER THEIL.

1608—1649.

Zweites Buch. Während der Revolution.

LEIPZIG.

VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT.

1877.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stern, Alfred,

Milton und seine Zeit

Bd.: 1,1

Leipzig 1877
Biogr. 785 dh-1,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11355599-9